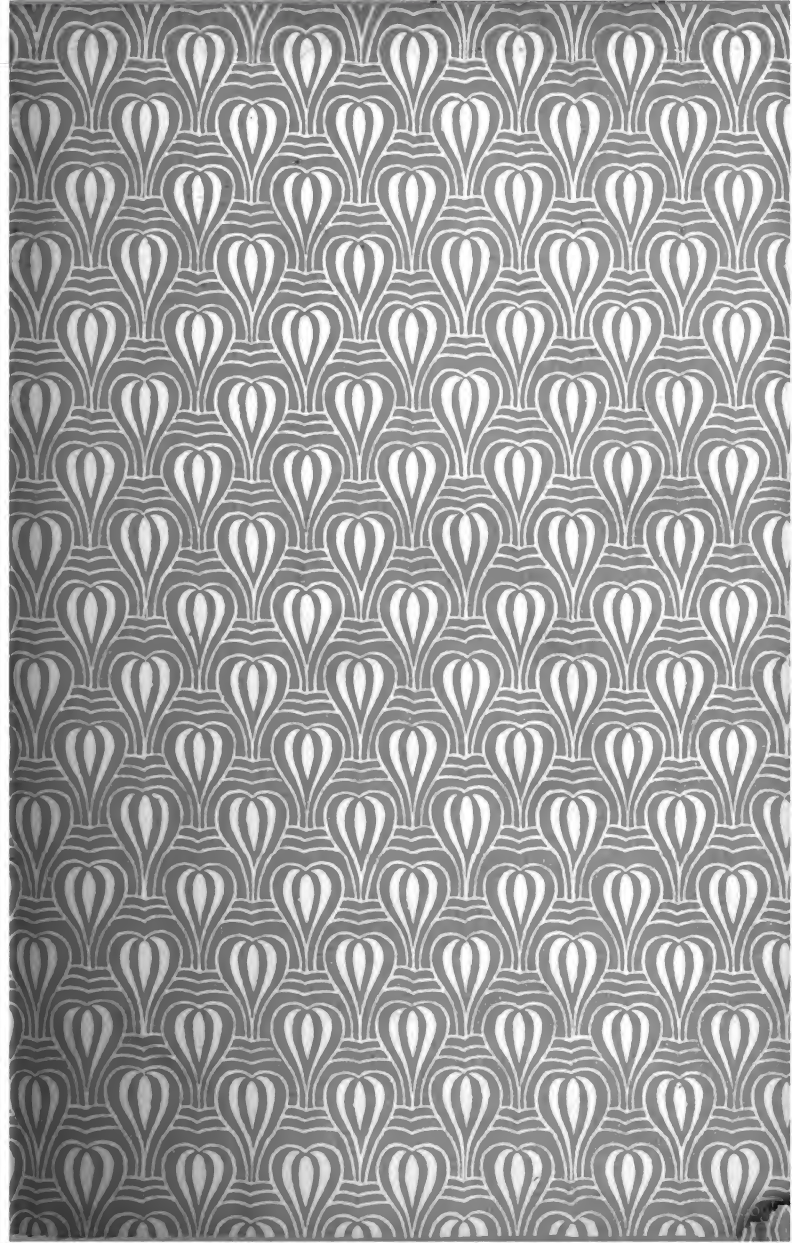


Aus Indien

Severin Noti



hak
2–

Aus Indien



Phot. Underwood & Underwood, London & New York.

Schlangenbeschwörer.

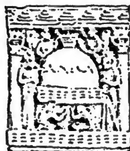
Sev. Noti S. J.

Aus Indien

Reisebriefe eines Missionärs

Mit 130 Illustrationen
und vier Karten

1. Auflage.



Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Einsiedeln — Waldshut — Köln a/Rh.

Newyork, Cincinnati, Chicago bei Benziger Brothers.
1908

Vorwort

Während meines vieljährigen Aufenthaltes in Vorderindien habe ich Gelegenheit gehabt, dieses so überaus merkwürdige Land nach verschiedenen Richtungen hin zu durchreisen. Als Sohn des schweizerischen Kantons Wallis habe ich meine jeweiligen Reiseeindrücke seiner Zeit in einigen Schweizer Zeitungen, namentlich in dem in Brig erscheinenden „Walliser Boten" veröffentlicht, und diese Berichte wurden, wie man mir versicherte, von meinen werten Landsleuten mit Interesse gelesen. Leider konnte ich mir meine Briefe aus den ersten zehn Jahren meines Aufenthaltes in Indien nicht wieder verschaffen; was aber von meiner neuern Korrespondenz noch zur Hand ist, übergebe ich hiermit einem weitern deutschen Publikum in der Absicht, dadurch das Interesse und die Sympathie größerer Kreise diesem Lande und seinen Bewohnern zuzuwenden und zu erhalten, und besonders auch die verdienstvolle Wirksamkeit der katholischen Missionäre, die dort unter der glühenden Tropensonne im Weinberge des Herrn sich abmühen, meinen Glaubensgenossen in Deutschland und der Schweiz in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Der freundliche Leser möge nicht vergessen, daß die nachstehenden Mitteilungen auf Reisenotizen beruhen, die von mir größtenteils an Ort und Stelle flüchtig zu Papier gebracht wurden, die daher auf Gründlichkeit oder gar auf

„Wissenschaftlichkeit" keinen Anspruch erheben wollen. Wenn einer über die Geographie, die Naturgeschichte, die Ethnographie und die politische Geschichte Indiens sich eingehender zu unterrichten wünscht, so fehlt es ja nicht an dickleibigen gelehrten Werken in deutscher, französischer und englischer Sprache, die ihm jeden wünschbaren Aufschluß bieten. Dieses Werklein aber will ebenso sehr dem Zwecke der Unterhaltung als dem der Belehrung dienen. Namentlich schmeichle ich mir mit dem Gedanken, daß Lehrer und Schüler der Mittelschulen in diesen anspruchslosen Skizzen eine willkommene Ergänzung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts finden werden, umsomehr als dem Texte eine sehr reiche, von der Tit. Verlagsfirma sorgfältigst ausgeführte Illustration beigegeben ist.

Einige der hier geschilderten Ausflüge datieren etwas weit zurück, aber für europäische Leser werden sie, wie ich hoffe, noch immer den Reiz der Neuheit besitzen.

Die Photographien, die den Illustrationen dieses Buches zu Grunde liegen, verdanke ich teils meinen Freunden in Tritschinapoli, Schembaganur und Körsiong, teils den Herren Buchhändlern J. Combridge u. Cie. und Clifton u. Cie. in Bombay, die mir gütigst erlaubten, dieselben für diese Arbeit zu verwerten.

Wo immer etwas aus andern Quellen in die folgenden Schilderungen eingeflochten ist, wird der Leser an Ort und Stelle auf die Originalwerke verwiesen.

Bombay, im August 1907.

Sev. Noti S. J.



Bombay. Apollo Bunder.

Erster Brief.

Bombay, die Königin des Arabischen Meeres.

Schon siebenzehn Jahre lebe, arbeite und schwitze ich auf diesem von der Tropensonne durchglühten Fleck Erde, wo das Tagesgestirn jährlich zweimal auf seiner Mittagshöhe senkrecht über meinem Haupte steht, und täglich ungefähr $4^1/_2$ Stunden früher durch den Meridian geht als bei Euch, in den lieben Schweizerbergen. Es ist daher wohl begreiflich, daß mir der Gedanke gekommen ist, Ihr, meine werten Landsleute, werdet in der alten Heimat gewiß gerne etwas vernehmen über dieses ferne Indien, wo Euer Mitbürger gewissermaßen eine zweite Heimstätte gefunden — über ein Land, das in jeglicher Hinsicht zu den merkwürdigsten Ländern der Erde zählt,

und wo auch die Ausbreitung des wahren christlichen Glaubens, der wir Missionäre ja unser gebrechliches Leben und unsere schwachen Kräfte geweiht haben, von Gottes Beistand unterstützt, von Tag zu Tag immer herrlichere Fortschritte macht.

Also frisch ans Werk!

Ich beginne die Reihe meiner anspruchslosen Schilderungen mit einer kurzen Beschreibung der Stadt Bombay, wo mir die allwaltende Vorsehung mein Arbeitsfeld zugewiesen hat, und ich hoffe, mit Hilfe der beigegebenen vorzüglichen Lichtbilder dem wißbegierigen Leser eine genügende Vorstellung von dieser indischen Großstadt beibringen zu können.

Wohl weiß ich, daß es schwierig ist, in wenigen Zeilen etwas Wissenswertes und Fesselndes über moderne Großstädte zu schreiben, ohne an den Klippen des Abgedroschenen zu scheitern oder in die Trockenheit eines Reisehandbuches zu verfallen. Doch wagen wir immerhin den Versuch!

Bombay nennt sich stolz die „Königin des Arabischen Meeres" — ein Ehrentitel, den niemand dieser Stadt absprechen kann, da sie ja die weitaus größte und wichtigste Siedelung an den Gestaden des zwischen Arabien, Persien und Vorderindien flutenden, als Durchgangsstraße des Welthandels so belebten Teiles des Indischen Ozeans ist. Doch damit ist Bombay noch nicht zufrieden; es erhebt auch den Anspruch, die Metropole, die erste und führende Stadt des gesamten britisch-indischen Kaiserreichs zu sein. Kalkutta, die gegenwärtige politische Hauptstadt, läßt allerdings diesen Anspruch seiner Nebenbuhlerin, die erste Stadt Indiens zu sein, nicht gelten und räumt demselben höchstens eine gewisse Berechtigung ein im Sinne der ältern Geographen, welche

da schreiben: ‚Venienti ex Europa Bombay urbs prima in Indis', d. h. in etwas freier Uebersetzung: ‚Für den Reisenden, der zur See aus Europa kommt, ist Bombay gewöhnlich die erste Stadt, die er in Indien antrifft.' Leider hat Bombay in den letzten Jahren durch fortgesetzte Mißernten und die ungeheure Sterblichkeit an der Pest und andern epidemischen Krankheiten schwer gelitten. Seine Bevölkerung ist darum bedeutend zurückgegangen, so daß es gegenwärtig hinsichtlich der Einwohnerzahl von Kalkutta übertroffen wird; aber als Industriezentrum und Handelsplatz ist Bombay immer noch die erste und bedeutendste Stadt Indiens — was wir noch eingehender begründen und mit Zahlen beweisen werden.

Anderswo gibt es Städte, welche mit Stolz zurückblicken können auf eine lange und ruhmvolle Vergangenheit, deren Denkmäler vielleicht dem zerstörenden Zahne der Zeit getrotzt haben und dem gegenwärtigen Geschlechte immer noch erzählen von der Größe und dem Glanze längst entschwundener Zeiten und Menschen. Andere Städte rühmen sich, die seltensten Erzeugnisse der Natur aus allen Zonen, oder die Meisterwerke der bildenden Künste aus allen Zeitaltern in ihren Museen und Sammlungen aufgehäuft zu haben. Von all diesen Dingen finden wir in Bombay wenig oder nichts. Die Anfänge der Stadt reichen nur in das 17. Jahrhundert zurück. Abgesehen von dem reichhaltigen Viktoria and Albert-Museum, welches 1871 zur Förderung der Naturgeschichte Indiens gegründet wurde, ist Bombay im Verhältnis zu seiner Größe und seinem Reichtume arm an wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Auch für das Studium der altindischen Kunst ist hier kaum etwas zu holen. Berühmt und viel besucht

dagegen sind die nahegelegenen Inseln Salsette und Elefanta, wo sich zahlreiche und ausgedehnte Höhlentempel befinden, in welchen die Hindu bis zum heutigen Tage zu gewissen Zeiten ihre religiösen Zeremonien feiern. Die riesigen, aber meistens sehr häßlichen Bildwerke, die in dem geheimnisvollen Dunkel dieser Grotten aufgestellt sind, machen auf den Beschauer einen tiefen und unheimlichen Eindruck.

Die Lage von Bombay ist sehr merkwürdig. Ungefähr in der Mitte der Westküste der dreieckigen vorderindischen Halbinsel liegt nahe am Festlande eine Gruppe kleiner Inseln. Eine dieser Inseln ist die 55 km² große Insel Bombay, die auf ihrer Südseite unter 18°55' n. Br. die gleichnamige Stadt trägt. Die Insel ist nördlich durch einen schmalen Kanal, über den eine Eisenbahn und eine Brücke führen, von der Insel Salsette, dem größten Eilande der Gruppe, getrennt; nach Süden streckt sie zwei schmale Landzungen aus. Die westliche Zunge trägt die Vorstadt Malabar Hill, wo zwischen prachtvollen Gärten und Palmenhainen das Haus des Gouverneurs, die „Türme des Schweigens“ (Begräbnisstätten der Parsen) und zahlreiche schmucke Landhäuser der Europäer und der reichen Eingebornen sich befinden; von den höher gelegenen Punkten aus genießt man eine unvergleichliche Aussicht auf die Stadt und den Hafen. Die längere östliche Landzunge, die früher aus zwei Inseln (Kolaba und Old Woman's Island) bestand, trägt einen Leuchtturm, eine Sternwarte, mehrere Krankenhäuser, große Baumwollenfabriken, Artilleriewerkstätten, Lagerhäuser u. s. w. Nördlich davon liegt der Castle genannte Stadtteil mit dem Post- und Telegraphenamt, dem Justizpalast, dem Regierungspalast, der



Bombay. Viktoria-Bahnhof (im Vordergrund) und Rathaus.

Universitätsbibliothek mit hohem Turm, einem Asyl für Seeleute, der Stadthalle ebenfalls mit reicher Bibliothek u. s. w., alle überaus prächtig und doch praktisch und mit Rücksicht auf das Tropenklima gebaut, mit ausgedehnten Plätzen und im Westen umrahmt von der breiten Esplanade, wo ein Standbild der Königin Viktoria sich erhebt; auf der östlichen oder Hafenseite liegen hier der Apollo Bunder, der Hauptlandungsplatz der Dampfer, und das alte Kastell. Zwischen den beiden Landzungen breitet sich das ausgedehnte Eingebornenviertel (Black Town) aus, an das sich nach Norden das Fabrikquartier Byculla anschließt. Zwischen der Stadt der Eingebornen und dem Prachtquartier Castle liegt der Viktoria-Bahnhof der Great Indian Peninsular-Eisenbahn, wohl einer der großartigsten Bahnhöfe der Welt. Nördlich von ihm befinden sich die größten Hafenbassins und der paradiesische Viktoria-Park mit Museum, botanischem und zoologischem Garten und einer Statue des Prinzen Albert. Im ganzen besitzt Bombay 9 öffentliche Plätze, zahlreiche Hindutempel, 89 Moscheen, anglikanische, römisch-katholische und armenische Kirchen und eine Synagoge, ferner ein Dutzend Banken, 13 Konsulate, darunter ein deutsches, 11 Hospitäler eine Irrenanstalt und sogar ein Spital für Tiere. Die Stadt ist Sitz der Regierung der gleichnamigen Präsidentschaft, die eine Ausdehnung von 502,722 km² und eine Bevölkerung von 25½ Millionen hat. Bombay zählte 1891 noch 821,000 Einwohner, 1901 aber nur mehr 770,840. Von diesen sind ⅔ Hindu, ⅕ Mohammedaner und nur 12—13 000 Europäer, während Parsen, Belutschen, Perser, Armenier, Araber, Juden &c. den Rest bilden.

Als die Insel Bombay 1530 von einem auf Salsette

herrschenden Fürsten an die Portugiesen abgetreten wurde, war dieselbe mit Palmenwäldern bedeckt und nur von wenigen Fischern bewohnt. Sie hieß damals Monbaïm oder Bombaïm, in welcher Benennung man den Namen der Lokalgöttin Mumba finden will. Naheliegend, aber unrichtig ist die Ableitung des Namens Bombay vom portugiesischen Bôa bahia („Gute Bucht"). 1661 wurde die Insel bei der Heirat Karls II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina als Mitgabe an England abgetreten und etwas später (1668) von der englischen Regierung der Ostindischen Kompagnie überlassen. Die Engländer erkannten sofort die für Handel und Schiffahrt so geeignete Lage der Insel und gründeten an der Südspitze derselben, da wo schon die Portugiesen eine befestigte Faktorei errichtet hatten, die Stadt Bombay. Um die neue Stadt rasch zu bevölkern, erklärte man sie als Freistätte, und bald strömten ihr von allen Seiten Flüchtige und Verfolgte jeder Art zu, so daß sie schon 12 Jahre nach der Ankunft der Engländer 60,000 Einwohner zählte. 1686 wurde die Regierung der englischen Besitzungen von Surate hierher verlegt. Doch konnte Bombay sich nicht zu einer Handelsstadt ersten Ranges erheben, so lange die benachbarten Inseln und Festlandsküsten unter der Herrschaft der Portugiesen oder einheimischer Fürsten standen. Erst mit der völligen Unterwerfung der kriegerischen Mahratten und der Einverleibung ihres Gebietes in den Besitz der Kompagnie (1818) beginnt die Glanzzeit der Stadt. 1853 wurde als erster Schienenweg in Indien die kurze Strecke von Bombay bis Tannah, dem Hauptorte der Insel Salsette, eröffnet, während jetzt zwei Eisenbahnlinien, die Great Indian Peninsular- und die Bombay, Baroda and Central

India-Bahn, die Stadt mit allen Teilen des Kaiserreiches verbinden und ihr von Nord, Ost und Süd die Reichtümer Indiens zuführen. Mit der Eröffnung des Suezkanals (1859) wurde Bombay für die Europäer die eigentliche Eingangspforte Indiens und zugleich die wichtigste Handelsstadt des ganzen Landes. Einen gewaltigen Aufschwung nahm Bombay infolge des amerikanischen Bürgerkrieges (1860—65). Bald nach dessen Ausbruch stieg in Liverpool der Preis der indischen Baumwolle von $2^1/_2$ auf $19^2/_3$ Pence das Pfund; Bombay diktierte den Preis der Baumwolle der ganzen Welt und exportierte in 5 Jahren insgesamt für 2 Milliarden und 697 Millionen Franken von diesem unentbehrlichen Rohstoffe. Ungeheure Reichtümer flossen während dieses Zeitraumes in die Stadt; Luxusbauten erhoben sich an allen Ecken und Enden; wahnsinnige Spekulationen wurden gemacht; Bombay war eine riesige Baumwollenbörse geworden und träumte schon davon, London aus dem Felde zu schlagen. Doch Hochmut kommt vor dem Falle — wie überall, so auch hier. Kaum hatte der amerikanische Krieg mit der Uebergabe von Richmond durch den Sonderbundsgeneral Lee (3. April 1865)



Bombay. Am Hafen.



Bombay. Zentralbureau der Bombay-Baroda- und Central-India-Bahn.

ein Ende gefunden, als plötzlich der Preis der Baumwolle in Liverpool von 19½ auf 11 Pence fiel. Das war für Bombay der Krach: der Geschäftsgang stockte und mehr als 80 große Handelsfirmen brachen zusammen. Es war aber doch in den vorhergehenden Glücksjahren so viel Geld in die Stadt geflossen, daß man nach der ersten Bestürzung und Verwirrung rasch wieder Mut zu fassen begann. Es kamen bald wieder bessere Zeiten; Handel und Industrie blühten wieder auf und die Entwicklung der Stadt nahm ihren regelmäßigen Fortgang, der nur in den letzten Jahren durch die schon erwähnten Ursachen (Hungersnot und Pest) etwas verzögert wurde. Im Jahre 1890 betrug der Wert der Ausfuhr von Baumwolle wieder 364 Mill. Fr. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind, nebst der Baumwolle, Getreide und Opium. Der indische Getreideexport über Bombay beziffert sich, je nach den Ergebnissen der

Ernte, jährlich auf 25 bis 125 Millionen Fr. Jährlich werden ungefähr 5 Millionen Pfund Opium von Bombay aus nach China verschifft — aus ganz Indien 13 Millionen Pfund; dieser Artikel, der Staatsmonopol ist, bringt der Regierung allein jährlich ungefähr 120 Millionen Fr. ein. Im Jahre 1901 betrug die Einfuhr 263½ Millionen Rupien*) (439 Millionen Fr.), die Ausfuhr 271½ Millionen Rupien (452½ Mill. Fr.); letztere ergab gegen das Vorjahr einen Ausfall von insgesamt 30 Millionen Rupien (ungefähr 50 Millionen Fr.), welcher namentlich der Dürre von 1899 zuzuschreiben ist. Vom Gesamthandel Indiens beansprucht Bombay über 40 Prozent; es hat Kalkutta in dieser Hinsicht weit überflügelt.

Die Industrie von Bombay ist sehr bedeutend. Den ersten Rang nimmt die Baumwollindustrie ein, welche in 80 großen Fabriken rund 2 Millionen Spindeln, 20,000 Webstühle und 80—90,000 Arbeiter beschäftigt. In diesem Industriezweige ist Bombay die gefürchtetste Nebenbuhlerin der großen Fabrikstädte Lancashires geworden. Außerdem sind zu nennen: die Müllerei; die Papierfabrikation; verschiedene Kunstindustrien, die Seidenstoffe, Stickereien, Teppiche, Gold- und Silberdraht, Lederwaren, Eisenwaren, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Mosaiken u. s. w. erzeugen. Das kostbare Holz des Sandelbaumes (Santalum album), der hauptsächlich im Königreiche Maisur ausgedehnte Wälder bildet, wird zu allerlei kleinen Gegenstän-

*) Die indische Münzeinheit ist die Rupie, ursprünglich = 2 Mark = 2,50 Fr. Infolge der niedrigen Silberpreise war der Kurs 1894 bis auf 1 Mark = 1,25 Fr gesunken. Seit 15. Sept. 1899 ist die englische Goldwährung in Indien eingeführt. Die Rupie ist seitdem eigentlich nur Rechnungsmünze und ihr Wert ist auf 13,33 Pence festgesetzt. Also 15 Rupien = 1 Pfd. St., 1 Rupie = 1,66 Fr. = 1,33 M.

den verarbeitet, die im Handel als Bombay Work bekannt sind.

In den letzten Jahrzehnten hat sich Bombay nicht bloß vergrößert, sondern auch ungemein verschönert. Man hat die Kais verlängert und neue, riesige Werften angelegt; man hat die sumpfigen Niederungen (Flats) im Norden der Stadt ausgetrocknet und erhöht, und hier teils Fabriken und Arbeiterwohnungen aufgeführt, teils herrliche öffentliche Anlagen und Spaziergänge geschaffen. Die Hügel der Umgebung haben sich mit reizenden Landhäusern bedeckt. Man hat ungeheure Opfer gebracht, um die Stadt, die früher mit Recht als eine der ungesundesten der tropischen Zone verrufen war, mit den neuesten und zweckmäßigsten sanitarischen Einrichtungen zu versehen. Die Hauptsorge der Stadtverwaltung bildete von jeher die Beschaffung von genügendem Trinkwasser, sowie die Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten. Schon in den Jahren 1853—60 hat man in einer Entfernung von 20 km auf der Insel Salsette das Flüßchen Goper gefangen genommen und zu einem künstlichen See von 560 ha Oberfläche gestaut; das Wasser wird auf einem Damme nach Bombay geleitet, wo es in gewaltigen Reservoirs aufbewahrt und in alle Quartiere der Stadt verteilt wird. Als sich später bei der raschen Vermehrung der Bevölkerung diese Zufuhr als ungenügend erwies, hat man in der Entfernung von 86 km auf dem benachbarten Festlande noch ein weit größeres Sammelbecken, dessen Oberfläche nicht weniger als 20 km² mißt, angelegt, von wo das Wasser in Gußröhren, zum Teil über Viadukte, nach Bombay geleitet wird. Dieses Riesenwerk liefert mit dem Stausee von Salsette eine solche Wasserfülle, daß es auf jeden Einwohner täglich ungefähr 250 Liter trifft.

Mehr Kopfzerbrechen verursacht den Vätern der Stadt der Kampf gegen die menschenmordenden Epidemien. Ungeheure Summen hat man schon auf die Sanierung des Bodens und die zweckmäßige Beseitigung der Abfallstoffe verwendet; aber der Erfolg entsprach nur teilweise den Erwartungen, hauptsächlich weil bei der niedrigen Lage gerade der bevölkertsten Stadtteile in den Kloaken kein genügender Abfluß hergestellt werden kann. Dieser Umstand in Verbindung mit dem heiß-feuchten Klima und den unreinlichen Gepflogenheiten der Eingebornen muß Bombay trotz aller Gegenmaßregeln zu einem wahren Treibhause von unsichtbaren Miasmen und Krankheitserregern aller Art machen. Die Cholera herrscht hier in gewissen Quartieren jahraus und jahrein. Die schwarzen Pocken halten ihre Ernte vorzugsweise in den ersten Monaten des Jahres. Bösartige Fieber raffen in jeder Jahreszeit Tausende hinweg. Doch der Schrecken aller Schrecken ist die Beulenpest, die seit September 1896 hier ihr Standquartier aufgeschlagen hat und bis jetzt (Januar 1902) ihre grauenhaften Verheerungen anrichtet.

Die Bedeutung von Bombay beruht in erster Linie auf seinem Hafen, der zwischen der Inselstadt und dem Festlande meilenweit sich hinzieht und geräumig genug ist, alle Kriegsflotten der Erde aufzunehmen. Längs des Ufers reihen sich große und kostspielige Bassins aneinander, über 30 an der Zahl, von denen die zwei bedeutendsten der Prince's Dock und der Viktoria Dock sind. Ersterer hat 125 Millionen Fr. gekostet und bietet Raum für 24 große Schiffe; letztere hat 88 Millionen gekostet und kann 20 große Fahrzeuge aufnehmen. Im Jahre 1901 liefen in den Hafen ein: 878 Dampfer von 1, 102,752 Tonnen und 651 Segelschiffe von 60,114



Bombay. Esplanade; im Vordergrund das Regierungsgebäude.

Tonnen, darunter waren 45 deutsche Dampfer von 63,011 Tonnen. Stadt und Hafen sind gegen allfällige feindliche Angriffe von der Seeseite her gut geschützt. Auf allen Landvorsprüngen sind starke Batterien mit weitreichenden Geschützen aufgestellt; unter den 60 Kanonen sind 10 vom größten Kaliber. Am Hafeneingange lauern zahlreiche Torpedo-Batterien, die jedes feindliche Schiff gebührend empfangen würden. Zwei Turmschiffe liegen ständig im Hafen. Die Garnison besteht aus einem Regimente englischer, mehreren Bataillonen indischer Infanterie und 5 Batterien. Alles dieses sichert uns vorläufig gegen jede feindliche Invasion.

Doch genug der trocknen Zahlen, die den Leser wohl in Staunen setzen, ihm aber doch keine anschauliche Vorstellung gewähren können! Unternehmen wir lieber einen kleinen Streifzug durch die Plätze, Straßen und Gassen der so merkwürdigen Stadt, welche auf den Europäer, der hier zum ersten Mal den Boden Indiens betritt, immer einen höchst bedeutenden, ja unvergeßlichen Eindruck hervorbringt.

Wir können vom schon genannten Apollo Bunder aus in nördlicher Richtung im Schatten einer doppelten Palmenallee eine Strecke von ungefähr 2 km zurücklegen und dabei rechts und links Monumentalbauten ersten Ranges bewundern, die alle möglichen abendländischen Stilformen aufweisen und vielfach an venetianische oder florentinische Palastbauten erinnern. Doch diese schwerfälligen steinernen Prunkgebäude könnten in jeder beliebigen europäischen Stadt stehen und sie haben nur den einen Fehler, daß sie nicht recht zu der sie umgebenden üppigen Tropenvegetation passen. Wie originell, wie zierlich und ansprechend sind dagegen die Häuser der wohlhabenderen Eingebornen mit ihren reich ge-

schnitzten und bemalten Holzpfeilern, ihren bunten Balkonen und vorspringenden Dächern, oder die vielen indischen Tempel und Pagoden, die mit ihren hohen, in Gold und Farben schimmernden Bekrönungen die tiefgrünen Wäldchen der Kokospalmen überragen! Doch verweilen wir nicht zu lange an diesen Stätten des offiziellen Prunkes, des raffinierten Luxus und des behaglichen Lebensgenusses! Nachdem uns noch die Anhöhe Malabar Hill ein zauberhaftes Gesamtbild des blauen Meeres, der ausgedehnten Stadt und des innern Hafens mit seinem Mastenwalde geboten, wollen wir unsere Schritte der so merkwürdigen Hindustadt zulenken, um da mit den Augen des christlichen Menschenfreundes zu betrachten, wie die übergroße Mehrheit der Einwohnerschaft, das eigentliche Volk, lebt und webt, arbeitet und ruht, des Daseins Freuden genießt und dessen Schmerzen erduldet.

Als günstigsten Zeitpunkt für unsern Beobachtungsspaziergang wählen wir die Stunden vor Sonnenuntergang, weil dann Tausende und Tausende von ihrem harten Tagewerk in ihre Wohnungen zurückkehren. Wir verlassen vor dem großen St. Xaviers College die breiten Tramstraßen, um in die engen und vielverschlungenen Gassen und Gäßchen der „Schwarzen Stadt" einzubiegen. Doch hier heißt es vorsichtig sein und achtgeben auf alles, was zu unsern Füßen oder über unsern Köpfen vor sich geht. Am besten spannt man gleich seinen Reiseschirm auf, nicht etwa gegen Regen oder Sonnenschein, sondern als Schutzwehr gegen all das, was aus den Fenstern oder von den weit vorspringenden Balkonen auf die schmale Straße hinunter geworfen oder gegossen wird. Wehe den Kleidern des unvorsichtigen Passanten! Denn was da von oben kommt, gehört in sämtliche



Rekla (leichtes Ochsengespann).

Kapitel der organischen Chemie und befindet sich in allen möglichen Aggregatszuständen. Vor einer Wohnung eingeborner Arbeiter machen wir Halt. Wir gucken zur Türe hinein und erblicken einen Raum, welcher etwa 5 m lang lang und nur 1 m breit ist. Dieses armselige Gelaß ist nicht nur Wohn- und Schlafzimmer für ein Dutzend menschlicher Wesen, sondern auch noch Stall für die unentbehrliche Ziege, die „Kuh der Armen". Der gestrenge Hausbesitzer verlangt für dieses elende Loch monatlich 5 Franken, was ungefähr den vierten Teil des Arbeitsverdienstes des Familienvaters ausmacht. Von den Dachsparren hangen zerfetzte Kleidungsstücke wie riesige Spinngewebe herunter. Einige hölzerne Koffern mögen wohl die bescheidenen „Familienschätze" bergen. Der enge Raum wird durch ein einziges Fenster spärlich beleuchtet, und dieses ist erst noch fest zugenagelt, so daß nur durch die Türe ab und zu ein Hauch erfrischender Luft in diese Behausung eindringt. Zu den

ranzigen Ausdünstungen so vieler Menschen kommt noch der übelriechende und beißende Rauch eines Kuhmistfeuers, der uns Neulingen Tränen in die Augen treibt und einen heftigen Hustenanfall verursacht; die Insassen aber scheinen an diese Dinge und an noch Schlimmeres gewöhnt zu sein. Da sitzen ihrer 10 oder 12 auf dem Boden — Tische oder Bänke sind nicht vorhanden — und nehmen ihr Abendbrot ein. Dünne Kuchen aus Schwarzmehl mit etwas Pfeffersauce bilden das ganze Menu des Mahles. Die armen Leute schwitzen in der heißen Stickluft aus allen Poren. Kein Wunder, daß während der schönen Jahreszeit der größte Teil der ärmeren Bevölkerung nach des Tages Hitze und Last aus diesen verpesteten Räumen ins Freie eilt, um da unter freiem Himmel, auf den offenen Straßen und Plätzen zur wohlverdienten Nachtruhe sich hinzustrecken. Die Straße ist hier für die Eingebornen der beliebteste



Bombay. Crawford Market (Hauptmarkthalle).

Schlafsaal und ermangelt als solcher nicht eines gewissen poetischen Reizes. Oben am Himmelsgewölbe funkeln die Sterne; um die Hausdächer schwärmen mit leisem Fluge Tausende von Fledermäusen, Nachtfaltern und Leuchtkäfern; ein kühlendes Lüftchen rauscht geheimnisvoll in den mächtigen Blättern der nahen Palmen. An den Rändern der Straßen und Gassen aber, zwischen Haufen von Kehricht und verwesenden Abfällen ruhen und schlafen auf dem harten Boden Hunderte und Tausende von armen Menschen. In langen Reihen liegen sie da, wie tote Soldaten auf einem Schlachtfelde. Wo aber werden alle diese Nachtfrischler Unterkunft finden, wenn die Regenzeit wieder anbricht? Die Lösung dieser Frage ist einfach, aber grausam. Der Regen wird die Armen wieder zurücktreiben in die engen, dumpfigen und qualmerfüllten Wohnungen, wo alle, jung und alt. groß und klein, sich zusammendrängen werden, wie eine Herde Schafe im Stalle. Wenn noch obendrein der Würgengel der Cholera oder gar der Pest hier einkehrt, dann wehe den Aermsten!

Man sollte glauben, diese Menschen wären tief unglücklich und reif für eine soziale Umwälzung. Gewiß fühlen sie ihre Not und ihr Elend, aber wahrhaft unglücklich sind sie deswegen nicht. Sie denken auch keineswegs daran, an den uralten Grundlagen der indischen Gesellschaft zu rütteln, und Aufwiegler würden hier schlechte Geschäfte machen. Wenn man den Leuten Teilnahme bezeugt und sich über ihre Lage und ihre Wünsche erkundigt, so kann man oft die Worte vernehmen: „Es war eben unser Los, in diesen Verhältnissen geboren zu werden. Was können wir dagegen tun? Keiner kann seinem Schicksale entgehen!“ Diese fatalistische Stimmung befähigt die Inder, die Lasten und



Bhiskies (Straßenbesprenger).

Leiden des Lebens geduldig zu ertragen und selbst dem Tode mit unglaublicher Ruhe ins Auge zu schauen. Ueberdies glauben alle an ein zukünftiges Leben und an eine gerechte Vergeltung im Jenseits; besonders erwarten sie Bestrafung der bösen Reichen und Belohnung der guten Armen. Uebrigens ist hier der nötige Lebensbedarf sehr billig, und der gewöhnliche Arbeiter kann mit seinem monatlichen Lohne von etwa 20 Fr. bei einiger Einschränkung schon hienieden zuweilen sich etwas gütlich tun, so daß das Losungswort auch hier heißt: Saure Wochen — frohe Feste! Namentlich die vielen Götterfeste sind für die arbeitenden Klassen Tage der Lust und Freude. Das harte Eis der Sorge schmilzt leicht weg von diesen natürlich guten Herzen. Es braucht sich bloß ein Musikant an der nächsten Straßenecke hören zu lassen, und alle Ohren lauschen begierig den Tönen und alle Mienen heitern sich auf; denn ein bißchen Musik

ist für diese harmlosen Naturkinder „Kismut", d. i. ein guter Zufall.

Um zu sehen, wie diese indische Großstadt mit ihren 770,843 Einwohnern Tag für Tag verproviantiert wird, wollen wir jetzt dem Crawford Market, der Hauptmarkthalle von Bombay, einen flüchtigen Besuch abstatten. Wir wählen dazu die ersten Morgenstunden.

Da die Insel, auf der Bombay liegt, sowie die benachbarten Inseln wenig fruchtbar sind, so muß der größte Teil der Lebensmittel vom Festlande her der gewaltigen Stadt zugeführt werden. Dank der ausgezeichneten Transportmittel sind die Märkte täglich schon in der Frühe mit Fleisch und Fischen, Gemüsen und Früchten aller Art reichlich versehen. Der Bedarf an Fleisch ist zwar bei weitem nicht so groß wie etwa in einer europäischen Stadt gleicher Größe, da die Hindu nach ihren religiösen Satzungen nichts essen dürfen, was getötet worden ist, und daher dieses Nahrungsmittel als einen Greuel verschmähen. Sonderbarerweise bezieht sich dieses Verbot nur auf warmblütige Tiere, nicht aber auf Fische und andere Wasserbewohner. Man hatte nämlich bemerkt, daß viele Wassertiere nach ihrem Tode noch gewisse Zuckungen ausführen, und dies galt den indischen Schriftgelehrten als Beweis, daß solche Tiere nach dem Tode eigentlich noch immer lebendig seien, und daher ohne Bedenken verspeist werden dürfen. Dieser Umstand gibt zahllosen Fischern Beschäftigung und Verdienst. Hunderte von Fischerbooten sind tagsüber längs der Küste in langen Linien aufgestellt und lauern auf Beute; die Segel anderer Boote sieht man am fernen Horizonte zwischen Himmel und Wasser als weiße Fähnchen schweben. Wenn die Fischer gegen Tagesanbruch ans Land fahren,



Bombay. Blick von Malabar Hill auf das Eingeborenenviertel.



Bombay. Pydhonie, eine Straße im Eingeborenenviertel.

warten schon zahlreiche Marktweiber auf sie, um ihnen die Beute abzukaufen und dieselbe unverweilt in Körben auf ihren Köpfen zu den Verkaufsplätzen zu tragen. Im vorigen Jahre wurden zur Ernährung der fleischessenden Minderheit der Stadtbevölkerung hauptsächlich aus Gudschrat und aus dem Dekan eingeführt: 1439 Büffel, 48,425 Stück anderes Rindvieh und 693,126 Schafe und Ziegen. Doch keines von diesen Tieren kam lebend nach Bombay, da in der Stadt selbst nicht geschlachtet werden darf. Zur Zeit der Portugiesen befand sich in Bandora auf der Insel Salsette ein großes Jesuiten-Kolleg mit Kirche. An der gleichen Stelle steht jetzt ein großes, mit allen modernen Einrichtungen versehenes Schlachthaus. Dorthin bringt die Eisenbahn täglich in langen Zügen Hekatomben von Schlachttieren, welche sofort getötet und zugerichtet werden. Abends 10 Uhr geht der Proviantzug nach Bombay ab: 10 große und wohlverschlossene Wagen mit Rindfleisch, und 19 Wagen mit Schaf- und Ziegenfleisch, jeder gezogen von zwei gewaltigen Gudschratochsen. Und so finden wir denn schon am frühen Morgen in der geräumigen Fleischhalle des Crawford Market Berge frischen Fleisches aufgehäuft. In der anstoßenden Fruchthalle ist alles aufgestapelt, was das tropische und subtropische Klima an köstlichen Früchten und Gemüsen hervorbringt. Viele dieser Erzeugnisse des Pflanzenreiches haben einen Weg von Hunderten von Kilometern zurückgelegt. Zwiebeln, Spinat und andere grüne Gemüse sind während der Nacht auf Booten vom nahen Festlande herübergebracht worden. Die Stationen längs der indischen Westküste haben uns Kokusnüsse, Bananen, Ananas, Mangoäpfel (Frucht von Mangifera indica), die melonenförmigen Früchte des Brotbaumes

(Artocarpus incisa) und noch viele andere schätzbare Früchte, die meinen europäischen Lesern nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, geliefert. Von der kühlern Hochebene des Dekan herunter hat uns die Eisenbahn Hülsenfrüchte, Kohlarten, Kartoffeln u. s. w. gebracht. Nagpur sendet uns seine saftigen Apfelsinen, Nasik seine süßen Trauben, Bangalur seine vorzüglichen Aepfel u. s. w. Selbst aus weiter Ferne, aus Kaschmir, Afghanistan, Persien, Arabien, ja sogar aus Italien und Australien kommen allerlei Früchte und sonstige Nahrungsmittel auf den Markt von Bombay. Hier, wo auf kleinem Raume die edelsten Erzeugnisse der Mutter Erde aufgehäuft sind, bekommt man erst einen rechten Begriff von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropenländer.

Doch setzen wir unsern Morgenspaziergang fort und betrachten wir ein wenig das Leben und Treiben auf den Straßen. Zu diesem Zwecke stellen wir uns im belebtesten Teile der Eingebornenstadt, im Viertel Pydhonie, an einem Punkte auf, wo fünf Straßen sich kreuzen, und wir wollen versuchen, von unserm Beobachtungsposten aus im Menschenstrome, der an uns vorüberflutet, einige der interessantesten Erscheinungen festzuhalten.

Sobald nach kurzer Dämmerung das strahlende Tagesgestirn am östlichen Horizont sich erhoben und mit seinem heißem Hauche das die Inselstadt überlagernde Dunstmeer zerstäubt hat, ist auch Bombay wieder erwacht und der leidige Kampf ums Dasein treibt aufs neue die Bewohner zum gewohnten Tagewerk. Da kommt auf einem prächtigen Pferde ein vornehmer Araber gesprengt, der wohl einen morgendlichen Spazierritt macht. Dem Reiter folgt ein zweirädriger Wagen, von zwei Ochsen gezogen, die mit

Schellengeklingel rasch vorwärts traben; die Insassen sind Köche, die auf den Markt fahren, um ihre Einkäufe zu machen. Die in Bombay beschäftigten Köche und Kellner kommen größtenteils aus der portugiesischen Besitzung von Goa und nennen sich auch Portugiesen, sind aber meistens echte Hindu oder doch Mischlinge. Alt-Goa, das im 16. und 17. Jahrhundert der Stapelplatz des europäisch-indischen Handels war, zur Zeit seiner Blüte 200,000 Einwohner zählte, und als „goldenes Goa" (Goa dourada) gepriesen wurde, ist schon seit langem völlig verfallen, eine wahre Ruinenstadt mit wenigen Hunderten von Einwohnern. Neu-Goa oder Pandschim, 8 km westlich von der „Altstadt" gelegen, hat etwa 20,000 Einwohner und treibt trotz seines schlechten Hafens immer noch ansehnlichen Handel. Die ganze Kolonie zählt gegenwärtig ungefähr 400,000 Seelen, und die jungen Leute begeben sich meistens nach Bombay und andern Städten des britischen Indiens, wo sie als Köche, Aufwärter, Hausdiener, Bureauschreiber, ja sogar als Aerzte und Rechtsanwälte lohnende Beschäftigung finden. Hauptsächlich dieser Einwanderung aus Goa und aus den kleinen portugiesischen Besitzungen Diu und Daman ist es zu verdanken, daß Bombay jetzt an 40,000 Katholiken zählt, von denen manche gute Studien



Eingeborner Polizist.



Straßenbarbier.

gemacht haben und in höheren Lebensstellungen wirken. Was dem Europäer im Straßenleben von Bombay auffällt, das ist die große Zahl der eingebornen Radfahrer. Die Hindu sind in mancher Beziehung große Kinder, und Schnelligkeit der Bewegung übt auf sie, wie auf alle Kinder, einen gewaltigen Reiz aus. Sie sind darum auf Eisenbahn- und Radfahren ganz versessen. Obwohl hier jedes Rad jährlich mit 8 Rupien besteuert ist, sind doch über 2000 solcher Maschinen im täglichen Gebrauche. Da strampelt eben ein stattlicher Hindu vorbei. Der Mann, der offenbar einer höhern Klasse angehört, ist reich gekleidet, aber — ohne Hosen. Ein Radler ohne dieses, nach unseren Begriffen unentbehrliche Kleidungsstück wäre in Europa unmöglich, hier aber kann man sehen, wie ein Paar Sandalen, ein zierliches Lendentuch, das fast bis auf die Füße hinabreicht, ein langes Obergewand und ein golddurchwirkter Turban den Menschen ebenso anständig und jedenfalls

weit geschmackvoller kleiden, als die gewöhnliche, im Grunde so häßliche europäische Modetracht. — Originelle Straßenfiguren sind hier ferner die Straßenbesprenger (Bhisties). Jeder trägt auf seinem Rücken einen großen, mit Wasser gefüllten Schlauch aus einem gegerbten Ziegenfell, dessen Halsteil die Oeffnung bildet. Ein solcher Wassermann weiß seinen einfachen Behälter so geschickt zu handhaben, als ob dieser mit der besten Patentspritze versehen wäre. — Dort kommt ein mohammedanischer Leichenzug daher. Die Männer mit ihren langen und wallenden Bärten und ihren ernsten Blicken flößen Respekt ein; ihr Gesang hört sich an wie ein christlicher Psalm. Niemand, nicht einmal die Regierung, getraut sich, in die religiösen Angelegenheiten der Mohammedaner sich einzumischen; denn bei diesen glimmt unter der Asche beständig die Glut des Fanatismus. Innerhalb der letzten dreißig Jahre haben sie hier schon dreimal losgeschlagen, und zwar der Reihe nach gegen die Parsen, die Hindu und die Europäer. Bombay zählt ungefähr 150,000 Mohammedaner. Zum Glücke für uns alle sind dieselben keineswegs stramm unter sich geeinigt, da sie, gleich den Hindu, in mehrere Klassen oder Kasten sich scheiden, von denen die Bhora-, die Memon- und die Khojakaste die bedeutendsten sind. Das jetzige Haupt der Khojakaste ist ein in Bombay in der Verbannung lebender Prinz des regierenden persischen Herrscherhauses. Bemerkenswert ist der Umstand, daß dieser Prinz von einem ehemaligen Jesuitenzöglinge erzogen wurde, und daß mehrere seiner Vettern im Jesuitenkolleg St. Mary in Bombay ihre Ausbildung erhielten. Die tolerante und weitherzige Gesinnung, welche diese modernen Verehrer des „Propheten" gegenwärtig an den Tag

legen, macht ihren frühern Erziehern und Lehrern alle Ehre. — Auf Trauer folgt Freude! Nach dem Leichenzuge defiliert eine Gesellschaft von wandernden Musikern und Sängern an uns vorbei. Es ist kaum möglich, die Melodien der Inder in europäische Musiknoten zu setzen; man muß diese Weisen mit eigenen Ohren anhören, um sich einen Begriff davon bilden zu können. Gegen ein kleines Trinkgeld tragen die Sänger auch patriotische Kriegslieder aus dem Mahabharata, dem uralten indischen Nationalepos, vor. Auf die Musikanten folgte eine Bande von Akrobaten und Seiltänzern, deren Vorstellungen beim gemeinen Volke sehr beliebt sind. Jetzt erscheint ein wandernder Barbier, der überall bereit ist, eine Probe seiner Kunstfertigkeit abzulegen. All sein Handwerkzeug, selbst ein Fläschchen Wasser zur Bereitung des Seifenschaumes, trägt der Verschönerungskünstler in einer umgehängten Ledertasche bei sich. Stühle und Handtücher sind überflüssig; der Künstler und sein Kunde hocken einfach auf den Boden nieder. Den Fortgang der schwierigen Prozedur verfolgt der Klient aufmerksam in einem kleinen Handspiegel. Die zahlreichen Barbiere, wie überhaupt alle Zünfte der Gewerbetreibenden, der Handwerker und sogar der Künstler, gehören zu den niedern und zum Teil unreinen Kasten. Die oberste Kaste bilden die Brahmanen, deren Zahl in ganz


Bettelweib.

Indien 10—11 Millionen beträgt und die schon durch ihre hellere Hautfarbe zeigen, daß sie sich mehr als alle übrigen Kasten rein erhalten, sich nicht mit den nichtarischen Ureinwohnern des Landes vermischt haben. Sie zerfallen in zahllose Unterabteilungen. Von den gelehrten Panditen in Bihar und den stolzen Priestern von Benares stufen sie sich ab bis zu dem halbnackten, schmutzigen Landarbeiter in Orissa, welchen nur das Abzeichen der heiligen Schnur als Brahmane kennzeichnet. Nebeneinander leben Brahmanen, die zu allen Erwerbsarten greifen, und solche, die eher mit Weib und Kindern verhungern würden, als daß sie sich zu Handarbeit herabließen. Auffallend groß ist unter ihnen die Zahl der Bettler; 1864 wurden in Bombay 33 Prozent der ansässigen Brahmanen als Bettler aufgezeichnet. — Den Brahmanen am nächsten im Range kommen die ebenfalls in ganz Indien zerstreuten Radschputen — der Name bedeutet „Königssöhne" — die sich als direkte Abkömmlinge der Kschatryas, der uralten arischen Kriegerkaste, ausgeben. —

Doch siehe! in dem stets wachsenden Menschenstrome taucht ein neuer Typus auf: es ist ein Parse. Man erkennt denselben an seiner Kopfbedeckung, welche einer oben abgestumpften Bischofsmitra gleicht. Die Parsen verdienen unser Interesse und unsere Sympathie in hohem Grade; sind sie doch Nachkommen der alten Perser und überdies Opfer der mohammedanischen Unduldsamkeit. Als die Araber im Jahre 655 das neupersische Reich der Sassaniden erobert hatten, wurden die Bewohner des Landes vor die Wahl gestellt, entweder die Religion des Propheten von Mekka anzunehmen, oder die Heimat zu verlassen. Viele blieben der uralten Religion des Zarathustra (Zoroaster)



Eine Gruppe Arbeiter.

tren und wanderten nach Indien aus. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Parsen in ganz Indien auf etwa 100,000; fast die Hälfte davon wohnt in Bombay. Die Parsen sind geistig sehr begabt und ungemein empfänglich für die höhere europäische Kultur. Viele ihrer jungen Leute vollenden ihre Studien in England und bestehen die für die höchsten Lebensberufe vorgeschriebenen Prüfungen mit bestem Erfolg. Die Parsen in Indien widmen sich hauptsächlich dem Handel und beteiligen sich an allen Unternehmungen des Großhandels und der Großindustrie; sie sind Reeder, Eisenbahnunternehmer, am liebsten aber Bankiers, Kommissionäre und Makler. Parsische Kaufleute findet man in allen Seestädten des Ostens; selbst in London und Liverpool sind in jüngster Zeit parsische Handelshäuser aufgeblüht. Als Umgangssprache haben die Parsen das Gudschrati und das Englische angenommen; nur ihre Gelehrten verstehen noch die Sprache ihrer uralten heiligen Bücher, das Zend. Wie ihre Vorfahren vor Jahrtausenden, so verehren die Parsen noch heutzutage die Sonne und das Feuer als Sinnbilder geistiger Klarheit und sittlicher Reinheit, und sie hüten sich wohl, die reine Flamme mit unreinem Hauche auszublasen, oder mit Wasser auszulöschen. Als Haupttugenden gelten ihnen Mildtätigkeit und Wahrhaftigkeit. Da der tote Körper weder die Erde noch das Wasser, am allerwenigsten das Feuer verunreinigen darf, so werden die Leichname auf hohen Leichentürmen (Dakhmas) ausgesetzt, wo sie von Geiern und andern Raubvögeln rasch verzehrt werden. Vermöge ihrer Bildung, ihres Reichtums und ihres Einflusses sind die Parsen, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, eine feste Stütze der britischen Herrschaft in Indien. Die

großartige und erleuchtete Freigebigkeit der parsischen Millionäre ist über jedes Lob erhaben; selbst christliche gemeinnützige Anstalten und Bestrebungen haben dieselbe schon in reichem Maße erfahren. Leider treten viele angesehene Parsen der Freimaurerei bei, die auf sie eine besondere Anziehungskraft ausübt, was sich hauptsächlich aus dem Umstande erklären läßt, daß die englischen Freimaurer sich als eine rein philanthropische Gesellschaft ausgeben.

Doch die Sonne nähert sich der Mittagshöhe und die Hitze wird immer drückender; auch das Menschengewühl und der ohrenbetäubende Lärm nehmen auf den Straßen und Plätzen von Stunde zu Stunde zu. Wollten wir auf unserm Posten bis zum Abende ausharren, so könnten wir ohne Zweifel noch manche interessante Straßenszene beobachten. Sicherlich würden wir z. B. einen indischen Hochzeitszug vorbeiziehen sehen und dabei im Gefolge der Brautleute wohl auch einige der berühmten Berufstänzerinnen (Nautsches) bemerken. Oder wir könnten vielleicht einen einheimischen Fürsten (Radscha) bewundern, der, mit Gold und Edelsteinen bedeckt, in seinem Galawagen durch die Stadt fährt. Doch genug für heute dieser stets wechselnden Straßenbilder! Noch harrt unser eine Sehenswürdigkeit ganz eigener Art. Begeben wir uns darum zum Abschlusse unserer Wanderung noch auf einige Augenblicke nach dem Pinschrapol!

Es ist dies der Name des berühmten Spitals für kranke und altersschwache Tiere und — gesunde Insekten. Nicht nur Haus- und Nutztiere, sondern auch Affen, Ratten, Schlangen, ja selbst Flöhe und Wanzen finden hier mitleidige Aufnahme und Pflege. Für die zuletzt genannten Schmarotzer hat man einige alte Weibchen gedungen, damit

diese das Ungeziefer ihr Blut saugen lassen. Diese nach unsern sittlichen Begriffen das Maß des Erlaubten weit überschreitende Achtung und Fürsorge für das tierische Leben hat ihren Grund in dem uralten und tiefgewurzelten Glauben der Inder an eine Seelenwanderung. Gleich am Eingange des Spitals erblicken wir einen abergläubischen Baniah (Kaufmann), der eine Handvoll Zuckerstaub rings um den Stamm eines heiligen Feigenbaumes ausstreut, da er fest überzeugt ist, daß die Seelen seiner Vorfahren in den winzigen Tierchen, die da auf dem Boden umherkriechen, fortleben. Zu welchen Albernheiten können doch falsche religiöse Vorstellungen die Menschen verleiten !—

Zum Schlusse gestatte man dem katholischen Missionär noch einige Worte in eigener Sache!

Die britische Regierung sowohl, als auch die christlichen Sendboten aller Konfessionen haben es klar erkannt, daß Erziehung und Unterricht die vorzüglichsten Hilfsmittel sind für eine allmähliche geistige und soziale Hebung und Umwandlung der Bevölkerung Indiens auf christlicher Grundlage. Und so ist denn auch Bombay voll von Erziehungsanstalten und Schulen fast aller christlichen Bekenntnisse. Auch die hiesigen Katholiken haben sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig emporgearbeitet. Ein Hauptverdienst an diesem hocherfreulichen Aufschwunge kommt unserm Ordensgenossen Dr. Theodor Dalhoff zu, der — ein wackerer Sohn der „roten Erde" — nun schon volle 36 Jahre an der Ausbreitung des Reiches Gottes in Indien arbeitet und 1892 auf den erzbischöflichen Sitz von Bombay erhoben wurde. Die erzbischöfliche Wohnung, eine große Mädchenschule und zwischen beiden eine schöne Kirche sind hier bleibende Denkmäler der Tatkraft und des Unternehmungs-





St. Xavier's College. Oben Hochschule, unten Gymnasium.

geistes des greisen, aber immer noch rüstigen Prälaten.*) — Ein Glück für Indien war es auch, daß eine kurzsichtige Politik die deutschen Jesuiten aus ihrem Vaterlande vertrieb, und die britische Regierung ihnen auf indischem Boden eine vorurteilslose Gastfreundschaft gewährte.

Es gibt hier drei Arten von Schulen: vorerst Staatsschulen, die ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen; ferner freie, aber vom Staate unterstützte Schulen, welche jährlich einmal von den Behörden inspiziert werden und je nach ihren Leistungen eine größere oder kleinere staatliche Subvention beziehen, sonst aber unabhängig sind; endlich völlig unabhängige Schulen, welche jede staatliche Ueberwachung oder Unterstützung verschmähen. Ueberhaupt gewährt die wahrhaft liberale englische Gesetzgebung, wie in anderer Hinsicht, so auch in bezug auf Schule und Unterricht den Staatsangehörigen eine Freiheit, für die man in der „freien" Schweiz leider keinen Sinn und kein Verständnis mehr zu haben scheint.

Die Katholiken besitzen in Bombay außer mehrern Elementarschulen drei große Töchterpensionate und zwei große Kollegien für junge Leute, nämlich St. Xavier's College und St. Mary's Institution. Alle diese Anstalten stehen unter der Leitung von Ordenspersonen.

Unser St. Xavier's College befindet sich im vornehmsten Teile der Stadt. Das Hauptgebäude wurde in den Jahren 1868—73 errichtet; die Baukosten beliefen sich auf 262,194 Rupien. Der imposante Bau ist 66 m lang und besteht aus drei gleich langen Flügeln, von denen die

*) Weitere Lebensdaten samt dem Bildnisse des inzwischen (1906) verstorbenen Erzbischofs findet der Leser am Schlusse dieses Buches. (S.361).

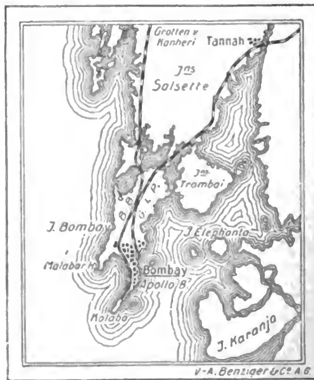
seitlichen als Quadrate vorspringen. Der mittlere Flügel ist mit einem 46 m hohen Turme gekrönt, an welchem hoch über dem Boden eine große steinerne Statue des himmlischen Schutzpatrons der Anstalt angebracht ist. Das Gebäude enthält, außer den Wohnungen der Lehrer, 18 geräumige Lehrzimmer, ein physikalisches und ein chemisches Laboratorium, beide mit den neuesten und besten Apparaten ausgerüstet, zwei große reichgeschmückte Festsäle, von denen einer (Aula) an 1000 Personen faßt, u. s. w. — Da das Kolleg nach 18jährigem Bestande dem stets wachsenden Zudrange der Zöglinge nicht mehr genügte, so wurde 1888—90, etwa fünf Minuten vom alten Kolleg entfernt, ein zweites großes und prächtiges Schulgebäude erbaut, zu welchem die Regierung den Bauplatz unentgeltlich abgetreten hatte. Hier ist gegenwärtig die Universitätsabteilung der Anstalt (Fakultät der Sprachen und Literatur) untergebracht, während das ältere Gebäude als St. Xavier's Highschool das Gymnasium beherbergt. (Die sog. Universität von Bombay ist keine Unterrichtsanstalt, sondern nur eine staatliche Behörde für Abnahme der akademischen Prüfungen und Erteilung der Grade). Ich entnehme dem Berichte über das jüngst vergangene Schuljahr einige bedeutsame Zahlen. Die Schule wurde von 1530 Zöglingen besucht; von diesen gehörten 1260 dem Gymnasium, 270 der Fakultät an. Hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses waren von unsern Schülern:

Christen 1012,
Parsen 290,
Hindu 170,
Mohammedaner 50,
Juden 8.

Ich kann mich nicht enthalten anzuführen, was jüngsthin der protestantische „Bombay Guide" schrieb: ‚Unter den vielen und vorzüglichen höhern Lehranstalten unserer Stadt nimmt das St. Xavier's College einen hervorragenden Rang ein, infolge des energischen Festhaltens an einem klar erkannten Ziele und des stetigen Fortschrittes in der Methode des Unterrichts. Diese Anstalt ist ein bleibendes Denkmal des großartigen Opfersinnes und der regen Tatkraft der katholischen Geistlichkeit.'

Mit diesem gewiß unverdächtigen Zeugnisse schließe ich meine Schilderung der Stadt Bombay und nehme für diesmal Abschied von meinen liebwerten Lesern.

St. Xavier's College, Esplanade, Bombay, Jan. 1902.



Lageplan von Bombay.



Puna. Obstmarkt.

Zweiter Brief.

Ein Ferienausflug in das Dekan (1898/99).

Obwohl Vorderindien auf den Landkarten nur als eine große Halbinsel des gewaltigen asiatischen Festlandes erscheint, bildet es doch in vielfacher Beziehung eine Welt für sich, gleichsam einen eigenen kleinen Erdteil, der an drei Seiten vom Indischen Ozean bespült und im Norden durch die höchsten Gebirge der Erde von den Nachbarländern abgeschlossen wird. Das Gebiet stellt sich dar als ein unregelmäßiges Viereck, dessen Ecken nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, während die Seiten im Norden vom Himalaya, im Nordwesten vom Indus, hinter dem gleich das Hochland von Iran steil emporsteigt, im Südosten vom Bengalischen Meerbusen und im Südwesten vom Arabischen Meere gebildet werden. Dieses Viereck, das über $3^1/_2$ Mill. km² Flächenraum umfaßt, zerfällt in zwei Hauptteile, die ungleich große Dreiecke bilden und

durch eine Linie getrennt werden, welche von Westen nach Osten, von der Mündung des Indus zu der des Ganges sich erstreckt, nämlich in das Himalayavorland oder die indische Tiefebene, und in die eigentliche vorderindische Halbinsel oder das Hochland von Dekan. Zu letzterem gehört geographisch auch die Insel Ceylon.

Wer wäre nicht bereit, in einem bequemen Eisenbahnwagen einige Kreuz- und Querfahrten zu unternehmen durch dieses Wunderland Indien, durch das Land des immerwährenden Sommers, durch das uralte romantische Land der Poesie und der Sage, welches der indische Dichter Bhavabuti vor tausend Jahren also besang:

„Wie schön, wie schön liegt hier das Land vor mir:
Fels, Berg und Wald, die Städte mit den Dörfern,
Die Ströme Para, Sindu, die sich schimmernd
Als Silberbänder durch die Landschaft winden....
In düsterer Wolke ragt die schwarze Klippe,
Indes im Busch der Pfau so fröhlich schreit,
Aus tausend Nestern Leben klingt und Freude,
Selbst aus der Felsenhöhle finsterer Schlucht
Der Bären Brut die Alten winselnd grüßt.
Süß, mild und zart haucht Weihrauch von den Zweigen,
Durch die der Elefant den Pfad sich brach."

(Uebers. v. P. Baumgartner S. J.)

Vor drei Jahren war es mir vergönnt, von meinem Wohnsitze Bombay aus das Dekan zu besuchen. Mein Reiseziel war die von Bombay in südöstlicher Richtung etwa 900 km entfernte Stadt Bellary in der Präsidentschaft Madras. Die Fahrt Bombay—Bellary soll nun im folgenden geschildert werden.

Die Weihnachtsferien von 1898 sind angebrochen; das Reisebündel ist geschnürt. Am Abende des hohen Weih-

nachtsfestes begebe ich mich zum Victoria-Bahnhof der Great Indian Peninsular-Eisenbahn. Dank der Zuvorkommenheit des Stationsvorstehers erhielt ich in einem durchfahrenden Wagen ein Schlafkoupee für mich allein, und so hoffte ich, während der kommenden Nacht mich ohne Störung dem erquickenden Schlummer hingeben zu können. Doch es sollte anders kommen. Da es Festtag ist, so drängen sich auf dem Bahnsteig Hunderte und Hunderte von Ausflüglern, die alle mit unserm nach Madras fahrenden Eilzuge fortreisen wollen. Ein Wagen nach dem andern wird dem Zuge angehängt, und doch scheint die ungeduldig harrende Menschenmenge kaum abnehmen zu wollen. Mancher Reisende wirft einen forschenden Blick in mein Koupee, hierauf einen zweiten auf die Türe desselben, um sich dann mit verdrießlicher Miene schleunigst



Süßwarenhändler.

zu entfernen. Dieses Gebaren fällt mir schließlich auf; ich schaue zum Fenster hinaus und erblicke eine am Türgriffe befestigte Karte, die in großen Buchstaben die Aufschrift trägt: Reserviert für Herrn N. N. Aber trotz dieser Warnungstafel kommen alsbald zwei indische Gentlemen zu mir herein und richten an mich die höfliche Bitte: „Herr Pater, wollen Sie uns gütigst Platz machen? Wir müssen mit diesem Zuge nach Madras, und anderwärts ist kein Plätzchen mehr frei!“ Ich mache zum bösen Spiel eine gute Miene und lade die beiden Herren aufs freundlichste ein, Platz zu nehmen. Mit der Hoffnung auf eine ungestörte Nachtruhe ist es jetzt vorbei.

Um 8 Uhr abends setzt sich unser lange Zug in Bewegung und eilt durch die Vorstädte und über die Brücken dem Festlande zu, um hier während der stillen Nacht in gewaltigen Kehren und durch zahllose Tunnels die steilen Abhänge der Ghat zu erklimmen und allmählich zum Hochplateau des Dekan hinanzusteigen.

Bald hatte sich zwischen meinen braunen Reisegefährten und mir ein lebhaftes Gespräch entsponnen. Der eine stellte sich vor als Dr. Swamy Pillai, Arzt, der andere als Mr. Wamanrao, Angestellter einer Versicherungsgesellschaft. Beide hatten ihre Studien in christlichen Schulen gemacht, und zwar der erstere in unserm St. Francis Xavier's College, der letztere in einer protestantischen Mittelschule, und doch waren sie geblieben, was ihre Väter waren — Heiden. Namentlich der Herr Doktor schien ein sehr respektabler Mann zu sein. Um sich bei mir in Gunst zu setzen, sagte er: „Herr Pater, St. Xavier's College ist meine Alma Mater, und ich schätze und liebe die Patres sehr. Alle ehemaligen Zöglinge sind stolz auf diese Schule.“ Jetzt

mischte sich auch der andere Herr in das Gespräch: „Ich bin in Elphinstone*) erzogen worden; auch wir sind stolz auf unsere Alma Mater.“ Diese Aussage des Herrn Angestellten war freilich eine reine Aufschneiderei, wie ich dies am nächsten Tage zufällig erfuhr. Sollten wirklich diejenigen Europäer Recht haben, die da behaupten, daß Mangel an Wahrhaftigkeit ein Nationalfehler der Hindu sei, und daß diese, selbst wenn sie bei einer Lüge oder einem Betruge ertappt werden, sich so geschickt herauszulügen verstehen, daß man an der Zuverlässigkeit seiner eigenen Sinne zu zweifeln beginne? —

Natürlich kamen wir bald auf religiöse Fragen zu sprechen. Mr. Wamanrao legte sein Glaubensbekenntnis mit folgenden Worten dar: „Ich verachte all den Unsinn, welchem die gemeinen Hindu immer noch anhangen. Ich glaube an Gott, an ein höchstes Wesen. Gott ist aber so unendlich hoch erhaben über uns Menschen, daß es seiner unwürdig wäre, sich um uns verächtliche Geschöpfe zu bekümmern. Aus diesem Grunde ist auch eine (positive) Offenbarung unmöglich u. s. w.“ Ich stellte an den Freidenker nur die Frage, ob er zugebe, daß wir Menschen unsern Ursprung Gott zu verdanken haben? Nachdem mein Gegner dieses zugestanden hatte, erwiderte ich ihm: „Gott selbst hat es also tatsächlich nicht unter seiner Würde gehalten, sich mit uns zu beschäftigen. Da Er uns einmal ins Dasein gerufen hat, so sind wir seine Kinder. Welcher Vater aber hält es unter seiner Würde, die eigenen Kinder zu belehren? Eine Offenbarung, d. i. eine ausdrückliche Belehrung der vernünftigen Geschöpfe von seiten Gottes über die höchsten und wichtigsten Fragen des Le-

*) Ein angesehenes Staatsgymnasium.

bens, ist daher ganz naturgemäß, ja in anbetracht des geistigen und sittlichen Zustandes der Menschheit sogar notwendig." Diese Beweisführung war jedoch nicht nach dem Geschmacke meines Widersachers, und dieser antwortete mit einem direkten Ausfall gegen die Katholiken. Die Zeiten des Katholizismus, so meinte er, seien vorbei; alle katholischen Länder seien zurückgeblieben und verarmt; Industrie und Reichtum finde man nur in protestantischen Ländern u. s. w. Ich wollte eben fragen, was denn Reichtum und Luxus mit der Religion zu schaffen hätten, fand aber, daß es besser sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Ich wandte mich daher an den Herrn Doktor, dem offenbar die bisherige Unterhaltung nicht ganz behagte, und stellte an ihn die Frage: „Was ist denn in Madras los, daß so viele Leute dorthin reisen?" und ich erhielt die Antwort: „Wir begeben uns als Delegierte zum indischen Nationalkongreß, der übermorgen dort eröffnet wird." Damit war ein neuer Gesprächsgegenstand angeschnitten, und der gute Doktor wurde nun ganz beredt. Was ich da vernahm, war ungefähr folgendes: Der Indische Nationalverein ist eine patriotische Vereinigung von Hindu, Parsen, Mohammedanern und auch einheimischen Christen zum Zwecke der geistigen und materiellen, sozialen und politischen Hebung des indischen Volkes. In allen größeren Ortschaften bestehen Zweigvereine, die zahlreiche Mitglieder aus den obern Gesellschaftsschichten zählen. Die Leiter des Gesamtvereines und die Abgeordneten der einzelnen Lokalvereine versammeln sich seit 1886 alljährlich einmal in einer größeren Stadt, um alle wichtigern Fragen, die Indien betreffen, öffentlich zu besprechen. Aeußerlich we-



Lord Sandhurst, Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, umgeben von mohammedanischen Notabeln. In der Mitte ein Richter höchster Instanz.

nigstens gebärdet sich diese indische Patriotenliga gegen das britische Regiment nicht geradezu feindlich, obgleich sie nach berühmten Mustern das Schlagwort: „Indien den Indern!" auf ihre Fahne geschrieben hat. Immerhin wünscht „Jungindien", daß vor allem die Zahl der englischen Beamten und Offiziere auf ein Minimum beschränkt und die Mehrzahl der Aemter und Anstellungen sowohl im Zivil- als auch im Militärdienst den Eingebornen überlassen werde; ein indisches Reichsparlament versteht sich von selbst u. s. w. Auch macht man die Regierung verantwortlich für die traurigen Zustände im Lande und für die ewigen Hungersnöte. Und so findet die fortwährend wachsende Unzufriedenheit der Eingebornen ihren Widerhall in diesen Nationalkongressen, die immer mehr und mehr den Charakter einer regelrechten Volksvertretung, eines Parlamentes, annehmen. Es sind hervorragende Männer, die an der Spitze dieser nationalen Bewegung stehen, Männer von hoher Bildung, großer Intelligenz und hinreißender Beredsamkeit; Männer, die in rastloser Tätigkeit unerschrocken für die nationale Sache, für ein freieres Leben arbeiten und höchst wahrscheinlich Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung vorbereiten. Dr. Swamy Pillai ist Sekretär des Lokalvereines von Bombay. Noch andere Delegierte, die sich im anstoßenden Wagen befanden, wurden mir genannt, darunter auch ein eingeborner, Richter höchster Instanz, welcher von der Regierung einen Monatsgehalt von 3750 Rupien (6225 Fr.) bezieht. Ich befand mich also in höchst respektabler Gesellschaft, was mir nicht wenig Vorteil bringen sollte, indem ich am nächsten Tage an vielen Stationen, gleich den Abgeordneten, von den Eingebornen begeistert begrüßt, mit Blu-

men bekränzt und mit Erfrischungen bewirtet wurde, weil man mich eben auch für einen Kongreßler hielt.

Um 2 Uhr morgens hielt der Zug in Puna, um noch andere Patrioten aufzunehmen. Alle Sitzplätze meines „reservierten" Koupee waren jetzt besetzt. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Als der Zug morgens 4 Uhr in Dhond anhielt, geht plötzlich die Wagentüre auf und es erscheint in der Oeffnung ein mächtiger Reisekoffer. Ohne jede Rücksicht wird er hereingeschoben; alles Protestieren hilft nichts. Da die andern Wagen überfüllt sind, müssen wir in unserm Koupee noch zwei englische Soldaten unterbringen, die vom Kriege gegen die afghanischen Stämme an der Nordwestgrenze in ihre Garnison zurückkehren. Es sind zwei stramme Krieger, von Gesundheit strotzend und reichlich mit Ochsenfleisch genährt. Man denke sich die Entrüstung meiner Reisegefährten! Wenn auch die Hindu gegen jeden Europäer eine gewisse Abneigung empfinden, so sind ihnen doch vor allem die englischen Soldaten zuwider und sie betrachten diese in der Regel nur mit einem aus Haß und Verachtung gemischten Gefühle. Schon der Umstand, daß die britischen Marssöhne starke Fleischesser sind, macht diese in den Augen der brahmagläubigen Inder verächtlich. Nach der Lehre der Brahmanen ist es eine große Sünde, eine Kuh zu töten, und Kuhfleisch zu genießen gilt als Gipfel alles Frevels. Jetzt haben meine indischen Patrioten zwei solche Uebeltäter in nächster Nähe, und sie werden dieselben nicht so bald los werden, denn die Fahrkarten der beiden Eindringlinge lauten auf Madras. Auf mich aber macht der Zwischenfall keinen besondern Eindruck, und während meine Begleiter halblaut ihrem Unwillen Luft machen,


Vaniah (Kaufmann).

nimmt mich der Gott des Schlafes in seine linden Arme und entführt mich leise in das Land der Träume.

Auf einem Stellwagen der guten alten Zeit und in Gesellschaft von lieben bekannten Studiengenossen und einem Trüpplein italienischer Arbeiter fahre ich auf der Landstraße von Brig nach Visp. Hinten im Wagen sitzen auf einem Querbrett in behaglicher Breite zwei Hünengestalten mit riesigen Tschakos, die weißen Lederriemen der Patrontasche und des Seitengewehres auf der Brust gekreuzt — gerade so, wie ich im Jahre 1857 die Krieger aus Saas daherkommen sah, als anläßlich des Neuenburgerhandels die Schweiz gegen Preußen mobil machte. Es ist bitterlich kalt, und die Italiener führen ihre erstarrten Finger zum Munde, um sie durch den Hauch zu erwärmen. Plötzlich ein Ruck — ich erwache und finde mich im Zusammenstoß mit meinem Gegenüber, dem einen der englischen Soldaten. Es war bereits heller Tag und unser Zug war eben in die Station Barsi-Junction eingelaufen, von wo eine Zweigbahn nach der Stadt Barsi abgeht. Ein kühler Nordost blies durch das offene Fenster hinein. Dieser Umstand und die gemischte Gesellschaft, in der ich

mich befand, hatten offenbar in meinem Geiste jenes seltsame Traumgebilde hervorgerufen, das mich um 40 Jahre zurück in meine glücklichen Jugendjahre und in mein fernes Heimatland versetzt hatte.



Mohammedanische Frauen aus niederer Kaste.

Es brauchte einige Mühe, bis ich vollständig munter war und der Gegenwart wieder gerecht wurde. Wir befanden uns jetzt auf der eigentlichen Hochebene des Dekan, deren mittlere Erhebung über den Meeresspiegel etwa 600 m beträgt. Die Nächte können hier in dieser Jahreszeit nach indischen Begriffen recht kühl werden; die Lufttemperatur sinkt bisweilen bis auf 7 Grad über Null. Als der Zug nach einem kurzen Halte wieder weiterfuhr, vergaß ich meine nächste Umgebung und wandte meine ganze Aufmerksamkeit der Landschaft zu, obgleich die Eile, womit wir vorwärtsstürmten, nicht viel zu beobachten gestattete. Eben steigt im Osten die blutrote Sonne in den tiefblauen Himmel empor, der während fünf Monaten des Jahres kaum durch ein Wölkchen getrübt wird. Im Grase blitzen und funkeln die Tautropfen wie Perlen und Edelsteine. Soweit das Auge reicht, dehnt sich eine wellen-

förmige Ebene aus, aus welcher da und dort Dörfer und Städte auftauchen. Auffallend ist hier der Mangel an Wäldern. Hie und da ein Bambusgebüsch, oder eine Gruppe von Babulbäumen (Acacia arabica), vermischt mit einigen wilden Dattelpalmen, dazu die obligaten Haine von Pipalbäumen (Ficus religiosa) rings um die heidnischen Pagoden: dies sind ziemlich die einzigen Vertreter der Baumwelt, die auf dieser Hochebene längs der Eisenbahnlinie angetroffen werden; sonst sieht man überall nur Weiden, Wiesen und Aecker. Getrockneter Kuhmist bildet hier für arm und reich das unentbehrliche Brennmaterial. Das bebaute Ackerland hat eine große Ausdehnung und bringt jährlich zwei Ernten hervor. Die Reisernte findet gegen Ende September statt. Getreidearten und Hülsenfrüchte werden im Oktober gesät und im Februar geerntet. Jetzt, Ende Dezember, stehen die Weizenfelder schon in Aehren, aber die Halme scheinen ziemlich niedrig zu sein. Ausgedehnte Flächen sind mit Mohrenhirse (Dschoar, Durra, Sorghum vulgare) bepflanzt, die aus einiger Entfernung wie Mais aussieht. Ich schalte hier eine Anekdote ein, die ich irgendwo gelesen habe. Ein indischer Bauer hatte eben sein Getreide eingeheimst, dasselbe längs der Landstraße in hohen Haufen aufgeschichtet und sich zuletzt vergnügt auf einen solchen Kornhaufen zum Ausruhen hingestreckt, als gerade der Oberaufseher der Elefanten des Königs auf einem dieser Riesentiere vorbeiritt. „Heda, Männchen!“ schrie der Bauer dem königlichen Beamten zu, „wo willst Du mit deinem Tierchen hin? Niemand wird Dir dieses Eselchen abkaufen!“ — Ueber die Antwort schweigt das Geschichtchen; aber es zeigt doch, daß auch der indische Bauer sich bisweilen zum Protzen versteigt.

Die zahlreichen Vogelscheuchen, die man hier auf allen Feldern erblickt, sind ebenso scharfsinnig konstruiert wie ihre europäischen Schwestern, und die lieben Vögel haben vor ihnen gerade so wenig Respekt wie anderswo. Ueberdies erhebt sich fast auf jedem größern Felde eine sonderbare Vorrichtung: vier hohe Pfosten tragen ein Dach aus Bambusstäben und Stroh, und oben auf diesem luftigen Gerüste steht ein Feldhüter, der in der Rechten eine Wurfschleuder hält und neben sich einen Haufen von Kieselsteinen liegen hat. Sobald nun die geflügelten Diebe sich im Getreide niederlassen wollen, wird ein Stein in den frechen Schwarm abgeschleudert, so daß die armen Vögel erschrocken in das nächste Feld sich flüchten, wo ein ähnlicher Empfang ihrer wartet. Den vierfüßigen Räubern geht es noch schlimmer, wegen des größern Zieles, daß sie darbieten. Kein Wunder, daß die Morgenländer so geübte Schleuderer sind, und daß schon der junge David seinen Goliath so gut getroffen hat. —

Doch — um wieder auf meine Reisebegleiter zu kommen — in unserem Koupee war die Unterhaltung seit einiger Zeit ganz ins Stocken geraten und stumm wie Fische saß man einander gegenüber. Ich hielt es für meine Pflicht, das peinliche Stillschweigen zu unterbrechen, und wandte mich zunächst an die beiden englischen Soldaten. Als ehemaliger Militärgeistlicher glaube ich, die guten und die schwachen Seiten des britischen Kolonialsoldaten hinreichend zu kennen. Derselbe führt in England vielfach den Spitznamen Tommy oder Tommy Atkins; hier nennen ihn die Eingebornen zuweilen Johnny, was wohl eine Verstümmelung von John Bull ist. Unser Tommy oder Johnny ist keineswegs ein ungeschliffener Bauernbursche, der vom

Pfluge weg in des Königs Rock geschlüpft ist, um nach Ablauf der vorgeschriebenen Dienstzeit wieder zur väterlichen Scholle zurückzueilen, nein, der Mann kennt die Welt, er hat Manieren und weiß sich zu benehmen; hat er ja doch in England und auf Malta, im Kaplande und in Indien und wer weiß, wo sonst noch, Dienst getan und das Ansehen des britischen Löwen aufrecht erhalten. Ich hatte in meiner Reisetasche ein gebratenes Huhn und eine Flasche Wein. Diese schätzbaren Dinge bot ich freundlich meinen uniformierten Gefährten an, die hoch erfreut waren über das kleine Geschenk und ihrem Danke in gewählten Worten Ausdruck gaben. Jetzt war das Eis gebrochen, und sogar die Herren Hindu wurden wieder munter und gesprächig, als sie bemerkt hatten, welch ein höflicher und leutseliger Mann der gefürchtete Johnny unter Umständen sein kann. Die weitere Fahrt wurde durch lebhafteste Unterhaltung gewürzt. Wir passieren Scholapur, die wichtigste Station zwischen Puna und Haidarabad. Es ist eine Stadt von 70,000 Einwohnern mit großen Webereien und ansehnlichem Handel. Bei der Station Hotgi zweigt eine Linie nach dem Süden ab. An letzterer liegt Bidschapur, einst Hauptstadt eines eigenen Königreiches, das gegen das Ende des 17. Jahrhunderts vom berühmten Großmogul Aurangseb (regierte 1658—1707) unterworfen wurde. Damals soll diese Stadt 3 Millionen (?) Einwohner gezählt und an Pracht mit Agra und Delhi, den Residenzstädten des Großmoguls, gewetteifert haben. Jetzt ist Bidschapur eine Ruinenstadt, ein ausgedehntes Trümmerfeld, wo man noch die Ueberreste zahlloser Moscheen, Paläste, Grabmäler u. s. w. bewundert. — Bei Gulbarga, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, sind



Mohammedanische Familie (Bora-Kaste).

wir bereits im Gebiete des Nisam von Haidarabad. Der Nisam ist der mächtigste der einheimischen Fürsten und sein Staat zählt 11 Mill. (mit Berar, das aber unter englischer Verwaltung steht, 14 Mill.) Einwohner. Doch der britische Löwe hält diesen mächtigen Vasallen stramm unter seiner Tatze. 12,000 englische Soldaten sind als „Hilfstruppen" ständig in der Residenzstadt Haidarabad garnisoniert, und zwar auf des Fürsten eigene Kosten.

Bemerkenswert sind auch die geologischen Verhältnisse dieser Gegenden. Die Hochebene des Dekan wird in ihrem ganzen nordwestlichen Abschnitte von vulkanischen Massen bedeckt, welche die andern geologischen Formationen verhüllen. Der Trapp oder Basalt des westlichen Dekan geht nach Osten hin allmählich in weißlichen Laterit über. Letztere Gesteinsart hat die Eigentümlichkeit, sich von selbst in regelmäßige Quadern zu spalten, so daß man nur das Hebeeisen anzusetzen braucht, um die schönsten Bausteine zu bekommen. Darum sind hier die Dörfer meistens aus Stein gebaut und sie haben beinahe ein städtisches Aussehen, bieten aber im allgemeinen nur einen einförmigen Anblick dar. In der Mitte jedes Dorfes steht ein runder Turm, der einer Zwingburg gleicht; derselbe diente wahrscheinlich früher als Aufbewahrungsort der durch den Dorfvorsteher einzutreibenden Naturalabgaben.

Als wir mittags 12 Uhr auf der Station Wadi, wo die Linie nach Haidarabad abzweigt, ankamen, wurden wir zu unserer Ueberraschung auf dem Bahnsteig von einer ganzen Schar von Polizisten und Aerzten in Empfang genommen. Es ist immer und überall ein zweifelhaftes Vergnügen, mit der heiligen Hermandad in nähere Berührung zu kommen, und hier, auf mohammedanischem Ge-

biete, waren uns die Wächter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit doppelt unwillkommen; die unfreundlichen Blicke, welche sie uns zuwarfen, ließen uns wenig Gutes erwarten. Doch die Sache war nicht so schlimm, wie sie aussah. Da wir direkt aus dem Pestherd Bombay kamen, mußten wir Passagiere alle uns einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Es war strenge Weisung ergangen, nicht bloß etwaige Pestkranke, sondern auch alle, die irgend welche verdächtige Erscheinungen, wie abnormalen Puls und dergleichen, zeigten, an der Weiterreise zu verhindern und zur weitern Beobachtung und Behandlung in ein Lazarett zu bringen. Dank meinem guten Gesundheitszustande nahm die Untersuchung bei mir einen sehr raschen und befriedigenden Verlauf.

Nach einem längern Aufenthalte konnte unser Zug seine Fahrt wieder fortsetzen. Glücklicherweise hatten sich unterdessen die mehrerwähnten zwei englischen Soldaten mit ihrem Reisekoffer in einem andern Koupee installiert, und so blieben wir in unserer Abteilung nur noch unser vier. Ich benutzte die Gelegenheit, an meine freundlichen Reisegefährten allerlei Fragen zu stellen über indische Zustände und Gebräuche, und es wurde mir über alles, was ich zu wissen wünschte, bereitwilligst Aufschluß erteilt.

Unter den Hindu gibt es nur wenige eigentliche Gottesleugner. Die Gebildeten glauben an ein einziges höchstes Wesen, und die zahllosen Götter der verwickelten indischen Mythologie sind ihnen nur Sinnbilder der Eigenschaften und Tätigkeiten des Einen Großen Gottes (Mahadeva). Doch darf man ihren Gottesbegriff nicht zu genau zergliedern, sonst würde er in den meisten Fällen zu einer pantheistischen Vorstellung sich verflüchtigen. Am bezeich-

nendsten für den Brahmanismus oder Hinduismus sind: die Lehre von dem göttlichen Ursprunge der vier Hauptkasten, sowie der Glaube an eine Seelenwanderung und an eine gerechte Vergeltung im Diesseits oder Jenseits. Schon das uralte Gesetzbuch des Manu (abgeschlossen um 600 v. Chr.) zeigt, daß den Mitgliedern der vier Kasten nicht bloß im allgemeinen ihr Platz und Beruf vom höchsten Gotte Brahma selbst angewiesen ist, sondern daß auch jedem Stand alle seine Rechte und Pflichten, Gebräuche und Lebensformen bis ins geringfügigste Detail hinein vorgeschrieben sind. Der Glaube an die Seelenwanderung ist schon in den Veden, den allerältesten der heiligen Bücher der Inder, nachweisbar. Je nach Verdienst oder Schuld wird der sterbende Mensch in einer glücklichen oder unglücklichen Daseinsform, als Gott, Mensch, Tier, Höllenbewohner u. s. w. wiedergeboren. Erlösung von der Seelenwanderung wird nur demjenigen verheißen, der das Brahma (das Ewig-Eine, die Weltseele) und die Identität des Ich (Atman) mit demselben erkannt hat. Die Vielheit der Dinge und der Erscheinungen ist nur ein Wahn, ein Blendwerk (Mâjâ). Die richtige Erkenntnis vernichtet diesen Wahn, „wie der Wahn vernichtet wird, daß da eine Schlange sei, wo nur ein Strick ist." Diese Erkenntnis befreit von der Seelenwanderung, vom Dasein in der Welt, die als nichtig durchschaut ist, und damit ist die endliche Erlösung, das Eingehen in das Brahma (Weltseele) erreicht. — Im Laufe der Jahrtausende ist der Brahmanismus immer mehr in groben Götzendienst ausgeartet. Gegenwärtig sind die Anhänger dieser Religion in eine unbestimmte Anzahl von Sekten gespalten, die an sehr viele Gottheiten, männliche und weibliche, gü-



Brahmanen.

tige und Schaden bringende, glauben und in ihren täglichen, mit peinlicher Genauigkeit ausgeführten Zeremonien wie in ihren öffentlichen Feierlichkeiten sich als ein zusammengehörendes Ganzes zeigen. Die beiden Hauptrichtungen der Volksreligion werden von den Wischnu- und Schiwaverehrern gebildet. Außer den obern Göttern verehrt man zahlreiche Lokalgottheiten; man verehrt Seelen und böse Geister, und treibt diese aus; man verehrt lebende und tote Heilige, nützliche Tiere, wie die Kühe, schädliche, wie die Schlangen; man verehrt Himmelskörper, Bäume, Felsen und andere leblose Gegenstände. Der Purohita („Vorbeter") wird bei Geburten, Heiraten und Todesfällen beigezogen. Reiche Familien unterhalten ihren eigenen Purohita, der dann zugleich der Vertraute und Lehrer der jüngern Familienglieder ist. Der eigentliche Volkspriester ist zum Wahrsager herabgesunken; er nimmt gleich dem Pudschari oder Tempeldiener eine untergeordnete Stellung ein. Der Hindu besucht den Tempel der Heiligkeit des Ortes oder dessen Heilwirkungen wegen, um die Bildnisse der Götter zu sehen und zu verehren u. s. w.; einen eigentlichen Altargottesdienst kennt der Brahmanismus nicht. Einzelne Sekten sind wilden Ausschweifungen ergeben, andere nicht minder wilden Selbstpeinigungen. Seit mehreren Jahrzehnten zeigt sich unter den gelehrten Brahmanen das Bestreben, die moralischen und deistischen Grundsätze ihrer Religion vernunftmäßig zu begründen, dagegen den Fabeln in ihren heiligen Büchern weniger Wert beizulegen; ja einige bemühen sich sogar, in den Hinduismus christliche Anschauungen hineinzutragen. Viele gebildete Hindu treten der Freimaurerei bei. Wenn es schon ein Wunder der Gnade braucht, um einen christlichen Logenbruder zu bessern Gesinnungen zu

bringen, wie viel schwieriger muß es erst sein, gar einen heidnischen Freimaurer für den christlichen Glauben zu gewinnen? —


Brahmanenfrau.

Eine Eigentümlichkeit aller Inder ist ihre Wertschätzung der nützlichen Haustiere, namentlich des Hornviehes. Besonders Kühe und Ziegen sind überall massenhaft verbreitet und erfreuen sich größter Beliebtheit und sorgfältigster Pflege. Selbst in Dörfern und Städten geht das liebe Vieh ein und aus nach Belieben und streift an den Beinen und Schultern der Menschheit vorüber mit einer Sicherheit und Ungeniertheit, als ob es sich seiner bevorrechteten Stellung wohl bewußt wäre. Die Ziege ist das Lieblingstier der Mohammedaner. Die indische Ziege mit ihrem Hörnerschmucke, ihren langen, hängenden Ohren, ihren großen Augen und ihrem stattlichen Barte hat etwas Ernstes und Gravitätisches und zugleich etwas Schalkhaftes in ihrem Gesichtsausdruck und in der Haltung ihres Kopfes, was durch folgende spaßhafte Anekdote, die ich in einem anziehenden Buche *) gelesen, illustriert wird. Ein ehrwürdiger mohammedanischer Prediger sagte einmal am Schlusse des Gottesdienstes zu einem Bauern: „Ich habe bemerkt, daß Dich mein Vortrag sehr gerührt hat, und ich hoffe, die Worte des Koran werden Dir gut tun.“ —

*) Kippling, The Animals of India.

„Ja", erwiderte der biedere Landmann, „ich habe beinahe geweint; als Du nämlich auf der Kanzel deine langen Bartzöpfe schütteltest, mußte ich an meinen schönen Ziegenbock zu Hause denken." — Der Unterhalt dieses meckernden Hausgenossen verursacht hier seinem Herrn wenig Kosten. Die Ziegen genießen vollständige Freizügigkeit und müssen selbst für ihre Nahrung sorgen. Jedermann mag zusehen, wie er seine Gemüse und seine Bohnen vor diesen frechen Schelmen, die wohl die Hälfte des Tages auf den Hinterfüßen zubringen, schützen kann. Die indische Ziege ist ebenso sehr durch ihre Naschhaftigkeit berüchtigt, wie ihre europäische Schwester. Jedes zarte Kräutlein, sobald es aus dem Boden hervorguckt, wird gezwackt, und namentlich junge Bäumchen finden keine Gnade. Der Gärtner, der Forstmann hat keine schlimmern Feinde als die zahlreichen, frei umherstreifenden Ziegen, deren Gefräßigkeit auch hier sprichwörtlich ist. Ein oft gebrauchtes indisches Sprichwort lautet: „Was kann nicht alles eine Ziege fressen und ein Narr reden!" Vor einigen Jahren las man in der Zeitung nachstehenden drolligen Vorfall. In Bombay hatten zwei eingeborne Geschäftsleute eben auf der Straße irgend einen Handel abgeschlossen. Der Käufer öffnete seinen Geldbeutel, um die Bezahlung zu machen; eine Banknote von 1000 Rupien flog ihm dabei aus der Hand und wurde vom Winde auf die andere Seite der Straße getragen. Doch, o wehe! dort ging gerade ein Ziegenbock seines Weges und im Nu hatte das naschhafte Tier das kostbare Papierchen verschluckt. Nun war guter Rat teuer. Es entstand ein hitziges Wortgefecht zwischen den beiden Händlern: der eine behauptete, er habe bezahlt; der andere sagte, er habe nichts empfangen. Sie

gingen endlich vor den Richter, der natürlich zu Ungunsten des Käufers entschied. Leute von gewöhnlichem Menschenverstande hätten sofort den Ziegenmagen einer nähern Untersuchung gewürdigt; aber diesen Hindu kam ein solch freventlicher Gedanke nicht in den Sinn. Wahrscheinlich hat, während die Streitenden vor dem Richter standen, irgend ein anderer, der ein weniger zartes Gewissen hatte, die Autopsie vorgenommen. — So viel von den Ziegen!

Jetzt fesseln die längs der Eisenbahnlinie weidenden Rinderherden meine Aufmerksamkeit. Es ist 3 Uhr nachmittags, und die Tiere haben sich der brennenden Sonnenhitze wegen im Schatten der vereinzelt stehenden Baumgruppen gelagert. Welch eine Mannigfaltigkeit der Rassen vom riesigen Gudschratstier bis zum Zwergochsen, der nicht viel größer ist als ein starker Neufundländer! Wo immer ein Tümpel sich findet, da strecken einige wildblickende Büffel (Bos bubalus) ihre struppigen Köpfe aus dem schlammigen Wasser heraus. Indien ist seit den ältesten Zeiten ein Land der Viehzucht und des Ackerbaues, und noch jetzt bemißt hier der Landmann seinen Wohlstand nicht nach Geld und Geldeswert, sondern nach dem Bestande seiner Herden, gerade so wie zur Zeit der biblischen Patriarchen. Die Ausdrücke Kuh, Milch, Butter u. s. w. sind im Munde des indischen Volkes gleichbedeutend mit Reichtum und Kraft. Ein Prahler z. B. sagt: „Ich habe schon mehr Milch getrunken, als du je Wasser trinken wirst.“ Die Redensart: „Er hat alle fünf Finger in der geschmolzenen Butter,“ besagt dasselbe wie unser: „Er lebt wie der Herrgott in Frankreich“, oder: „Er lebt wie der Spatz im Hanfsamen.“ Unser „Morgenstund hat Gold im Mund“ heißt in Indien: „Wer früh aufsteht, erhält das Kuhkalb;



Parsenmädchenschule.

wer lange schläft, bekommt bloß das Oechslein." *) Dieses letztere Sprichwort deutet auch an, daß der Ochse hier in der Achtung des Publikums viel tiefer steht, als die Kuh. Und doch ist der indische Ochs der beste, zuverlässigste und genügsamste Gehilfe des geplagten Landmanns. Er ist ein vortreffliches Zug- und Lasttier; an den Wagen gespannt, trabt er so flink und zierlich vorwärts, als ob er das stolze Pferd beschämen wollte. Für sein hartes Tagewerk erhält er einige Bündel Reisstroh als Nahrung. Wehe aber dem armen Tiere, wenn Alter und Ueberanstrengung seine Stärke vermindert, seine Beine steif gemacht haben! Der Fuhrmann sitzt vorn auf der Deichsel, so daß er seinem Ochsen rechts und links Fußtritte aus-

*) Wie alle morgenländischen Völker, besitzen auch die Inder einen unerschöpflichen Schatz von Sprichwörtern. Man vergleiche z. B. die Sammlungen von Long („Bengali Proverbs"), Fallon („Hindustani Proverbs") u. a. —

teilen kann. Hilft dies nichts, so wird der Schwanz des Tieres so lange gezwickt und gebogen, bis dieses für gut findet, sich in Trab zu setzen. Man sieht oft Ochsen, bei denen infolge von solchen Mißhandlungen der ebengenannte Körperanhängsel bleibend disloziert oder sogar um einige Wirbel verkürzt ist. Wohl ist auch hier Tierquälerei vom Gesetze mit Strafen bedroht, aber die Schuldigen werden von den Gerichten in der Regel sehr glimpflich behandelt. Ich war einmal in Bombay Zeuge einer solchen Verhandlung. Ein Krämer war wegen Mißbrauch des Treibstachels verzeigt. Die Waffe lag vor dem Polizeirichter auf dem Gerichtstische; es war ein 3 cm langer spitzer



Parsenfrauen.



Bombay. „Türme des Schweigens“ auf Malabar Hill.

Nagel, der an dem Ende eines derben Stockes befestigt war. Den Fall zusammenfassend, bemerkte der indische Salomo: „Man muß unterscheiden zwischen Stachel und Stachel; es gibt Stacheln, die erlaubt, und solche, die nicht erlaubt sind. Im vorliegenden Falle frägt es sich nun, ob der gebrauchte Stachel ein gewöhnlicher, oder aber ein ungewöhnlicher war. Ich halte dafür, daß dieser Stachel da länger und spitzer ist, als er hätte sein sollen. Ein nur halb so langer Stachel hätte den gewünschten Dienst auch getan.“ Sprach's, und der Angeklagte wurde mit einer Verwarnung entlassen.

Auch der indische Arbeitsochse, besonders wenn er gut gefüttert wird, kann bisweilen in Wut geraten und dann sehr gefährlich werden. Namentlich geschieht dies dem Europäer gegenüber, dessen Ausdünstung dem Tiere widerwärtig zu sein scheint. Daher die folgenden indischen Sprüche und Lebensregeln: „Gib sechs Handvoll der Kuh, aber bloß eine dem Arbeitsochsen!“ — „Wann eine Witwe, ein Weib und ein Ochse die Geduld verlieren, wer weiß, was geschehen mag?“ — „Ein grober Flegel, ein Mensch



Verfallene Hügelfestung.

aus niederer Kaste, eine Frau und ein Zugochse werden immer gebessert durch eine tüchtige Tracht Prügel." — Daß man auch in Indien den Ochsen als Urbild der Stumpfsinnigkeit betrachtet, beweist nachstehendes Geschichtchen. Ein Philosoph fragte einmal einen Bauern: „Warum hängst du dem Ochsen, welcher deine Mühle treibt, eine Schelle an?" — Der Bauer: „Damit ich höre, ob die Mühle im Gange ist." — Der Philosoph: „Solange also die Schelle läutet, ist die Mühle noch im Gange?" — Bauer: „Ganz gewiß!" — Philosoph: „Wenn es aber dem Ochsen einfiele, hübsch stillezustehen und bloß den Kopf hin- und herzubewegen, wäre dann die Mühle wohl auch noch im Gange?" — Bauer: „Glücklicherweise hat mein Ochse nicht Philosophie studiert." —

Die Eisenbahn fährt hier auf einer Strecke von mehreren hundert Kilometern durch die Talsenkung des Bhimaflusses, der sich vor der Station Raitschur mit dem Krischna oder Kistna vereinigt. Unterhalb der Einmündung des Bhima führt eine großartige, über 1 km lange und auf 38 Bogen ruhende Brücke über das breite Strombett des

Kistna, der dann in östlicher Richtung in reißendem Laufe dem Golfe von Bengalen zueilt. Eine ähnliche Brücke führt südlich von Raitschur über einen Nebenfluß des Kistna, die Tunga-Bhadra, welche die Grenze zwischen dem Staate des Nisam und der Präsidentschaft Madras bildet, und an welcher weiter östlich die durch die Diamantenminen ihrer Umgebung berühmte Stadt Karnul liegt. Die Landschaft hat hier ein ganz anderes Aussehen als die Gegenden, die wir bisher durchfahren hatten. Basalt und Laterit haben einem grobkörnigen Granit Platz gemacht. Eine pechschwarze Erde bedeckt die Talgründe, die überall mit Baumwollenpflanzungen bestellt sind. Die Regenstürme haben hier seit Jahrtausenden mit solcher Wut die Höhenzüge gepeitscht, daß nicht eine Handvoll fruchtbarer Erde auf diesen zurückgeblieben ist; die Rücken und Abhänge der Hügel bieten das Bild einer chaotischen Gletschermoräne dar, wo Reihen riesiger Granitblöcke sich gespensterhaft vom blauen Himmel abheben. Viele Anhöhen ringsumher sind mit verfallenen Festungswerken gekrönt. Diese Denkmäler der Vergangenheit erinnern uns daran, daß wir uns hier auf geschichtlichem Boden befinden, nämlich in jenem Karnata oder „Land der schwarzen Erde", wo im 18. Jahrhundert die Engländer und Franzosen sich so manche blutige Schlacht lieferten. Es war die Zeit, wo die „Belle France" noch Helden erzeugte wie Dupleix und Labourdonnais, und noch imstande war, dem „treulosen Albion" die Oberherrschaft über Ostindien ernstlich streitig zu machen. Jetzt ist hier Frankreichs Prestige für immer verschwunden. Wie traurig, daß die dritte Republik so arm an Genie und Religion ist!

Dieser letzte Gedanke versetzte mich in eine etwas trübse-



Parsen.

lige Stimmung, welche noch gesteigert wurde durch die hungrigen Pariahunde, die auf den folgenden Stationen durch die offene Wagentüre in unser Koupee eindrangen und alle Winkel nach Knochen durchsuchten, wobei sie auch lebende Beine nicht respektierten; man wurde dadurch unwillkürlich an die biblische Parabel vom reichen Prasser und vom armen Lazarus erinnert. Endlich um 7 Uhr abends erreichten wir Guntakal, wo ich den Madraszug verlassen mußte, um auf einer andern Linie nach Bellary, meinem Bestimmungsorte, zu gelangen. Ich nahm herzlichen Abschied von meinen bisherigen Reisegefährten, denen ich wirklich manche interessante Belehrung über Land und Leute zu verdanken hatte. Bald war ich wieder in meinem neuen Zuge bequem installiert und freute mich schon darauf, in meinem Koupee allein zu sein und ungestört mein Brevier beten zu können. Aber ich hatte wieder einmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Im Augenblicke, da der Zug sich in Bewegung setzte, nahm höflich grüßend ein englischer Ingenieur an meiner Seite Platz — und jetzt war es mit meiner Andacht vorbei. Freundlichkeit mit Freundlichkeit zu erwidern ist unter allen Zonen eine Pflicht des gesellschaftlichen Anstandes, und diejenigen Europäer, die vom Schicksale in andere Erdteile verschlagen worden, wo sie vielleicht nur selten mit Leuten der eigenen Rasse zusammenkommen, fühlen das lebhafte Bedürfnis, sich gegenseitig auszusprechen, so oft ihnen dazu Gelegenheit geboten ist. Der Herr Ingenieur ist ein ehemaliger Zögling des bekannten Cooper's Hill College bei London; gegenwärtig ist er Leiter einer großen Baumwollspinnerei in einem abgelegenen Orte Südindiens, wo er fast nur mit Eingebornen zu verkehren hat und selten

Europäer zu Gesicht bekommt. Solche Leute, denen die Genüsse und Zerstreuungen des geselligen Lebens mehr oder weniger versagt sind, haben manchmal ein empfängliches Herz für höhere Wahrheiten und hören gerne etwas über Religion und das Jenseits.

Abends 9 Uhr war ich endlich am einstweiligen Ziele meiner Reise. Auf der Station Bellary harrte meiner abermals ein hochpolizeilicher Empfang. Der Herr Kommissär erkundigte sich angelegentlich nach meinem körperlichen Befinden, für welche Aufmerksamkeit ich höflichst dankte. Als er aber auf meiner Fahrkarte den Namen der Peststadt Bombay erblickte, da war es mit der Gemütlichkeit zu Ende. „Hinaus aus der Stadt, und sofort im Bureau des Bezirksarztes sich ärztlich untersuchen lassen!“ so lautete der gemessene Befehl. Trotz der vorgerückten Stunde und obwohl besagtes Bureau gut zwei Kilometer von der Station entfernt war, mußte ich mich seufzend ins Unvermeidliche fügen. Im ärztlichen Bureau erhielt ich die weitere Weisung, mich während meines Aufenthaltes in Bellary jeden Abend um 8 Uhr dem Militärarzte der Garnison vorzustellen — im Falle des Nichterscheinens Buße bis zu 1000 Rupien. Da mir kaum der zwanzigste Teil dieser Summe zur Verfügung stand, mußte ich mir eine Woche lang diesen unfreiwilligen Abendspaziergang gefallen lassen.

Sollten einige fürwitzige Leser sich verwundern, daß in Indien ein armer Missionär sich so weite Ferienreisen erlauben kann, so will ich ihnen zu ihrer Beruhigung mitteilen, daß dieser mein Ausflug nach Bellary weniger eine Erholungs- und Vergnügungsreise als vielmehr — wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf — eine Ge-

schäftsreise war. In Bellary befindet sich nämlich eine katholische Mädchenschule, die von 16 irischen Nonnen aus der Genossenschaft des Guten Hirten geleitet wird. Diesen frommen Töchtern der Smaragdinsel, welche sich mit segensreichen Erfolge der Erziehung der weiblichen Jugend und den Werken der christlichen Charitas widmen, sollte ich anläßlich einer fünftägigen Geisteserneuerung eine Reihe von religiösen Vorträgen halten. So konnte ich leicht das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.



Parse (Freimaurer).

Bellary liegt in einer weiten Ebene, aus der inselartig ein etwa 150 m hoher Doppelhügel emporragt, gekrönt von einer jetzt in Ruinen liegenden riesigen Festung, die aus dem 18. Jahrhundert stammt und als Zeuge und ehrwürdiges Denkmal vergangener kriegerischer Zeiten weit hinausschaut in das Land der Mahratten. Der berühmte mohammedanische Heerführer Haidar Ali (gest. 1782), der sich zum Sultan von Maisur gemacht und mit den Franzosen, den Mahratten, dem Nisam von Haidarabad und andern eingebornen Fürsten im Bunde vergeblich die Engländer aus Südindien zu vertreiben suchte, ließ diesen gewaltigen Bau durch einen französischen In-



Arekapalme.

genieur aufführen. Nachdem das Werk vollendet war, befahl der Sultan, den Baumeister am Eingangstor aufzuknüpfen, damit dieser den Plan der Festung keinem Unberufenen verraten könnte. Sehr bezeichnend für einen morgenländischen Despoten! Gegenwärtig ist alles verödet und verlassen, und die mit bemerkenswerter Kunst ausgeführten Gewölbe und Gelasse bieten nur Schlangen und Raubkatzen willkommene Schlupfwinkel und widerhallen nächtlicherweile vom Geheule der Schakale und Hyänen.

Die Stadt zählt ungefähr 40,000 Einwohner, darunter etwa 2000 Katholiken. Bellary hat eine ständige Besatzung und ist Hauptquartier einer Brigade der Madrasarmee. Für die religiösen Bedürfnisse der dortigen Katholiken ist hinreichend gesorgt. Die Regierung hat sogar auf öffentliche Kosten zwei katholische Kirchen erbaut, von denen die eine für die katholischen Soldaten der Garnison, die andere für die englischen Zivilbeamten und ihre Angehörigen bestimmt ist; daneben besitzen die eingebornen Katholiken ihre eigene Kirche. Die Seelsorge liegt zwei Priestern ob, einem eingebornen und einem europäischen. Der letztere, hochw. Herr Kleinschneider, ein wackerer Deutscher aus Köln, welcher der Kongregation der Mill Hill-Väter bei London angehört, bekleidet auch das Amt eines Militärpfarrers (Military chaplain) und bezieht in dieser Eigenschaft von der Regierung ein monatliches Gehalt von 333 Rupien. Derselbe muß jeden Sonntag zweimal Gottesdienst halten, und an den Wochentagen pflegt er mehrere, längs der Eisenbahnlinie zerstreute Missionsstationen zu besuchen, wozu ihm die Eisenbahnverwaltung in liberalster Weise eine Fahrkarte erster Klasse zur Verfügung stellt. Ueberdies besorgt der vielbeschäftigte Gottesmann die geistliche Leitung

des oben erwähnten Nonnenklosters und Pensionates und unterhält auf eigene Kosten in einem gemieteten Hause ungefähr 40 Waisenknaben, die er durch einen eingebornen Lehrer erziehen und unterrichten läßt. Ja, noch mehr: die Regierung selbst hat Herrn Kleinschneider in Würdigung seiner Tüchtigkeit und seiner Verdienste zum Vorsitzenden des Stadtrates ernannt. Meine Leser mögen aus all diesem ersehen, daß die protestantischen Engländer in ihren Kolonien weit vorurteilsloser und toleranter denken und handeln, als so manche engherzige und verbissene Politikaster und Bureaukraten in sogenannten katholischen Ländern des europäischen Festlandes. Ich hatte das Glück, mit meinem liebenswürdigen und welterfahrenen deutschen Mitbruder und Stammesgenossen einige sehr angenehme und lehrreiche Abende zuzubringen. Unvergeßlich wird mir namentlich der Sylvesterabend sein, der ja sonst jeden denkenden Menschen und Christen in eine ernste Stimmung versetzen muß. Beim Scheine der Lampe saßen wir zwei alte Knaben in trautem Gespräche beisammen, weit, weit hinten auf der indischen Hochebene. Mein Gastfreund erzählte mir vieles von seiner Heimat, der schönen Stadt am rauschenden Rheinstrome; mit Wehmut gedachten wir beide der entschwundenen Zeiten, aller der Freuden und Leiden, die wir in unserm hohen, aber dornenvollen Berufe unter verschiedenen Himmelsstrichen schon erlebt, um dann beim ersten Schlage der Mitternachtsglocke mit einem dankbaren Aufblick nach oben, zum allweisen Geber alles Guten, uns gegenseitig ein hoffnungsfreudiges „Prosit Neujahr!" zuzurufen.

Am Neujahrstage des Jahres 1899 hatte ich meine geistliche Aufgabe glücklich zu Ende geführt. Am folgen-

den Tage nahm ich von meinen Freunden in Bellary herzlichen Abschied, um rasch nach Bombay zurückzukehren, wo trotz Pest und Hungersnot schon in einigen Tagen das neue Schuljahr beginnen sollte. Ich wählte für die Rückreise eine etwas südlicher gelegene Linie, welche mich durch sehr interessante Gegenden des Mahrattenlandes führte. Doch darüber soll der geneigte Leser in meinem nächsten Briefe einiges vernehmen!

Bombay, Febr. 1902.

Route des Ferienausfluges in das Dekan.



Parvati bei Puna.

Dritter Brief.

Ein Ferienausflug in das Dekan.

(Schluß.)

Am 2. Januar 1899 abends 8 Uhr bestieg ich in Bellary einen Zug der schmalspurigen Southern-Mahratta-Eisenbahn, um über Hubli, Dharwar, Belgaon, Sattra und Puna nach meinem lieben Bombay zurückzukehren.

Gleich beim ersten Halt nimmt ein wohlbeleibter Brahmane in meinem Abteil Platz, doch als „zweimal Geborner", als Adeliger von Gottes Gnaden, würdigt derselbe mich geringen Sterblichen kaum eines Blickes. Auf der nächsten Station tritt ein Mohammedaner zu uns herein, und vor diesem finde ich dank meines Vollbartes und meines langen geistlichen Kleides schon mehr Gnade; mit einem freundlichen „Salaam" (Friede!) versichert er mich seines Wohlwollens. Bald gesellte sich als dritter

im Bunde ein junger Mahratte zu uns. Dieser erzählte mir offenherzig, daß er, der Sohn eines kleinen Bauern, schon als Knabe sehr hochfliegende Pläne gehegt habe, und daß jetzt sein kühnster Wunsch in Erfüllung gegangen sei, indem er eine Anstellung als Schreiber beim Landgerichte in Dharwar erhalten habe. O glücklicher Mann! —

Nach ungefähr einer Stunde Fahrt rollten wir auf einer Brücke über die Tunga-Bhadra, die aus den Bergen von Maisur kommt und Goldsand führt. Letzterer Umstand lenkte meinen sinnenden Geist durch eine naheliegende Gedankenverkettung auf die viel umstrittene Frage: Ist Ostindien wirklich das Land Ophir der Bibel, aus welchem der König Salomo auf Schiffen, die drei Jahre auf der Reise waren, Gold, Edelsteine, Sandelholz, Affen, Pfauen u. s. w. bezog? Ueber die Lage dieses biblischen Ophir sind von den Gelehrten die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden. Einige wollen es in Sofala an der Ostküste Afrikas wiederfinden; andere suchen es im südlichen oder im südöstlichen Arabien (Omân), andere sogar in Spanien u. s. w. Die Frage wird sich wohl niemals entscheidend beantworten lassen. Ostindien hat immer noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch die Tatsache, daß in diesem Lande seit dem Eindringen der Europäer außer einigem Waschgolde nirgends Gold gefunden wurde, etwas auffallend ist. Erst in neuester Zeit haben die Geologen das Vorhandensein dieses Edelmetalls in vielen Teilen Indiens nachgewiesen, und man hat namentlich in den Gebirgen des Königreichs Maisur mehrere Goldminen eröffnet, welche einen reichen Ertrag gewähren.

In einem etwas andern als im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Ostindien allerdings noch heutzutage eines



Akrobaten.

der ersten Gold- und Silberländer der Erde. Ich entnehme einem sehr lesenswerten Buche*) nachstehende Angaben. Nach einer auf das vorliegende statistische Material sich stützenden Schätzung vom Jahre 1882 belief sich der Wert des in Vorderindien vorhandenen Silbers (nach dem damaligen Silberpreise) auf 333 Mill. Pf. St. (8325 Mill. Fr.), der des Goldes auf 122 Mill. Pf. St. (3050 Mill. Fr.), somit der Gesamtwert dieser beiden Edelmetalle auf 455 Millionen Pfund St. (rund 11 Milliarden Fr.) Von diesem Metallvorrate aber waren nur etwa 200 Millionen Pf. St. (5 Milliarden Franken) als Münzen im Umlauf. Wo bleiben denn die andern 255 Mill. Pf. St.? Ein Teil des übrigen Metalles ist in Form von Gold- und Silberschmuck vorhanden; denn Indien ist und bleibt das klassische Land der Juwelen. Die Mitgift, welche die Mädchen bei ihrer Verheiratung erhalten, besteht in der Regel aus Juwelen. Schmucksachen bilden in vielen Familien die einzige bewegliche Habe, die niemals veräußert wird und unangetastet von den Eltern auf die Kinder übergeht. Beim Tode des Maharadscha Sindhja von Gwaliar im Jahre 1899 befanden sich in dessen Schatzkammer Juwelen und Kostbarkeiten, deren Gesamtwert von Sachverständigen auf mindestens 50 Mill. Fr. geschätzt wurde. Der bekannte Finanzmann Atkinson berechnete im Jahre 1892 den Metallwert der silbernen und goldenen Schmucksachen des Landes auf ungefähr 2 Milliarden Fr. Zieht man diese Summe von den oben erwähnten 255 Mill Pfd. St. ab, so bleibt immer noch ein Vorrat von Edelmetall im Werte von ungefähr vier Milliarden Franken. Wo ist nun dieser Vorrat zu finden? Derselbe befindet sich in der

*) Sir Richard Temple, Oriental experiences.

Form von Gold- und Silberbarren bei reichen Geldwechslern, Geschäftsleuten, Goldschmieden, Privaten u. s. w. in sicherer Verwahrung. Immer schwebt den Indern die Möglichkeit einer politischen Umwälzung vor Augen, und daraus erklärt sich die Tatsache, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil des Nationalvermögens in kaufmänischen und gewerblichen Unternehmungen angelegt wird. Auch an den Staatsanleihen haben sich die Eingebornen bis jetzt nur sehr zurückhaltend beteiligt, trotzdem die finanzielle Lage des Reiches eine günstige genannt werden darf. Seit Jahrtausenden hat hier der gemeine Mann die Gepflogenheit, sein Geld und seine Wertsachen daheim im Kasten wohl zu verschließen, oder noch besser an einem abgelegenen Orte heimlich zu vergraben. Stirbt im letztern Falle der Eigentümer plötzlich, ohne vorher sein Geheimnis jemanden anvertraut zu haben, so ist sein Mammon zu einem „Schatze" in der bekannten Nebenbedeutung des Wortes geworden. Wohl in keinem andern Lande ist im Laufe der Zeiten mehr Gold und Silber vergraben worden als in Indien, und darum dürfte dieses Land ein Dorado für Schatzgräber sein. Wenn der indische Pflug etwas tiefer ginge, so möchte wohl mancher indische Bauer in seinem Felde auf einen „Schatz" stoßen, den seine Urahnen in unruhigen Zeiten allda vergraben hatten. Solche Funde sind übrigens nicht selten. Vor einigen Jahren fand man bei Kotschi (Südindien) einen Schatz, der aus lauter griechischen und römischen Goldmünzen bestand und so bedeutend war, daß man mehrere Lastträger zum Fortschaffen desselben brauchte. —

In der Erwartung, der wohlwollende Leser werde mir diese etwas lange und trockene Abschweifung zugute

halten, komme ich wieder auf die Schilderung meiner nächtlichen Fahrt zurück.

Es ist bereits 11 Uhr, und doch will der wohltätige Schlaf meine müden Augen noch nicht schließen, während meine drei Reisegefährten schon längst in seinen Segnungen sichtbar und hörbar sich glücklich fühlen. Ich kann mich nicht enthalten, auf den Gesichtern der Schlafenden einige physiognomische Spaziergänge zu unternehmen, sollten diese auch nicht gerade — wie einst mein Landsmann Lavater wünschte — zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe beitragen. Es geziemt sich, zuerst mit dem Brahmanen mich zu beschäftigen — denn Ehre, dem Ehre gebührt! Da liegt der Mann vor mir auf der Bank ausgestreckt, und ich kann sein Aeußeres bequem betrachten. Das Haupt ist bis auf einen kleinen Zopf am Hinterschädel glatt rasiert, und so auch das Angesicht, mit Ausnahme eines leichten Schnurrbartes. Es ist ein ausdrucksvoller Kopf, an welchem ein Künstler seine Freude gehabt hätte: hohe Stirne, schönes ovales Gesicht, dunkle Augen, wohlgeformte Adlernase und darunter ein Paar dünne, energische Lippen — eine wahrhaft aristokratische Physiognomie. Die Hautfarbe ist kaum dunkler als die eines Südeuropäers. Also dieser Mann, der so friedlich schlummernd an meiner Seite weilt, ist, wenn ich den Behauptungen der Gelehrten Glauben schenken darf, mein Stammesgenosse; gehören wir doch beide der Rasse der Indogermanen an und haben unsere Urväter einst in altersgrauer Zeit, von der weder die Geschichte noch die Sage mehr Kunde gibt, irgendwo hoch oben im Herzen von Asien gemeinsam ihre Herden gehütet. In dieser feierlich stillen Nachtstunde, wo der rastlos sinnende und grübelnde Geist gerne in ferne Zeiten



Brahmane bei der Mahlzeit.

und Räume sich verliert, übt der Anblick des schlafenden Brahmanen gleichsam eine Zauberwirkung auf mich aus und es erscheinen vor meinen geistigen Augen seltsame Bilder, die einer weit, weit zurückliegenden Vergangenheit angehören. Ich sehe im Geiste, wie in vorgeschichtlicher Zeit die Arier (die „Würdigen", „Gebietenden") ihre Ursitze auf den Hochebenen im Nordwesten von Indien verlassen und durch den Chaibarpaß herniedersteigen in das feucht-heiße Tiefland des Indus, von wo sie allmählich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den stammfremden, dunkelfarbigen Ureinwohnern in das Gangesgebiet und in die Gebirgsgegenden der südlichen Halbinsel eindringen. Andere Arier wandern zu verschiedenen Zeiten aus ihrer Heimat gegen Sonnenuntergang und gelangen durch das große Völkertor zwischen dem Kaspischen Meere und dem Ural-

gebirge nach Europa, wo wir sie später als Pelasger und Griechen, als Italiker, Kelten, Germanen, Slaven u. s. w. wiederfinden. Zu einer Zeit, als unser Europa noch größtenteils von Wäldern und Sümpfen bedeckt war und nur von wilden Tieren und halbwilden Menschen durchstreift wurde, haben im fernen Osten die Arier in ihrem neuen Vaterlande die tropischen Urwälder in üppiges Acker- und Gartenland verwandelt, Städte gegründet und Tempel erbaut. Die indischen Weisen haben schon damals im Schatten des heiligen Feigenbaumes und beim Rauschen der gewaltigen Ströme über die Rätsel der Welt und des Lebens nachgedacht und ihre tiefsinnigen Gedanken in bewunderungswürdigen Schriften niedergelegt; aber sie haben auch schon in frühester Zeit das gesamte Denken und Leben des Volkes strengen und starren Satzungen unterworfen, und durch diese geistige Tyrannei die geschichtliche Entwickelung der Nation auf Jahrtausende hinaus gehemmt, so daß in der Folgezeit die Inder trotz ihrer ungeheuren Anzahl und ihrer geschlossenen gesellschaftlichen Ordnung immer und immer wieder eine verhältnismäßig leichte Beute fremder Eroberer geworden sind. Und doch hat sich die uralte spezifisch indische Kultur ungeachtet aller Einwirkung fremder religiöser und zivilisatorischer Kulturelemente, wie früher des mohammedanischen, seit dem 17. Jahrhundert aber des christlich-europäischen, bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt. Zu dieser nächtlichen Stunde, während das Dampfroß wie ein feuriges Ungeheuer uns über die indische Hochebene dahinträgt, und die ewigen Sterne in ruhigem Glanze auf uns herniederleuchten, sitzen wir beide da friedlich beisammen im bequemen Eisenbahnwagen: er, der stolze Brahmane, der

sich schon durch seine Abstammung zum Beherrscher und Lehrer des Volkes berufen fühlt, und ich, der arme christliche Priester aus Europa, der seine Familie und seine Heimat verlassen hat, um hier, in diesem Lande uralter Gesittung und Weisheit, das Reich des Gekreuzigten auszubreiten und die himmlische Botschaft des Heiles allen zu verkünden, die eines guten Willens sind. Wie wunderbar sind doch die Wege der allwaltenden Vorsehung! —

Vom Brahmanen weg richte ich meinen Blick auf meinen zweiten Nachbaren, den Mohammedaner. Dieser ist seiner Gesichtsbildung nach augenscheinlich semitischen Ursprunges, ein Landsmann des Propheten selbst. Welche Gedanken und Erinnerungen werden da in meinem Geiste geweckt! Vor mir liegt Mekka, die heilige Stadt, mit ihren Kuppeln und Minarets, und daneben erblicke ich die Zelte der Kalifen, die mit ihren todesmutigen Scharen



Mangoverkäufer.

ausziehen, um mit Feuer und Schwert die neue Religion über die benachbarten christlichen Länder auszubreiten. Ich schaue den Wunderbau der Alhambra, in dessen Schatten die entarteten Mauren unter den Streichen der christlichen Spanier in den Staub sinken. Auch in das uralte Kulturland Indien fanden die Anhänger des Propheten von Mekka in ihrer fanatischen Kriegslust ihren Weg. Nachdem die Muslim schon unter den ersten Kalifen und später wieder unter den Omaijaden vereinzelte Streifzüge bis in das Gebiet des Indus unternommen hatten, trat um d. J. 1000 n. Chr. Mahmud von Ghasni, der beim Zerfalle des Kalifenreiches in Persien ein selbständiges Reich gegründet hatte, als großer Eroberer auf und drang in seinem Siegeslaufe bis zum Ganges vor. Seine Nachkommen, die Ghasnewiden, herrschten bis 1183. Ihnen folgten in der Herrschaft die Ghuriden, mehrere afghanische Eroberer und endlich die Mongolen, die unter Timur Lenk (Tamerlan) 1398 einen großen Teil Indiens eroberten. Im Jahre 1526 gründete Babar, ein Nachkomme Timurs, das Reich der Großmoguls, das in der Zeit seiner Blüte unter Akbar (reg. 1554—1605) und Aurangseb (reg. 1658—1707) ganz Hindustan und den größten Teil des Dekan umfaßte. Die Residenzstädte der Moguls waren Dehli und Agra, wo noch jetzt wunderbare Bauten von dem ehemals sprichwörtlichen Reichtume und Glanze dieser mächtigen Fürsten beredtes Zeugnis geben. Nach dem Tode Aurangsebs geriet das Reich immer mehr in Verfall. Mehrere Vasallenfürsten, so der Nisam von Haidarabad, der Nawwab von Oudh u. a., machten sich unabhängig. Die Sikh bildeten im Fünfstromlande das Reich von Lahore. Den Löwenanteil aber nahmen die Mahratten, die — wie ich

gleich ausführlicher erzählen werde — noch während der Regierung Aurangsebs unter ihrem kühnen Führer Schiwadschi Bonsla (gest. 1680) ein großes Reich gegründet hatten. Diese bekamen schließlich den Großmogul selbst in ihre Gewalt und wurden so die wahren Herren Indiens, während der Großmogul in Dehli nur den leeren Titel samt seinem Hofstaate und seinen Schätzen behielt. Auch unter der Oberherrschaft der Briten, die im Anfange des 19. Jahrhunderts die Macht der Mahratten endgültig gebrochen hatten, dauerte dieses Schattenkaisertum von Dehli noch fort. Als 1857 die einheimischen Truppen (Sipahis) einen furchtbaren Aufstand gegen die Engländer erhoben, welcher sich bald zu einer fast allgemeinen Erhebung der kriegerischen Elemente des Landes gegen die verhaßte Fremdherrschaft gestaltete, da bemächtigten sich die Aufständischen vor allem Dehlis, wo sie den 90jährigen Großmogul Bahadur Schah zum Oberherrn von ganz Indien ausriefen — so groß war immer noch der Zauber des alten Herrschernamens. Erst nach einer dreimonatlichen Belagerung vermochten die Engländer die Stadt zu erstürmen, worauf der letzte Großmogul gefangen genommen und die Prinzen seines Hauses ermordet wurden. Diese gefährliche Empörung, an deren Spitze der hervorragende Mahrattenführer Nana-Sahib stand, wurde nach vielen und blutigen Kämpfen erst Ende 1858 von den Engländern bewältigt. Hierauf wurde die allmächtige Ostindische Kompagnie aufgehoben und die oberste Regierung und Verwaltung des gesamten Kolonialreiches einem von der Krone ernannten Vizekönige (Viceroy) übertragen; zugleich wurden alle Großen Indiens zu Lehnsleuten der britischen Majestät erklärt. — Gegenwärtig beträgt die Zahl der Mohammedaner in Bri-

tisch-Indien etwa 60 Millionen oder ungefähr ein Fünftel der Gesamtbevölkerung, so daß sich das britische Reich die „erste mohammedanische Macht der Welt“ nennen darf. Die Mohammedaner in Indien sind von sehr verschiedenartiger Abstammung (Mongolen, Perser, Türken, Afghanen (Rohilla), Araber, Hindu u. a., und sie teilen sich — abgesehen von der religiösen Spaltung der Sunniten und Schiiten — gleich den Hindu in zahlreiche Kasten; nichtsdestoweniger sind bei ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein ihrer religiösen und politischen Stellung und Bedeutung im Staate weit stärker ausgeprägt als bei der religiös vielfach indifferenten, in Hunderte und aber Hunderte von schroff geschiedenen Kasten und Unterkasten zerfallenden Hindubevölkerung. Nicht selten kommt es in Städten zwischen Mohammedanern und Hindu zu Tätlichkeiten: Tempel und Moscheen werden verwüstet, es fließt Blut und man schlägt sich im Namen Allahs oder Wischnus gegenseitig ein bißchen tot. Solche Unruhen werden jeweilen von der Regierung rasch unterdrückt; aber die Engländer wissen wohl, daß sie, im Falle eines Tages ihre Herrschaft in Indien von innen ernstlich bedroht würde, eine Partei gegen die andere ausspielen und so in der Zwietracht der Untertanen das sicherste Rettungsmittel finden könnten.

Während mein Geist von all diesen geschichtlichen Erinnerungen bestürmt wird, ist es Mitternacht geworden. Ich werfe zum Wagenfenster hinaus einen Blick auf die Landschaft, über die der abnehmende Mond sein fahles Licht ergießt. Berg und Tal erscheinen bei dieser Beleuchtung in einer sonderbaren weißlichen Färbung, gerade als ob der Boden mit Schnee bedeckt wäre. Doch ist es nur dür-



Brahmanenmädchen.

res Gras, womit die Gegend, so weit das Auge reicht, bewachsen ist. Schon vor zwei Monaten war hier die Regenzeit zu Ende, und seither haben die glühenden Sonnenstrahlen alles Grün versengt und gräulich oder gelblich gefärbt. Wehe aber den Menschen und Tieren, wenn eine boshafte oder unvorsichtige Hand Feuer an das dürre Gras legt! Von all den wilden Naturszenen, die man in Indien beobachten kann, ist ein solcher Prairie- oder Dschungelbrand eine der großartigsten. Ich selbst habe mehr als einmal in den westlichen Ghat dieses grausig-schöne Naturschauspiel gesehen, das der Fürst der indischen Dichter, Kalidasa, mit folgenden Worten schildert:

Mit Windeseil' getrieben, umarmt die Feuersglut
Der Bäum' und Sträucher Wipfel, verzehrt mit rascher Wut;
Da springen rote Funken, als würd' von Ort zu Ort
Zinnober und Safranblüte gestreuet fort und fort.

Und aus der Berge Spalten braust Sturmgeheul hervor,
Es tönt ein helles Pfeifen im trocknen Bambusrohr;
Dann fließt im Nu die Flamm' hernieder in die Schlucht,
Und scheucht die Schar des Wild's empor zu rascher Flucht.

Und wie in Baumwollstauden das Feuer stärker loht,
So dringt aus Baumesritzen die Flamm' wie gold'nes Rot,
Sie springt mit Zweig' und Blättern von Aesten hier und dort
Und rast, vom Wind getrieben, im Walde weiter fort.

Leu, Elefant und Büffel, verscheucht von Glut und Dampf,
Sie geh'n wie Freund' beisammen, und denken nicht an Kampf;
Aus branderfülltem Walde sieht man sie ängstlich flieh'n
Und in die feuchte Niederung zu Inselgründen zieh'n.

(Uebers. von Dr. Schröder.)

Endlich überkam auch mich der langersehnte Schlummer. Ich wachte erst wieder auf, als der Zug beim ersten Morgengrauen in den Bahnhof von Hubli einlief. Diese

Stadt zählt 100,000 Einwohner und ist Mittelpunkt eines großen Baumwolldistrikts und Sitz der Hauptwerkstätte der Southern-Mahratta-Bahn. Ich mußte hier in den von Bangalur kommenden Zug umsteigen, der schon zur Weiterfahrt bereit dastand. Es gab einen allgemeinen Sturmlauf der Reisenden auf die Wagen, und jeder suchte sich ein gutes Plätzchen zu erobern. Ich geriet in ein achtsitziges Koupee, wo schon sieben Mann Platz genommen hatten, und ich war der glückliche Achte. Als der Zug zwischen den letzten Häuserreihen hindurchpustete, kamen auf einige Augenblicke die katholische Kirche und Schule in Sicht. Die etwa 1000 Mitglieder zählende Katholikengemeinde von Hubli darf stolz sein auf ihr schönes Gotteshaus. Hier hat auch mein teurer Landsmann P. Leo Perrig seine letzte Ruhestätte gefunden. Derselbe wirkte in einem benachbarten Dorfe als seeleneifriger Missionär. Vor zwei Jahren wurde er von der Pest dahingerafft, nachdem er achtzig pestkranken Pfarrkindern die letzten Tröstungen der Religion gespendet hatte. Have, pia anima!

Und nun zu meinen neuen Reisegefährten! Ein Blick auf ihre Hautfarbe und Schädelbildung belehrt mich, daß sie keine Arier, sondern Drawidas sind, was auch durch ihre, mir völlig unverständliche Sprache bestätigt wird. Die Drawidas gelten bekanntlich als Urbewohner Vorderindiens, die durch das Einrücken der Arier aus einem großen Teile ihrer Sitze verdrängt wurden, so daß ihnen nur der südliche und mittlere Teil des Dekan und der nördliche Teil der Insel Ceylon übrig blieb. Die Sprachen der Drawidavölker haben mit den aus dem Sanskrit stammenden Hindusprachen keinerlei Verwandtschaft. Die wichtigsten und verbreitetsten unter den drawidischen Sprachen sind: das

Telegu an der Ostküste und im Innern des Dekan, und das Tamil im äußersten Süden der Halbinsel und auf Ceylon. Beide Sprachen besitzen eine reiche Literatur.

Schon die nächste Station brachte einen Wechsel in unsere Reisegesellschaft, indem mehrere Insassen unseres Koupees den Zug verließen und drei neue Ankömmlinge hereintraten. Es waren dies drei junge Brahmanen und Studenten noch dazu, welche nach den Neujahrsferien sich nach Bombay in ihre Universitätskollegien zurückbegaben. Jetzt befand ich mich wieder in Gesellschaft meiner indogermanischen Vettern. Die drei Musensöhne musterten meine bescheidene Persönlichkeit mit freundlichen Blicken. Wie hätte es auch anders sein sollen? Sagt doch der Lateiner: „Similis simili gaudet“ („Gleich und gleich gesellt sich gern“), und habe ich nicht fast mein ganzes Leben in der Schulluft zugebracht, sei es als Schüler, sei es als Lehrer? Sollten aber meine geehrten Leser nun erwarten, allerlei interessante Dinge zu vernehmen, die wir, die Vertreter zweier so grundverschiedener Weltanschauungen, miteinander besprochen hätten, so wird diese Erwartung leider getäuscht; denn unsere Unterhaltung kam nicht über die gewöhnlichen Gemeinplätze hinaus. Wenn mich aber irgend ein neugieriger Leser fragen sollte, was denn wohl die gebildeten Inder über uns Europäer überhaupt denken, so ist meiner Ansicht nach folgendes die richtige Antwort. Uns katholischen Missionären sind die Eingebornen der höhern Klassen durchweg günstig gesinnt, weil wir selbst denselben mehr Vertrauen und Verständnis entgegenbringen und auch ihren Kindern billigern Unterricht erteilen, als die Laien. Sonst aber lauten die Urteile der gebildeten Inder über uns Europäer im allgemeinen nicht sehr schmeichelhaft.



Musikanten.

Die Inder bewundern unsern Unternehmungsgeist, unsere Tatkraft und Ausdauer, unsere Redlichkeit in Handel und Wandel — alles Eigenschaften, die ihnen selbst mehr oder weniger abgehen; aber sie betrachten unsere hochgepriesene Kultur und Bildung als eine fast ausschließlich materielle.

Unsere ganze Kunst und Wissenschaft, alle die wunderbaren Erfindungen der Technik sollen uns — so glauben sie — nur dazu dienen, Reichtümer aufzuhäufen und raffiniertem Sinnengenusse zu frönen, überdies mörderische Waffen zu konstruieren, um damit die übrigen Völker der Erde in blutigen Schlachten zu besiegen und zu unterjochen. Die uralte indische Zivilisation dagegen — so behaupten sie — habe eine mehr geistige und ideale Richtung; die Inder wären schon auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden und hätten schon ihre großen Dichter und Philosophen gehabt, als die Vorfahren der jetzigen Europäer noch als rohe Wilde, in Tierfelle gehüllt, in den Wäldern des kalten Nordens umherirrten u. s. w. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß dieser Ansicht eine gewisse Berechtigung zukommt, und die Inder werden in ihrer Ueberhebung noch bestärkt durch die maßlosen Sympathien und Lobsprüche, welche die europäischen Orientalisten der altindischen Literatur widmen; hat doch hier vor einiger Zeit ein berühmter europäischer Sanskritforscher in einer öffentlichen Versammlung den Ausspruch getan: „Europa hat mehr von Indien zu lernen, als Indien von Europa."

Gegen Mittag erreichten wir Londa, von wo eine Zweigbahn in südwestlicher Richtung nach dem portugiesischen Goa führt. Londa liegt in etwa 900 m Meereshöhe auf den Westghat, die hier ziemlich steil gegen das Arabische Meer sich hinabsenken. Wenn Ende Mai oder An-

fangs Juni der Südwestmonsun die schweren Wolkenmassen gegen die indische Halbinsel herantreibt, so empfängt dieses anmutige Berggelände den ersten Anprall der Regenstürme. Die nasse Jahreszeit setzt mit gewaltigen Gewittern und wolkenbruchartigen Regengüssen ein, die bald von einem fast ununterbrochenen, gleichmäßigen Landregen abgelöst werden. An einzelnen Punkten des Küstengebirges fällt während der viermonatlichen Regenzeit über 7 m Regen. Jede Einsenkung des Bodens wird dann zum Sumpfe oder zum Rinnsale eines Wildbaches. Donnernd stürzen zahllose Bergbäche die steilen Abhänge hinunter und wälzen sich, alles verwüstend, dem nahen Ozeane zu. Aber das himmlische Naß zaubert auch überall neues Leben hervor: jedes Fleckchen Erde bedeckt sich mit frischem Grün, und sogar die porösen Ziegeldächer der Bauernhöfe verwandeln sich in grünende Grasfluren.

Die flinken Bäche, gleich den losen Mädchen,
Ergreifen, wilder Freude voll, im Nu
Die Uferbäume, welche ringsum taumeln,
Und eilen rasch dem Ozeane zu.

Die Wälder kleiden sich mit gold'nen Knospen,
Daß sich der Geist an ihrer Pracht ergötzt;
Das junge Gras entkeimt mit spitzen Blättern,
Daß sich der Hindin weicher Mund verletzt.

Der Waldstrom wälzet seine bleichen Wogen
Mit offnem Schlund, der Schlange gleich, daher,
Gefleckt mit Spreu, Insekten oder Staube,
Daß d'rob erschrickt der Frösche furchtsam' Heer.

Entzückend sind die Berge anzuschauen,
Wenn ihre Gipfel das Gewölke küßt,
Wenn ringsherab die Ströme niederwallen,
Und tanzend sie die Pfauenschar begrüßt.

(Kalidasa, „Kreis der Jahreszeiten", übersetzt von Dr. Schröder).

Es läßt sich leicht begreifen, daß infolge dieses Uebermaßes von Feuchtigkeit die meisten Abhänge des Küstengebirges mit dichten Waldungen bekleidet sind. Zwischen Londa und Belgaon fährt die Eisenbahn am obern Saume dieses Waldgürtels hin und gestattet ab und zu reizende Ausblicke. Am Fuße der bewaldeten Berge schimmern zwischen Hainen von Kokospalmen goldige Reisfelder zu uns herauf. Nach Westen hin sieht man an einigen Stellen durch die Lücken der Vorketten am fernen Horizonte den Silberstreifen des Arabischen Meeres. Man möge mir hier eine kleine Abschweifung gestatten. Ostindien ist im ganzen immer noch ein reichbewaldetes Land, obwohl es erst seit etwa 40 Jahren einer das ganze Gebiet umfassenden einheitlichen Forstverwaltung unterstellt ist, welche der schonungslosen Abholzung, der die wertvollsten Nutzgehölzer zum Opfer zu fallen drohten, ein Ende gemacht hat und fortwährend großartige Anpflanzungen vornimmt. Die energischen Maßregeln der Forstbehörden sind um so mehr angezeigt, als der Betrieb der Eisenbahnen ganz enorme Holzmengen erfordert. Indien ist verhältnismäßig arm an Steinkohlen und diese sind von geringer Qualität — im Jahre 1900 z. B. lieferten 186 Kohlenbergwerke (davon 71 in Bengalen) mit 89,000 Arbeitern nur etwas über 6 Mill .Tonnen.*) — Daher muß der Feuerungsbedarf der Lokomotiven größtenteils den Wäldern entnommen werden. Es wäre hier Gelegenheit, so manche charakteristische Baumformen Indiens eingehender zu schildern, so den kostbaren Sandelbaum (Santalum album);

*) Kohlenproduktion 1900: Großbritannien 225 Mill. T., Deutschland 150 Mill. T., Frankreich 33 Mill. T., Vereinigte Staaten 307 Mill. T., ganze Erde: 815 Mill. T.

den majestätischen Tikbaum (Tectona grandis), aus dessen Holz die englische Flotte gebaut ist; die zierlichen Bambusen, welche einer erstaunlich mannigfaltigen Verwendung fähig sind; endlich die „Fürsten" (principes) der Pflanzenwelt, wie Altmeister Linné sie nennt, die herrlichen, uns so poetisch anmutenden Palmen, von denen einige Arten, so die Kokospalme, die Dattelpalme u. a., zu den größten Segnungen der Tropenländer gehören. Um aber den Leser nicht



Banyan oder indischer Feigenbaum.

durch lange und langweilige Beschreibungen zu ermüden, will ich hier nur eines einzigen Baumes, der unzweifelhaft zu den Wundern des Pflanzenreiches gezählt werden muß, in Kürze Erwähnung tun. Es ist dies der Banyan oder indische Feigenbaum (Ficus indica). Derselbe erreicht selten mehr als 20 m Höhe. Aus seinen Aesten und Zweigen entsendet er zahlreiche Luftwurzeln, welche senkrecht abwärts wachsen und, im Boden angelangt, nicht nur die Krone des Mutterbaumes mit Nahrung versehen und stützen, sondern auch ihrerseits zu neuen Stämmen sich verdicken und eine neue Krone bilden; so breitet sich nach und nach Krone an Krone über dem Säulenwalde des ersten

Stammes und der einstigen Luftwurzeln aus, und indem sich dieses Laubdach in horizontaler Richtung beständig erweitert, entsteht schließlich eine ausgedehnte Säulenhalle, in deren Schatten manchmal Raum für ein ganzes Dorf vorhanden ist. Der größte Baum dieser Art befindet sich in der Nähe von Broach amNarbadaflusse; derselbe bildet ein ganzes Wäldchen von etwa 1000 m Umfang, dessen einzelne Stämme fast alle noch miteinander in Verbindung stehen. Sein Name ist Kabira-bar, d. i. Baum des Kabira, weil er nach der örtlichen Ueberlieferung in grauer Vorzeit von einem Weisen, namens Kabira, gepflanzt wurde.

Belgaon ist eine Stadt von etwa 30,000 Einwohnern und besitzt eine starke Garnison, welche die Aufgabe hat, die umliegenden kleinen Vasallenstaaten und die portugiesische Besitzung von Goa zu überwachen. Hier hat vor zwanzig Jahren ein deutscher Ordensgenosse, P. Kreuzer aus Bayern, ein Spital für Aussätzige gegründet, das gegenwärtig etwa 40 Insassen beherbergt. Die Krankheit des Aussatzes (Lepra) ist im ganzen Morgenlande immer noch sehr verbreitet, während sie in Europa seit dem Ausgange des Mittelalters beinahe ganz erloschen und dort dem Volke fast nur aus den Erzählungen der heiligen Schrift bekannt ist. Auch in Indien begegnet man solchen Unglücklichen häufig auf einsamen Wegen und an etwas abgelegenen Orten. Nach einer neuern amtlichen Statistik beträgt die Zahl der Aussätzigen in ganz Britisch-Indien ungefähr 400,000. Wie den Völkern des Altertums, so sind auch hier den Eingebornen diese armen Kranken ein Gegenstand des Ekels und Abscheues. Verstoßen aus Haus und Heim, verlassen von ihren Blutsverwandten

und Freunden, ziehen die Unglücklichen als Bettler im Lande umher. Zeigt sich einer von ihnen am Ufer eines Flusses oder am Rande eines Brunnens, so wird er oft von den herzlosen Heiden mit Steinen davongejagt. Darüber dürfen wir uns kaum verwundern, da ja selbst bei den Juden des Alten Testamentes das Los dieser Unglücklichen kein besseres war. Erst die christlichen Eroberer haben hier in Indien trotz ihrer vielfach von Gewinn- und Herrschsucht geleiteten Politik die Grundsätze der wahren Humanität auch gegenüber diesem leidenden Teile der Menschheit zur praktischen Geltung gebracht. Ueberall bekunden die Verwaltungsbehörden ein werktätiges Interesse an diesen Aermsten der Armen; die Hauptsache aber leistet die private christliche Liebestätigkeit. Die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften unterhalten über 30 Aussätzigenhäuser, in denen ungefähr 3000 unheilbaren Kranken leiblicher und geistiger Trost gespendet wird. Wir Katholiken würden gewiß auch in dieser Hinsicht hinter unsern getrennten christlichen Brüdern nicht zurückbleiben, wenn nur unsere materiellen Hilfsmittel nicht so äußerst beschränkt wären. Leider bin ich nicht imstande, dafür einen ziffernmäßigen Nachweis zu erbringen.

Bei Belgaon verläßt die Eisenbahn das Waldrevier und fährt nordwärts durch eine weite, wohlangebaute Hochebene, die im Osten von sanften Hügeln, im Westen von einer Bergkette mit schroffen, kühngeformten Gipfeln eingefaßt wird. Wir befinden uns hier im Herzen des Mahrattenlandes. Hier ist die Wiege der kriegerischen Nation der Mahratten, die — wie wir schon früher kurz erwähnt haben — während der letzten Jahrhunderte in der Geschichte Indiens eine so bedeutsame Rolle zu spielen

berufen waren. Auf der 400 km langen Strecke zwischen Belgaon und Puna, welche Fülle bedeutsamer Erinnerungen, die einer nicht allzufernen Vergangenheit angehören, wird da im Geiste des geschichtskundigen Reisenden wachgerufen! Wo jetzt goldene Aehrenfelder im sanften Abendwinde friedlich hin und herwogen, da erzitterte einst der Boden unter den Hufschlägen feuriger Streitrosse und die Erde trank begierig das Blut tapferer Krieger. Von vielen Höhen schauen trutzige Bergfesten herab, die einst von Waffengeklirr und Kriegsgeschrei widerhallten, jetzt aber, verfallen und verlassen, nur noch wilden Tieren zum Aufenthalte dienen. Die Landschaft erinnert einen hier vielfach an gewisse Voralpengegenden der Schweiz, wie man ja auch die kriegerischen und freiheitsstolzen Mahratten gewissermaßen mit den alten Eidgenossen vergleichen kann. Aus diesem Grunde und da nun die weitere Fahrt nach Bombay nichts besonders Bemerkenswertes mehr darbot — die letzte Strecke von Puna ab wurde während der Nachtstunden zurückgelegt — möge mir der freundliche Leser gestatten, diesem „Reisebriefe“ gleichsam als Postskriptum eine kurze Geschichte jener „indischen Schweizer“ und namentlich ihres berühmtesten Kriegshelden und Anführers, des schon genannten Schiwadschi Bonsla, anzufügen.

Die Mahratten sind von allen Ariern Indiens die einzigen, welche sich auf der indischen Hochebene im Laufe der Zeit zu einer geschlossenen Nation entwickelt haben. Sie bewohnen von alters her den ganzen nordwestlichen Teil des Dekan von der Halbinsel Gudschrat im Norden bis über Goa hinaus im Süden; am zahlreichsten sind sie im Innern der Hochebene, am Oberlaufe des Godawari und des Kistna. Ihre Sprache, das Mahrathi, eine Tochter des Sanskrit, wird gegenwärtig von 15 Millionen Menschen gesprochen. Die Mahratten haben — die Kaste der Brah-



Urwald am Fuße der Palniberge.

manen ausgenommen — eine sehr dunkle Hautfarbe und unterscheiden sich auch sonst noch in ihrem Körperbau von den nördlichen Hindu, so daß einige Forscher dieses Volk trotz seiner arischen Sprache der Drawidarasse zuzählen wollen. Wie dem auch sei, immer haben sich diese Gebirgsbewohner durch kriegerischen Mut, durch Verwegenheit und Ausdauer vor den meisten übrigen Hindustämmen ausgezeichnet. Abwechselnd Bauern und Krieger, unternahmen sie von jeher in kleinern oder größern Banden Raubzüge in die Nachbargebiete, wobei sie als vortreffliche Reiter auf ihren kleinen, aber äußerst schnellen, mutigen und wohlgenährten Pferden nicht selten an einem Tage Strecken von über 100 km zurücklegten. Mehr als ein halbes Jahrtausend lebten die Mahratten, gleich den übrigen Hindu, unter der drückenden Herrschaft der Mohammedaner, von denen sie verächtlich als „Bergratten“ bezeichnet wurden, bis sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts sich stark genug fühlten, die Macht der Mohammedaner in Schach zu halten und selbst bestimmend in die Geschicke des Landes einzugreifen. Der Gründer des Mahrattenreiches war Schiwadschi Bonsla, der von 1627 bis 1680 lebte.

Derselbe war geboren zu Dschunar, nördlich von Puna. Die Stadt Dschunar liegt am Fuße schroffer, zackiger Felsberge, die durch die Kühnheit ihrer Formen wohl würdig waren, auf die Wiege eines Helden herabzuschauen. Der Vater des Schiwadschi hieß Schadschi; derselbe stammte von den Fürsten von Udaipur ab und stund damals als Kriegsmann im Dienste des Königs von Bidschapur. Die Mutter des jungen Helden, die Tochter eines Mahrattenhäuptlings, war eine Frau von außergewöhnlicher Klugheit und Willensstärke. Der Knabe wurde von seinen Eltern nach Puna gebracht und hier zwei tüchtigen Männern zur Erziehung übergeben. Der eine war Dadadschi, ein greiser Brahmane, welcher seinen Zögling, anstatt ihn in die Weisheit der Veden einzuführen, mit den nationalen Legenden und Gesängen bekannt machte und ihm so einen unauslöschlichen Haß gegen die mohammedanische Gewaltherrschaft einflößte; zugleich bemühte er sich, im Herzen des Jünglings eine tiefe Ehrfurcht vor der überlieferten Religion und ihren Satzungen zu erwecken. Der andere war ein alter Haudegen, namens Tanadschi,

der die körperliche Ausbildung des Knaben leitete und diesen in alle Praktiken der damaligen Kriegskunst einweihte. Auch als Schiwadschi zum Manne herangereift war, behielt er seine beiden Lehrer bis zu ihrem Tode bei sich und hörte auf ihren Rat.

Als der Jüngling 17 Jahre alt war, vermochte er dem innern Drange nach kriegerischen Taten nicht länger zu widerstehen. Vorerst ließ er sich drei Dinge anfertigen: eine künstliche Tigerkralle aus Eisen, die er so in der hohlen Hand befestigen konnte, daß er damit, dem Tiger gleich, jeden Gegner zu zerfleischen imstande war; ein Panzerhemd, das er unter den gewöhnlichen Kleidern trug und fast nur des Nachts ablegte; endlich ein Schwert aus bestem Stahl, welches er „Bawani" nannte und das eine ähnliche Rolle zu spielen bestimmt war wie Ritter Rolands „Durandal" sagenhaften Angedenkens. So zu Schutz und Trutz ausgerüstet, sammelte er um sich aus seinen Landsleuten eine Schar verwegener Gesellen, versah sie mit Pferden und Waffen und begab sich mit ihnen auf den südlich von Puna gelegenen Berg Torna, wo er sich eines fast unzugänglichen Bergschlosses bemächtigte und jetzt ein Raubritterleben in großem Maßstabe führte. Fast sämtliche große Eroberer Asiens haben ihre blutige Laufbahn in ähnlicher Weise begonnen. Schiwadschi und seine Leute stürmten nächtlicherweile auf ihren flinken Bergpferden von ihrem Felsenneste hinunter, überfielen und plünderten die umliegenden Dörfer und Städte. Nur diejenigen Ortschaften und Gehöfte wurden verschont, die den Räubern den vierten Teil der Ernte versprachen. Bald war Schiwadschi der Schrecken der ganzen Gegend. Doch das Handwerk eines Raubritters konnte den Ehrgeiz des jungen Mannes nicht befriedigen; schon damals hegte dieser die Absicht, sich ein eigenes Fürstentum zu gründen. Der alte Dadadschi machte seinem Zöglinge anfänglich Vorstellungen wegen dieses wilden Räuberlebens und bemühte sich, demselben die hochfliegenden Pläne auszureden. Aber Schiwadschi gab seinem Erzieher die stolze Antwort: „Ich bin jetzt alt genug, um zu wissen, was ich zu tun oder zu lassen habe." Hierauf soll der greise Brahmane, dem vielleicht eine prophetische Ahnung der großen Zukunft seines Volkes in der Seele aufstieg, erwidert haben: „Nun denn,



Gudschratochse als Wasserträger.

ziehe aus, siege und jage die Fremdlinge aus dem Lande! Erobere Indien wieder für die Inder!" Dies war der letzte Rat, welchen Dadadschi seinem Schüler gab, denn kurz hernach erkrankte der Greis und starb.

Unterdessen hatte Schiwadschi in seiner Felsenburg so viele Schätze aufgehäuft, daß er an größere Unternehmungen denken konnte. Er legte auf einem benachbarten Berge eine neue Festung an und nannte dieselbe Radschgarh, d. i. Berg des Königs. Auch in der Nähe von Puna eroberte er eine Bergfestung, deren frühern Namen er in Singarh, d. i. Löwenberg, umwandelte. Als dies der König von Bidschapur, der ein Mohammedaner war, vernahm, forderte er den tollkühnen Räuberhauptmann auf, sofort vor ihm zu erscheinen und sich wegen all diesen Gewalttaten zu rechtfertigen. Aber Schiwadschi wußte einstweilen den Zorn des Königs zu besänftigen, indem er sich als dessen Vasall bekannte und ihm einen Tribut versprach. Als aber der Mahrattenhäuptling eines festen Platzes nach dem andern sich bemächtigte und sein Anhang von Tag zu Tag sich vermehrte, beschloß der König, den Verwegenen mit den Waffen

zu züchtigen. Afful-Khan, einer der Feldherren des Königs, machte diesem das Anerbieten, mit Hilfe von 2000 Reitern und 5000 Fußsoldaten innerhalb zweier Monate die „Bergratte" einzufangen und sie lebend oder tot in einem eisernen Käfig nach Bidschapur zu bringen. Schiwadschi, der durch seine Spione von allem, was am königlichen Hofe vorging, unterrichtet war, verschanzte sich mit seinen Getreuen in der jedem Feinde beinahe unzugänglichen Bergfestung Partabgarh und erwartete hier den „Rattenfänger" des Königs. Als Afful-Kahn mit seiner Streitmacht heranzog, schickte der schlaue Mahratte ihm einen Boten entgegen und ließ ihm sagen, er sei höchlich erstaunt darüber, daß der König gegen den besten Freund und treuesten Diener zu Felde ziehe. Hierauf lud Schiwadschi den feindlichen Feldherrn zu einer persönlichen Unterredung ein. „Komme nur zu mir," so ließ er diesem sagen, „und überzeuge dich selbst von meiner Treue und Ergebenheit gegen den König! Bringe aber bis zur halben Höhe des Berges nur einen einzigen Begleiter mit, wie ich es auch tun werde, und wir werden die ganze Angelegenheit leicht schlichten." Der ehrliche Muslim schenkte den glatten Worten



Arbeitselefanten.

der „Bergratte“ Glauben und fand sich am bestimmten Tage zur verabredeten Zusammenkunft ein. Da die Abhänge des Berges Partabgarh von tiefen Schluchten durchschnitten und teilweise dicht bewaldet sind, hatte Schiwadschi seine Leute hier in einen Hinterhalt gelegt. Als nun Afful-Khan mit seinem Begleiter den Berg hinanritt, kam Schiwadschi ihm von oben entgegen. Als beide Männer einander begegneten, machte Afful die Bemerkung, daß der Tag sehr heiß sei; Schiwadschi aber, ohne ein Wort zu sprechen, verbeugte sich, wie zum Gruße, und sprang dann plötzlich wie ein wildes Tier auf seinen Gegner los, und seine Tigerkralle legte im Nu dessen Eingeweide bloß; hierauf gab ein wohlgezielter Hieb des „Bawani“ dem armen Afful den Rest. Dieser abscheuliche Schurkenstreich hinderte später die Landsleute des Mörders durchaus nicht, Schiwadschis Tigerkralle und Schwert als ehrwürdige Reliquien aufzubewahren. So verschieden ist bei den verschiedenen Völkern der Begriff der Ehre. Doch hatten die Mahratten später auch so viel Großmut, dem gefallenen Feinde an der Stelle, wo er ermordet wurde, ein würdiges Grabmal zu errichten. Auch dem königlichen Heere erging es nicht besser als seinem unglücklichen Führer. Im Augenblicke der Ermordung Affuls erscholl ein Trompetenstoß von der Bergfestung herab; die Mahratten stürzten aus ihrem Verstecke hervor und warfen sich mit solcher Wucht auf die überraschten Feinde, daß von den 7000 Mann nur wenige sich retten und die Trauerbotschaft nach Bidschapur bringen konnten.

Jetzt sollte Schadschi, Schiwadschis Vater, der, wie bereits bemerkt, im Dienste des Königs stund, für die Freveltaten seines Sohnes büßen. Obgleich Schadschi immer beteuert hatte, daß er die tollen Streiche seines Sohnes weder kenne noch billige, hielt er es doch, als die Schreckenskunde von Partabgarh eintraf, für geraten, vom Hofe des erzürnten Königs zu fliehen. Aber ein Mahratte aus der Stadt Madhol, namens Badschi, nahm den Flüchtling gefangen und lieferte ihn in die Hände des Königs. Dieser wollte dem Gefangenen die Zunge abhauen und die Augen ausstechen lassen. Aber ehe dieses grausame Urteil vollstreckt wurde, hatte Schiwadschi schon Mittel und Wege gefunden, durch Bestechung der Gefängniswärter seinen Vater aus dem



Schlangenbeschwörer.

Kerker zu befreien. Als Schadschi zum zweiten Male auf der Flucht war, sandte er seinem Sohne diese Botschaft: „Mein Sohn, wenn Du deinen Vater liebst, so zahle dem Badschi seinen Verrat mit Wucherzinsen zurück!“ Die Antwort lautete: „Sei unbesorgt, mein Vater! Sobald Du mir einmal einen Besuch abstattest, wirst Du hören, was dem Verräter widerfahren ist.“

Bald darauf schickte der König gegen die „Bergratte“ ein neues Heer aus, welches von dem eben genannten Badschi befehligt wurde. Bevor dieser den Feldzug eröffnete, wollte er seine Soldaten in seiner Vaterstadt Madhol während einiger Tage der Ruhe pflegen lassen. Das wurde dem Schiwadschi gemeldet, der sich gerade der Bergfestung Vischalgarh bemächtigt hatte. Obwohl Madhol in gerader Linie volle 160 km. von Vischalgarh entfernt und von einer 60 Fuß hohen Ringmauer umgeben war, so schreckte dies den kühnen Bandenführer nicht ab, ohne Zaudern einen verwegenen Handstreich zu wagen. Eines abends nach Sonnenuntergang brach er mit einer Reiterschar auf, stürmte mit der Geschwindigkeit des Windes über die Hochebene dahin und stand bei Tagesanbruch vor den Toren Madhols. Die Schar war mit Hacken und Strickleitern wohl versehen, und ehe die ahnungslosen Einwohner aufwachten,

hatten die Mahratten die Mauer überstiegen. Badschis Haus wurde umzingelt, er selbst wurde aus seinem Bette gerissen und vor den grimmen Schiwadschi geschleppt. Das Schwert Bawani blitzte — und des Verräters Haupt rollte auf den Boden. Hierauf wurde die Stadt gründlich ausgeplündert. Das war Schiwadschis Rache für die seinem Vater zugefügten Unbilden.

Nun sandte der König ein Heer nach dem andern ins Feld gegen den trotzigen Rebellen — aber ohne bleibenden Erfolg. Wenn Schidwadschi auch bisweilen in die äußerste Gefahr geriet, immer wußte er durch seine Klugheit und Verwegenheit sich aus den schwierigsten Lagen zu retten. Er bemächtigte sich sogar einiger Hafenplätze des Kokan — so heißt die fruchtbare Küstenebene zwischen den Ghat und dem Arabischen Meere — setzte sich in den Besitz einer kleinen Flotte und gewann durch Seeräuberei reiche Schätze, welche er in seinen Bergschlössern sicher verwahrte. Endlich schloß der König von Bidschapur mit Schiwadschi einen Vertrag, durch welchen er diesem eine ausgedehnte Gebirgslandschaft überließ, wo der Mahrattenführer etwa 50,000 Mann Fußtruppen und 7000 Reiter ausheben konnte.

Zum Glücke für die Mahratten lagen damals die mohammedanischen Fürsten von Indien selbst untereinander in blutiger Fehde. Als der berühmte Großmogul Aurangseb nach langwierigen Bürgerkriegen den Thron seiner Väter bestiegen hatte, trug er sich mit dem Plane, ganz Indien unter seinem Szepter zu vereinigen. Er schickte den Schaista-Kahn, einen seiner tüchtigsten Heerführer, mit auserlesenen Truppen gegen den König von Bidschapur ins Feld. Schaista-Kahn entthronte den König und bemächtigte sich der meisten festen Plätze des Landes, und unter diesen auch der Stadt Puna, wo Schiwadschi seine Jugendjahre zugebracht hatte. Der Großmogul ernannte seinen siegreichen Feldherren zum Vizekönige des eroberten Gebietes, und dieser schlug in Puna seine Residenz auf. Obwohl der kaiserliche Statthalter anfänglich sich um die Mahratten wenig zu kümmern schien, so war jetzt Schiwadschi doch in größter Gefahr, alle seine bisherigen Eroberungen zu verlieren und von der Uebermacht des Großmoguls erdrückt zu werden. Aber auch



Brautpaar im Palankin.

diesmal sollte ein verwegener Handstreich des listigen Mahrattenhäuptlings die Lage der Dinge verändern.

Eines Nachmittags ritt Schiwadschi mit etwa 30 Begleitern von seiner Burg Singarh nach der ungefähr sieben Wegstunden entfernten Stadt Puna. Der vorsichtige Vizekönig hatte rings um die Stadt Wachtposten aufgestellt; doch für Schiwadschi waren derartige Hindernisse von keinem Belang. Einige Kilometer vor der Stadt ließen die Reiter die Pferde zurück, versteckten ihre Waffen unter den Kleidern und schlossen sich zu Fuß einem Hochzeitszuge an. Auf diese Weise gelangten sie unbehelligt in die Stadt. Als die Nacht hereingebrochen und in der Stadt alles stille geworden war, schlichen sich die Dreißig durch ein Hinterpförtchen in das dem Schiwadschi wohlbekannte Haus des Vizekönigs. Um aber in dessen Schlafzimmer zu gelangen, mußten die Eindringlinge das Gemach der Frauen durchschreiten. Diese erwachen und erheben ein lautes Jammergeschrei, das ihren Herrn auf die nahe Gefahr aufmerksam macht. Wie ein Blitz dringt Schiwadschi in das Schlafgemach des Fürsten ein, gerade als dieser sich anschickt zum Fenster hinauszuspringen. Noch hält sich der Vizekönig mit der Hand an der Fensterbrüstung fest — da saust das Schwert Bawani durch die Luft und beraubt die königliche Hand zweier Finger, welche Operation natürlich den Sprung des Mannes beschleunigen mußte. Glücklicherweise erlitt der Vizekönig durch diesen Fenstersturz keinen weitern Schaden. Während nun im Palaste eine heillose Verwirrung herrscht und alles schreit und hin- und herrennt, verschwindet Schiwadschi wieder mit seinen Gesellen und jagt auf den flinken Pferden spornstreichs nach seiner Felsenburg zurück, von wo in derselben Nacht noch ein gewaltiges Freudenfeuer weit ins Land hinaus leuchtet und den Bewohnern von Puna über den Urheber des nächtlichen Ueberfalles keinen Zweifel läßt. Schaista-Khan nahm sich sein Mißgeschick so sehr zu Herzen, daß er unverweilt den Großmogul um seine Abberufung bat. Schiwadschis kühne Taten waren in aller Munde, und es scheint auch, daß geraume Zeit hindurch vonseiten des Großmoguls kein neuer Feldzug gegen die Mahratten unternommen wurde.

Aber der unbändige Schiwadschi gab keine Ruhe und setzte

seine Raubzüge ungescheut fort. Seine verwegenste Unternehmung war die Plünderung der Stadt Surat. Diese Hafenstadt an der Mündung des Tapti war damals der erste Handelsplatz von ganz Indien und der Einwohnerzahl nach die größte Stadt der eigentlichen Halbinsel. Als Haupthafen für die Mekkapilger wurde Surat von den indischen Mohammedanern die „Pforte von Mekka“ genannt. Die Stadt war nur von einem Erdwall umgeben — eine schwache Schutzwehr gegen einen feindlichen Angriff. Die Banden der Mahratten drangen unversehens in die Stadt ein, fast ohne Widerstand zu finden. Drei volle Tage dauerte die Plünderung, wobei die Plünderer es hauptsächlich auf Geld und Juwelen abgesehen hatten, während sie gewöhnliche Waren liegen ließen. Die Faktoreien der Europäer wurden verschont; dagegen wurden die reichen mohammedanischen Kaufleute unbarmherzig gebrandschatzt. Zeitgenössische Schriftsteller schätzten den Wert der Beute, die Schiwadschi und seine Leute damals aus der Stadt Surat fortschleppten, auf die ungeheure Summe von 25 Millionen Franken.

Als der Großmogul Aurangseb von dieser neuen Gewalttat Schiwadschis Kunde erhielt, beschloß er, energische Maßregeln gegen den unverbesserlichen Störenfried zu ergreifen. Er stellte eine große Armee auf, die aus den besten indischen Truppen, den Radschputen, bestand, und übergab den Oberbefehl über dieses formidable Kriegsheer seinem ersten Emir, der, ebenfalls ein Radschpute, durch lange Erfahrung mit dem Gebirgskriege vollkommen vertraut war. *)

*) Die Radschputen — nach denen eine ausgedehnte Landschaft im nordwestlichen Vorderindien benannt wird — betrachten sich, wie bereits erwähnt, als Nachkommen der Kschatryas, der arischen Kriegerkaste. Sie sind in allen Teilen Indiens zerstreut; am zahlreichsten finden sie sich in Radschputana und in Mewar. Sie bilden noch heutzutage eine Art Kriegsadel und stehen an Rang und Einfluß ziemlich auf gleichen Fuße mit den priesterlichen Brahmanen. Viele herrschende Familien, namentlich in den Talschaften des Himalaya, nennen sich mit Stolz Kschatrya-Radschputen. Diese „Königssöhne“ — dies ist die Bedeutung des Namens Radschputen — haben den kriegerischen Geist ihrer Vorfahren treu bewahrt: sie sind Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle. Schon ihr Aeußeres kennzeichnet sie als Nachkommen der ältesten Eroberer und Beherrscher des Landes: es sind größtenteils schöne, hochgewachsene Gestalten mit stolzer Haltung und Miene; ihr seidenweiches

Einem solchen Gegner war Schiwadschi nicht gewachsen. Ein fester Platz nach dem andern wurde vom kaiserlichen Heere erobert. Zuletzt wurde der Mahrattenführer in Pourandar, seiner Hauptfestung, wo auch seine Familie und seine Schätze sich befanden, eingeschlossen, und jede Hoffnung auf Entsatz war verschwunden. In dieser verzweifelten Lage hielt Schiwadschi seine Sache für verloren. Vielleicht fürchtete er auch als gläubiger Hindu, sich den Zorn der Götter zuzuziehen, wenn er, der Schudra, noch länger kämpfen würde gegen die hochgebornen Kschatryas, welche ja einst dem rechten Arme Brahmas entsprungen waren und von jeher als Vorbilder kriegerischer Tüchtigkeit und Tapferkeit gegolten hatten. Wie dem auch sei, Schiwadschi ergab sich dem kaiserlichen Feldherrn, nachdem ihm dieser feierlich nicht nur Sicherheit der Person und des Lebens, sondern auch eine wohlwollende Aufnahme am Hofe des Großherrn versprochen hatte. Hierauf wurde der Besiegte unter guter Bedeckung nach Dehli geführt, um hier dem Großmogul persönlich seine Aufwartung zu machen. Wenn Schiwadschi aber gehofft hatte, man werde ihn hier als besiegten Fürsten betrachten und seinem Range gemäß behandeln, so wurde er bald in dieser Erwartung getäuscht. Aurangseb empfing ihn mit äußerster Geringschätzung und wies ihm seinen Platz unter den Höflingen zweiten Ranges an; dazu wurde er auf Schritt und Tritt scharf bewacht — kurz, der besiegte Mahrattenführer war nichts mehr und nichts weniger als ein Gefangener des Großmoguls. Schiwadschi hatte daher keinen andern Gedanken, als durch die Flucht seine Freiheit wieder zu erlangen. Tanadschi, sein Erzieher und jetzt im Unglücke sein treuer Gefährte, wußte sich durch Bestechung der Aufseher die Begünstigung zu verschaffen, seinem Herrn täglich einen großen Korb voll Früchte und Blumen in dessen Wohnung schicken zu dürfen. Eines Tages ge-

---

schwarzes Lockenhaar kontrastiert auffallend mit der mattweißen Farbe der Haut. In ihren Sitten und Gebräuchen haben sie viel Aehnlichkeit mit der feudalen Ritterschaft des Abendlandes. Sie sind im Kriege ausschließlich Reiter und pflegen jeweilen mit fliegenden Bannern und kriegerischer Musik in den Kampf zu ziehen. Die Radschputenfrauen sind sehr gefallsüchtig und lieben es, sich mit Schmucksachen zu beladen.



Nautsches (Tänzerinnen.)

lang es dem Gefangenen, seine Wächter zu täuschen, indem er Krankheit vorschützte und sich zu Bette legte. Während alle glaubten, Schiwadschi schliefe, schlüpfte dieser samt seinem Söhnchen unbemerkt in den leeren Korb und wurde so von einem Lastträger ohne weitern Zwischenfall bis vor die Mauern der Hauptstadt getragen. Dort erwartete der getreue Tanadschi mit feurigen Pferden die beiden Flüchtlinge. Schiwadschi und seine Begleiter ritten nun spornstreichs der Dschamna entlang bis nach Mathura (Mattra); von hier wandten sie sich ostwärts gegen den Ganges hin. Um den Göttern für seine Befreiung zu danken, unternahm Schiwadschi hierauf in Pilgerkleidung und zu Fuß eine Wallfahrt nach den heiligen Städten Benares und Dschagarnath. Dann reiste er über Haidarabad in die heimatlichen Berge zurück, fest entschlossen, die verhaßten Mohammedaner aufs neue bis zum Tode zu bekämpfen.

Bald hatten sich die Mahratten wieder mit Begeisterung um ihren gebornen Führer geschart. Dieser setzte seine Tätigkeit als Eroberer und Plünderer mit ungeschwächtem Eifer fort. Obwohl Schiwadschi jetzt als erklärter und unversöhnlicher Gegner des Großmoguls auftrat, so war Aurangseb doch allzu sehr durch gefährliche Kriege und Empörungen im Nordwesten in Anspruch genommen, als daß er diesem „Rattenkönige", der schließlich nur eine armselige Provinz des ungeheuren Reiches ausplünderte, viel Aufmerksamkeit hätte schenken können. Dieser Umstand war für den verwegenen Bandenführer eine Ermutigung, seine Raubzüge fast auf die ganze Westküste der Halbinsel auszudehnen. Surat wurde zum zweiten Mal geplündert. Auch die wichtige, durch ihre Lage fast uneinnehmbare Felsenburg Singarh bei Puna wurde von den Mahratten durch einen kühnen Ueberfall wieder gewonnen. Unter der Führung des alten Tanadschi erkletterten in einer dunkeln Nacht 1000 verwegene Krieger vermittelst Strickleitern die beinahe senkrechten Felswände, überraschten und töteten die starke Besatzung, wobei Tanadschi selbst den Tod fand. Als am folgenden Tage Schiwadschi die Einnahme der Festung und den Tod seines treuen Lehrers und Ratgebers erfuhr, vergoß er Tränen und rief aus: „Die Löwengrube ist erobert, aber der Löwe ist tot!"

Bald darauf nahm Schiwadschi den Titel und die Abzeichen eines Königs an. Er ließ sogar Münzen mit seinem Bildnisse schlagen. Um seinen rauhen Mahratten einen hohen Begriff von seiner Macht und seinem Reichtume zu geben, ließ er sich mit ungeheurem Aufwande zum Könige krönen, wobei alle Zeremonien, welche bei der Krönung des Großmoguls in Dehli gebräuchlich waren, aufs peinlichste nachgeahmt wurden. Den Brahmanen machte er bei dieser Gelegenheit reiche Geschenke, was ihm natürlich die höchsten Lobeserhebungen vonseiten dieser heiligen Männer eintrug.

Ungefähr ein Jahr nach seiner Krönung wurde Schiwadschi von einer gefährlichen Krankheit befallen, die ihn längere Zeit an das Schmerzenslager fesselte. Aber kaum wieder genesen, unternahm er neue Feldzüge und dehnte seine militärischen Operationen auf ein weit größeres Gebiet aus als je zuvor.

So brandschatzte er — um nur einige seiner Unternehmungen zu nennen — das schätzereiche Golkonda (bei Haidarabad); er drang in Südindien bis Madras und Srirangapattam vor; er wollte sich auch der aufblühenden Inselstadt Bombay bemächtigen, wurde aber auf dem Zuge dahin von einem Heere des Großmoguls geschlagen und zum Rückzuge nach Raigarh gezwungen. Kurz: Schiwadschi hatte damals für sich ein eigenes Königreich gegründet und die Schätze von halb Indien in seinen festen Burgen aufgehäuft. Die Mahratten durften sich rühmen, daß ihre Pferde aus fast allen Flüssen Indiens getrunken hätten, vom Kaweri im Süden bis zum Indus und Ganges im Norden. Endlich kam ein stärkerer Kriegsmann über den ruhelosen Mahrattenfürsten — der Feldherr Tod. Schiwadschi starb, erst 53 Jahre alt, an einer Lungenentzündung im Jahre 1680. Sein Grab befindet sich auf dem höchsten Punkte des Berges Raigarh.

Als Aurangseb den Tod seines Feindes, der ihm so viel zu schaffen gemacht hatte, erfuhr, soll er sich den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude überlassen haben. Doch besaß er so viel



Südindischer Postwagen.

Gerechtigkeitssinn, die guten Eigenschaften und besonders die hohe kriegerische Begabung eines Mannes anzuerkennen, welcher zu gleicher Zeit, wo er selbst, der mächtige Kaiser und Erbe so vieler großer Eroberer, alle alten Königreiche und Fürstentümer Indiens seinem Szepter unterworfen hatte, imstande war, sich aus Niedrigkeit und Dürftigkeit zu fürstlicher Macht emporzuschwingen und im rauhen Gebirgslande der indischen Halbinsel eine selbständige und dauernde Herrschaft aufzurichten, trotz der vielen und gewaltigen Kriegsheere, die man gegen den kühnen Abenteurer aufgeboten hatte.

Die Geschicke des Mahrattenreiches nach dem Tode seines Gründers lassen sich in wenigen Worten erzählen. Sambadschi, Schiwadschis ältester Sohn und Nachfolger, mußte sich fortwährend gegen die energischen Angriffe vonseiten des Großmoguls verteidigen; in einem solchen Kriege fiel er in die Hände des Feindes, und Aurangseb ließ ihn auf grausame Weise hinrichten. Rama aber, Sambadschis Bruder, setzte den Widerstand gegen die Uebermacht des Großmoguls mit Erfolg fort. Die folgenden Mahrattenfürsten ergaben sich der Weichlichkeit und Schwelgerei und überließen die Regierung und Verwaltung des Landes ihren Ministern und Ratgebern, den Brahmanen — gleichwie im fränkischen Reiche die „Rois fainéants" ihre „Hausmeier" unbeschränkt schalten und walten ließen. Und wie einst unter den Merowingern die Würde des „Hausmeiers", so wurde auch im Mahrattenstaate das Amt des ersten Ministers oder Reichsverwesers, der den Titel Peschwa führte, bald in einer bestimmten Familie erblich. Die Peschwas hielten in Puna neben den Schattenkönigen einen glänzenden Hofstaat, und legten hier im Laufe des stürmischen 18. Jahrhunderts in ihrer administrativen und diplomatischen Tätigkeit eine Klugheit und Geschicklichkeit an den Tag, wie man sie nur von den hochgebornen Brahmanen, diesen „Edelsten der Nation", erwarten durfte. Als das Mogulreich, durch äußere und innere Feinde geschwächt, immer mehr der Auflösung und Zerbröckelung anheimfiel, ging die Vorherrschaft in Indien auf die Mahratten über, und diese wußten sich längere Zeit in ihrer Machtstellung zu behaupten. 1742 gelangten sie auf ihren Raubzügen bis in das Deltaland



Audienz am Hofe des Peschwa in Puna.

des Ganges und plünderten hier Murschidabad, die damalige Hauptstadt Bengalens, die dazumal von den Europäern hinsichtlich ihrer Ausdehnung, ihrer Einwohnerzahl und ihres Reichtums mit London verglichen ward. In Kalkutta zeigt man noch jetzt den sog. Mahrattengraben, der zu jener Zeit zur Abwehr der gefürchteten Raubscharen angelegt wurde. Der Peschwahof in Puna war lange Zeit der Mittelpunkt, wo die Diplomaten der rivalisierenden europäischen Nationen ihre Intriguen und Gegenintriguen schmiedeten.*) Einen sehr gefährlichen Schlag erhielt die Macht der Mahratten durch den Afghanenkaiser Ahmad-Schah, der 1761 ihnen bei Panipat (an der Dschamna nördlich von Dehli) mit seiner schweren Reiterei eine fruchtbare Niederlage beibrachte. Während der langwierigen und blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen um die Oberherrschaft in Ostindien übten auch die Mahratten einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse aus. Bald hielten sie es mit den Engländern, bald mit den Franzosen, je nachdem das launische Waffenglück den einen oder aber den andern günstig war; auch unternahmen sie nach alter Gepflogenheit auf eigene Rechnung und Gefahr Raub- und Eroberungszüge in die benachbarten Landstriche, und suchten so aus der allgemeinen Verwirrung den größtmöglichen Vorteil zu ziehen.

Nachdem die Franzosen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fast gänzlich aus Indien verdrängt waren, standen die Mahratten noch Jahrzehnte lang den siegreichen Engländern drohend gegenüber, und erst nach langen und wechselvollen Kämpfen gelang diesen die völlige Unterwerfung des kriegerischen Gebirgsvolkes.

Die Entscheidungsschlacht zwischen den Mahratten und Engländern fand am 18. Oktober 1818 in der Ebene von Kirki ganz nahe bei Puna statt. Westlich von Puna erhebt sich der Hügel Parvati, welcher mit den Ruinen des ehemaligen Peschwapalastes und eines Tempels gekrönt ist. Von einem Fenster dieses Tempels aus schaute Badschi Rao II., der letzte der Mahrattenfürsten

*) Unser Bild S. 119 nach einem interessanten Gemälde von W. Daniel stellt eine feierliche Audienz am Hofe des Peschwa in Puna im Jahre 1790 dar. In der Mitte der englische Gesandte Sir Charles Warre Mallet.

aus der Peschwadynastie, der verhängnisvollen Schlacht zu. Als er sah, wie seine Reiterscharen sich zum Fliehen wandten, suchte er ebenfalls seine Rettung in schleunigster Flucht. Bald darauf fiel er in die Hände der Sieger, die ihn als Staatsgefangenen nach Bithur am Ganges brachten, wo er, als letzter seines Stammes, erst im Jahre 1851 starb.

Gegenwärtig haben die Mahratten keine politische Bedeutung mehr und bilden nur eine ethnographische Gruppe der Hindubevölkerung. Die wenigen Mahrattenfürsten, welche noch in Radschputana, in Gudschrat und im Dekan herrschen, sind unbedeutende Vasallen der britischen Krone, die ihre Scheinherrschaft nur der Großmut des englischen Löwen zu verdanken haben. Ob aber das kriegerische Feuer vergangener Jahrhunderte in diesen kräftigen Gebirgsbewohnern ganz erloschen ist oder immer noch unter der Asche fortglimmt — wer kann dies wissen? wer kann sagen, welche Ueberraschungen eine vielleicht nahe Zukunft uns bringen wird? An Anzeichen, die auf kommende Stürme hindeuten, fehlt es keineswegs. —

Es ist ein alter Volksglaube, daß große Helden von Zeit zu Zeit ihrem Grabe entsteigen, um den Schauplatz ihrer einstigen Ruhmestaten zu besuchen. Sollte auch Schiwadschi heute Umschau halten in seinem Lande, so würde er zwar in Dehli keinen Großmogul mehr erblicken, aber unweit seiner Grabstätte auf Raigarh würde er auf einem Bergrücken, nahe der ihm wohlbekannten heiligen Quelle des Kistna, eine neue Stadt sehen. Es ist Mahableschwar, die besuchteste Sommerfrische in den Ghat. Was würde Schiwadschi wohl denken, wenn er hier anstatt seiner rauhen Mahratten und ihrer einfachen Hütten prächtige Villen und Gärten und Scharen von zierlich gekleideten weißen Herren und Damen, die mit Cricket, Tennis und

andern obligaten Gesellschaftsspielen sich vergnügen, zu Gesicht bekäme? Würde er da nicht beim Anblicke dieser fremden Rasse, die nun schon über ein Jahrhundert sein schönes Mahrattenland beherrscht, vor Zorn erbeben, und dann traurig wieder in sein Grab zurückwandern? —

Nationen kommen und gehen, mächtige Reiche entstehen und verschwinden; über den wechselnden Geschicken der Sterblichen aber waltet die ewige, alles zu ihrem Ziele leitende Vorsehung.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Göthe.

Mit diesem Dichterwort nehme ich für diesmal von meinen freundlichen Lesern Abschied.

Bombay, Februar 1902.



Mahableschwar.



Kolleg von Schembaganur.

Vierter Brief.

In den Bergen Südindiens (1901).

Als Tartarin von Tarascon unsterblichen Andenkens zum erstenmal in die Schweiz kam und hier die Rigi besteigen wollte, glaubte er, zu diesem kühnen Unternehmen sich mit Fußeisen, einem langen Gletscherseile, einer Schneebrille u. s. w. ausrüsten zu müssen. Darob wurde der gute Mann natürlich von den andern Touristen weidlich ausgelacht, weil er nicht zu wissen schien, daß es selbst in der Schweiz Berge mit Schnee und Berge ohne Schnee gibt. Derartige Vorsichtsmaßregeln sind auch in den Gebirgen von Mittel- und Südindien gänzlich überflüssig, da auf den Hochebenen und Gebirgen südlich von der Gangesniederung jahraus und jahrein kein Flöckchen Schnee fällt, kein Körnchen Eis sich bildet. Ein solch zahmes Gebirge war das Ziel meines letztjährigen Ferienausfluges. Ich

spreche von dem Palnigebirge, das sich ganz im Süden der vorderindischen Halbinsel, nordwestlich von Madura, zu einer Höhe von etwa 2300 m erhebt, und wohin mich im Geiste zu begleiten ich den freundlichen Leser jetzt einlade.

Der 16. April 1901 ist gekommen — ein froher Tag für den abgehetzten Schulmann; es ist ja der erste Tag der 7wöchentlichen Sommerferien. Auf denn in die lieben Berge! Nur schade, daß die Steigerei nicht gleich beginnen kann! Noch bin ich über 1400 km von meinem Bergparadiese, dem künftigen Schauplatz meiner sportlichen Glanzleistungen, entfernt; doch auf den Fittigen des Dampfes überwindet man heutzutage in kürzester Zeit die größten Entfernungen — selbst in Indien. Und so setzte ich mich denn frohen Mutes in Bombay in den Schnellzug nach Madras, um möglichst rasch meinem fernen Reiseziele zuzufliegen. Ich hätte dieses bequem in zwei Tagen erreichen können, wenn alles nach Wunsch gegangen wäre; aber ich hatte wieder einmal vergessen, mit den Tücken des Sonnengottes zu rechnen. Eine längere Eisenbahnfahrt durch Mittelindien ist in dieser Jahreszeit, wo die Temperatur in dem engen Abteil während der heißesten Tagesstunden bis auf 44 Grad Celsius steigt, auch für den wetterfestesten Reisenden kein Spaß. Als unser Zug in den Bahnhof von Madras einfuhr, fühlte ich mich so erschöpft, daß ich, eingedenk der guten alten Regel: „Zuerst leben, erst dann philosophieren!", den heroischen Entschluß faßte, hier einen Tag lang der Ruhe zu pflegen und nebenbei einen flüchtigen Blick auf die Stadt zu werfen, welche der Einwohnerzahl und Bedeutung nach die dritte Stadt des britisch-indischen Kaiserreiches ist. Ich fand auch sogleich bei den Missions-

priestern der Kathedrale eine sehr freundliche Aufnahme. Gehört die Gastfreundschaft bei den Europäern in Indien überhaupt zu den ersten sozialen Tugenden, so wird sie unter Missionären wahrhaftig zu einer Tochter der himmlischen Tugend der Liebe. Die Hitze und die Ermüdung hielten mich diesmal fast den ganzen Tag im Schatten zurück, doch kenne ich von früheren Besuchen her Madras hinlänglich, um dem wißbegierigen Leser hier einige kurze Notizen über diese indische Großstadt darbieten zu können.

Wie Kalkutta und Bombay, so ist auch Madras keineswegs eine alte Stadt mit langer und ruhmvoller Vergangenheit, sondern es ist größtenteils eine Schöpfung der letzten Jahrhunderte. Ueberdies verdankt diese Siedelung ihren verhältnismäßig raschen Aufschwung nicht so-



Tritschinapoli. Palmen im Garten des Jesuitenkollegs.

wohl ihrer geographischen Lage, die keine günstige ist, als vielmehr der Tatkraft und zähen Ausdauer der britischen Eroberer, die hier im Jahre 1639 ihre erste feste Niederlassung in Vorderindien gründeten. Marco Polo (1254 bis 1323), der berühmteste Reisende des Mittelalters, erwähnt Mailapur, die jetzige Vorstadt St .Thomas, als „ein Städtchen, das wenig Handel und Verkehr hat und vom Meere her nur schwierig zugänglich ist.“ Der Name Madras ist eine Verkürzung des arabisch-indischen Madraspattan, d. i. Stadt der Madrasa (Medrese), der hohen Schule, also soviel wie „Universitätsstadt“, weil hier von alters her eine im Laufe der Zeit verschiedenen Wandlungen unterworfene höhere Lehranstalt bestund. Am Ende des 17. Jahrhunderts zählte die Stadt schon 300,000 Einwohner. 1746 wurde Madras von den Franzosen unter Labourdonnais erobert, aber 1748 im Aachener Frieden wieder an England zurückgegeben. Gegenwärtig (1901) hat die Stadt 509,397 Einwohner, darunter etwa 50,000 Mohammedaner und 40,000 Christen. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Präsidentschaft. Letztere, amtlich The Presidency of Fort Saint George genannt, umfaßt den südlichen Teil der vorderindischen Halbinsel mit den Küstenländern Malabar und Südkanara nebst den Lakkadiven im Westen und der ganzen Ostküste (Koromandel) bis zum See Tschilka — ein Gesamtgebiet von 390,550 km² mit 42,4 Millionen Einwohnern.

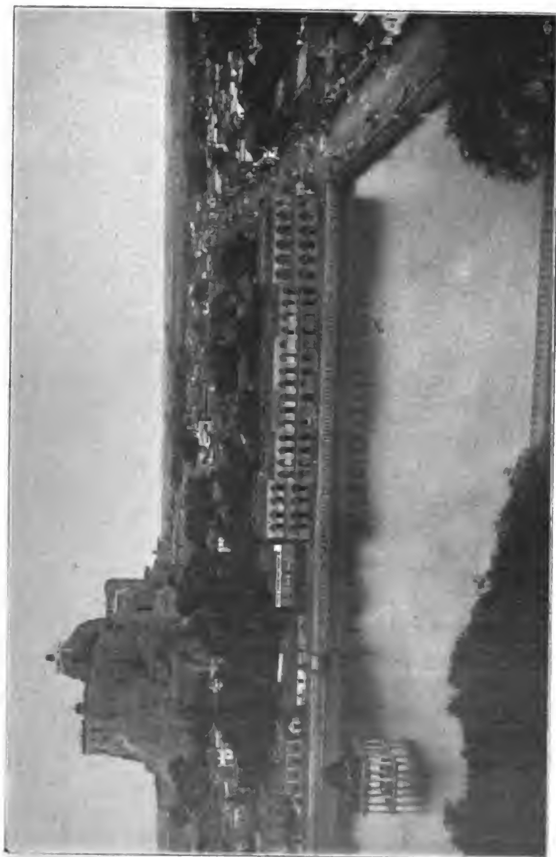
Kaum eine andere Stadt von gleicher Bevölkerung hat eine so große räumliche Ausdehnung, wie Madras. Die Stadt erstreckt sich in flacher, sandiger Gegend beinahe 15 km weit längs dem Meere hin und bedeckt mit ihren Wiesen und Gärten 70 km². Den Kern der Stadt bildet

das Fort St. George, das auch die Münze, eine Kirche und ein Waffenmuseum enthält, aber als Festung keine Bedeutung mehr besitzt. Nördlich vom Fort befindet sich die sogenannte Schwarze Stadt oder die Stadt der Eingebornen, wo in den engen und schmutzigen Straßen ein höchst lebhaftes Treiben herrscht; auch stehen hier dem Strande entlang die Gebäude der Zollverwaltung und ungeheure Warenspeicher. Die öffentlichen Bauwerke sind im allgemeinen wenig bemerkenswert; erwähnt zu werden verdienen die römisch-katholische Kathedrale, das schöne Bankgebäude und das Museum. Südlich vom Fort St. George liegt am Strande das Quartier Triplicane, wo der gewaltige Regierungspalast und der Palast des pensionierten Nawwabs von Karnatak sich befinden. Madras besitzt zahlreiche Bildungsanstalten, darunter eine 1857 gestiftete Universität (nur Prüfungsbehörde), der mehr als 50 höhere Schulen im ganzen Gebiete der Präsidentschaft affiliiert sind. Die Sternwarte von Madras bildet den Ausgangspunkt der Vermessung von Südasien, und ihr Meridian bestimmt die Uhrzeit von ganz Indien.

Die Industrie von Madras ist nicht sehr bedeutend. Eine Spezialität derselben sind die sog. Madrastaschentücher, die weit und breit bekannt und geschätzt sind. Dagegen war Madras von jeher ein Haupthandelsplatz in Indien, und es wird auch heutzutage in dieser Hinsicht nur von Bombay und Kalkutta übertroffen. 1900 betrug der Wert des Handels 110 Mill. Rupien (ungefähr 183,3 Mill. Fr.) in Ein- und Ausfuhr. Der Verkehr ist zu zwei Dritteln nach England gerichtet, dann nach Ceylon, Bombay, Bengalen und Birma. Früher war der Hafen von Madras nur eine offene, allen Stürmen preisgegebene Reede. Die Schiffe

mußten wegen der geringen Wassertiefe und der starken Brandung 800 bis 1600 m weit vom Ufer Anker werfen; bei hochgehender See mußten Personen und Güter unter großer Gefahr mittels besonderer Flachboote gelandet werden. Seit 1860 ermöglicht ein 305 m langer eiserner Pier den meisten Fahrzeugen die Landung, doch ist derselbe schon wiederholt durch dagegen geworfene Schiffe zerstört worden. 1875—80 hat man unter großen Schwierigkeiten bei der Schwarzen Stadt einen künstlichen Hafen angelegt, wo bei einer Wassertiefe von 12—13 m die größten Fahrzeuge sich bergen können. Namentlich beim Monsunwechsel werden oft Wirbelstürme den Schiffen verderblich.

Die Gegend von Madras ist dem gläubigen Christen ein heiliger Boden, weil da zwei hochberühmte Apostel der Religion des Kreuzes ihre Fußstapfen hinterlassen haben. In jener fernen Zeit, als die Vorfahren der heutigen Oberwalliser wahrscheinlich noch als Wilde, mit Pfeil und Bogen bewaffnet und in Tierfelle gekleidet, in den Wäldern und Sümpfen Norddeutschlands umherirrten, wurde hier in diesen Palmenhainen schon die Frohbotschaft des Heiles verkündigt. Nach der alten kirchlichen Ueberlieferung ist der heilige Apostel Thomas bis an diese ferne Küste vorgedrungen, hat hier die Lehre des Gekreuzigten gepredigt und in Calamina, dem jetzigen Mailapur, den Märtyrertod erlitten. 10 u. 15 km südwestlich vom Fort St. George erheben sich aus der sandigen Ebene zwei isolierte Granithügel, die St. Thomasberge, welche einst dem Apostel zum Aufenthalte gedient haben sollen. Der höhere und entferntere Hügel trägt eine von den Portugiesen erbaute Kirche, welche ein Kreuz mit einer merkwürdigen Inschrift in mittelpersischer Sprache (Pehlevi) aus dem 7. oder 8. Jahr-



Tritschinapoli. Im Vordergrund das Jesuitenkolleg.

hundert, sowie das angebliche, jetzt leere Grab des Apostels enthält. Das von Marco Polo erwähnte Heiligtum, von dem er bemerkt, daß Christen und „Sarazenen“ dasselbe mit gleicher Inbrunst besuchen, befand sich aber wahrscheinlich nicht hier, sondern auf dem kleineren Hügel in der Nähe von Mailapur. Während des Mittelalters soll unter den hiesigen Thomaschristen (Nestorianern) eine alte Weissagung sich erhalten haben, welche sagte, daß, wenn einst das Meer den Felsen von Mailapur benetzen würde, ein neuer großer Verkündiger der Lehre des wahren Gottes aus dem fernen Westen erscheinen werde. Und wirklich soll im 16. Jahrhundert bei der Ankunft des heiligen Franz Xaver das Meer diesen Felsen bespült haben. Ein ungläubiges Zeitalter mag über solche Dinge mitleidig lächeln — aber weht nicht Gottes Hauch durch seine Schöpfung? spinnt sich nicht der Faden seiner alles umfassenden Vorsehung bald sichtbar, bald verborgen durch die verworrenen Geschicke der Sterblichen? —

Nach einer 24stündigen Rast nehme ich Abschied von Madras und meinen liebenswürdigen Gastgebern und besteige um 5 Uhr abends in gehobener Stimmung den Zug, der mich der flachen Küste entlang weiter nach Süden bringen soll. Ich betrachte rechts und links durch die Wagenfenster die im Abendsonnenscheine daliegende Landschaft. Links dehnt sich hinter dem schmalen Küstensaume unabsehbar das blaue Bengalische Meer aus, das augenblicklich sein Vergnügen daran findet, die zahllosen Fischerboote in eine sanfte Schaukelbewegung zu versetzen. Der Meergott ist in diesem stürmereichen Himmelsstriche nicht immer so guter Laune. Rechts erblicke ich zuerst vereinzelte Kokospalmen, die als stumme Zeugen der häufigen Stürme in


Söhne eines Brahmanen-Konvertiten

schräger Stellung ihre stolzen Kronen tief zur Erde neigen. Bald werden kleinere und größere Gruppen von Palmen sichtbar, und schließlich umgibt uns von allen Seiten ein majestätischer Kokoswald. Da und dort erblickt man zwischen den Bäumen die zerstreuten, mit Palmblättern gedeckten Hütten der Eingebornen, oder es taucht in der geheimnisvollen Dämmerung flüchtig eine dunkelfarbige Gestalt auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Auch in diesen paradiesischen Hainen spielt sich in tausendfältiger Wiederholung das uralte Drama von Menschenfreude und Menschenleid ab. Unter diesen grünen Dächern der Natur hat sich das indische Volksleben noch in seiner ganzen Eigenart erhalten, wie dies der seeleneifrige Missionär bei hundert Gelegenheiten beobachten kann.

Unterdessen ist mit der dem Tropengürtel eigentümlichen Schnelligkeit die nächtliche Finsternis hereingebrochen. Ich sitze still und einsam in meinem Abteil, während das schnaubende Dampfroß durch die ambrosische Nacht dahinstürmt. Nachdem ich meine Abendandacht verrichtet, falle ich allmählich in jenen Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen, wo der sinnende Geist so gerne in ferne Räume und Zeiten sich verliert. Die ganze geschichtliche Vergangenheit Indiens wird in diesen stillen Nachtstunden vor meinen geistigen Augen wieder lebendig. Von

den grauesten Zeiten her war dieses herrliche Tropenland, über das die ewig junge Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen hat, ein wahres Theater des wilden Kriegsgottes. Wer zählt alle die Menschenwürger und Eroberer, die mit ihren gierigen Horden aus den rauhen Gebirgsländern im Norden und Westen, überall Tod und Verderben verbreitend, in diese gesegneten Gefilde einbrachen? Schon in allerältester Zeit sollen von Nordosten her Stämme unbekannter Herkunft in die vorderindische Halbinsel eingedrungen sein und sich mit den negerähnlichen Ureinwohnern verschmolzen haben; dies soll der Ursprung der sogenannten Drawidarasse sein. Später stiegen aus den Hochländern im Nordwesten die Arier, Völker kaukasischer Rasse, in das Tiefland des Indus und Ganges hinab, unterwarfen in jahrhundertelangen Kämpfen die dunkelfarbigen Ureinwohner, vermischten sich teilweise mit denselben und verbreiteten höhere Bildung unter ihnen. So entstand die herrschende Nation der Hindu, die von alters her nur durch die Religion und das starre Kastenwesen zu einer gewissen Einheit verbunden war, sonst aber in eine große Anzahl von Staaten sich zersplitterte, an deren Spitze Radschan, d. i. Könige, standen, von denen bisweilen mehrere zusammen einem Oberkönig oder Maharadscha gehorchten. Und so kam es, daß das Land oft durch innere Kriege beunruhigt wurde. Auch religiöse Bewegungen, wie z. B. das Aufblühen des Budhismus, veranlaßten zeitweilig große Verwirrungen und sogar blutige Kämpfe. Wie ein glänzendes, schnell wieder verlöschendes Meteor erschien in der indischen Kulturwelt der große Eroberer Alexander von Macedonien; und wenn ihm auch hier nur ein kurzer Siegeslauf vergönnt war, so war sein abenteuerlicher Kriegszug (327 bis



Studenten von Tritschinapoli.

325 v. Chr.) doch für die Geschichte der Menschheit von höchster Bedeutung, da derselbe Indien zum erstenmal mit der griechischen Kultur in Berührung brachte und dem friedlichen Handelsverkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande neue Wege eröffnete. Einige Jahrhunderte später kam Indien unter die Fremdherrschaft der Indo-skythen, turanischer Horden, die um 25 v. Chr. einen großen Teil des Landes unterwarfen. Am meisten Unheil brachte über Indien das Auftreten des Islam mit seiner fanatischen Kriegslust. Vom Beginne des zweiten christlichen Jahrtausends an fielen eine ganze Reihe mohammedanischer Eroberer in das Land ein, vernichteten die Unabhängigkeit der meisten Staaten und griffen störend in die eigentümliche Kulturentwicklung ein, indem sie fremde politische, religiöse und soziale Elemente zur Geltung brachten, Ich nenne nur den Mongolen Timur, den Schrecken Asiens; Babar, den Gründer des Reiches des Großmoguls; die Kaiser Akbar und Aurangseb — welch' glänzende Namen, aber auch welche Erinnerungen an Blut- und Greueltaten aller Art! Als Vasco da Gama mit seinen kühnen Lusiaden den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatte (1498), versuchten auch die christlichen Europäer in diesem Wunderlande festen Fuß zu fassen. Die ersten waren die Portugiesen, die schon im Anfange des 16. Jahrhunderts hier bedeutende Besitzungen erwarben und lange Zeit den ostindischen Handel beherrschten. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts traten die Holländer, und fast gleichzeitig mit ihnen auch die Engländer und Franzosen, als Nebenbuhler der Portugiesen auf. Wie oft haben diese christlichen Brüder auf diesen weiten Ebenen, die ich jetzt in nächtlicher Stunde durcheile, um Gold und Macht einander im wilden Kampfe

zerfleischt! Das Blut zahlloser Krieger hat diesen Boden getränkt, und der Staub ihrer Gebeine hat sich vermischt mit dieser fruchtbaren, grauschwarzen Erde. Während ich so sinnend in das nächtliche Dunkel hinausblicke, glaube ich fast, aus weiter, weiter Ferne Trommelwirbel und leises Waffengeklirr zu vernehmen, und die nahen Bäume und Sträucher, die von einer sanften Seebrise bewegt werden, kommen mir beim Vorüberfahren wie riesige Krieger vor, die sich soeben aus ihren Gräbern erhoben haben, um sich zur nächtlichen Heerschau in Reih und Glied zu stellen. Aber alle diese Spukgestalten zerfließen in ihr Nichts, sobald ich meine Augen zum gestirnten Himmel erhebe, wo mir im Vorblick die schönen Sternbilder des Skorpions, des Centauren und des Kreuzes entgegenschimmern, deren bekannte Glanzsterne friedlich und tröstlich auf die Erde und all ihre Lust und all ihr Leid herniederleuchten.

Es ist Mitternacht . Ein kräftiger Ruck bringt mich aus meinen wachen Träumereien wieder in die prosaische Wirklichkeit zurück. Der Zug hält auf der Station Villupuram. Von hier zweigt ein Bähnchen nach der französischen Kolonie Pondichéry ab. Dieses 291 km² große Gebiet ist ein winziger Ueberrest des ehemals so ansehnlichen indischen Kolonialbesitzes der Franzosen, die, wie bekannt, im 18. Jahrhundert unter Dupleix, Labourdonnais und Lally-Tolendal hier lange und hartnäckig mit den gehaßten Briten um die Vorherrschaft über Vorderindien gekämpft haben. Gegenwärtig haftet an diesem Fleck französischer Erde nicht eine Spur kriegerischer „Gloire" mehr; nach den bestehenden Verträgen dürfen da die Franzosen weder Befestigungen anlegen, noch auch, außer der nötigen

Polizeimannschaft, bewaffnete Truppen unterhalten. Auch die christliche Civilisation, die in Pondichéry einen wichtigen Stützpunkt hat, verdankt ihren Aufschwung nicht der französischen Regierung, sondern hauptsächlich den vielgeschmähten und vielverfolgten Ordensleuten. Jüngsthin haben die jetzigen Machthaber, wie im Mutterlande, so auch in dieser weltverlornen Kolonie den katholischen Ordensleuten den höhern Schulunterricht entzogen und die Missionäre aus dem städtischen Gymnasium vertrieben, damit ja der Einfluß der Kirche auf die Eingebornen nicht zu mächtig werde. O Freiheit, welcher Mißbrauch wird mit dem Zauber deines Namens getrieben! — Sonst ist Pondichéry, wenigstens was das Quartier der Europäer betrifft, eine schmucke und reinliche Stadt, reichlich versehen mit gutem Trinkwasser, das durch artesische Brunnen geliefert wird, und umgeben von Gärten und Hainen, die im ganzen Schmucke der tropischen Pflanzenwelt prangen. Das ganze Territorium zählt 180,000, die Stadt allein etwa 50,000 Einwohner. Der Handel ist wegen der Kleinheit des Gebietes und wegen der hemmenden Zollschranken von keiner Bedeutung, dagegen ist die lokale Industrie (Baumwolle, Metalle), ziemlich lebhaft. Der Hafen von Pondichéry ist der beste der ganzen Koromandelküste. Das Meer ist hier weit ruhiger, und namentlich sind die gefürchteten Drehstürme viel seltener als weiter nördlich in der Breite von Madras. Vorüber!

Der Zug dampft weiter durch die laue Tropennacht, fährt über den Kaweri oder Koleron, den wasserreichsten Strom Südindiens, und die zahllosen Wasserläufe seines ausgedehnten Deltas und wendet sich dann in südwestlicher Richtung landeinwärts. Gegen Morgen passieren wir



Tritschinopoli. Spielplatz des Jesuitenkollegs.

Tandschur. Diese Stadt ist weit und breit berühmt durch einen prächtigen, im 14. Jahrhundert erbauten Schiwatempel von 60 m Höhe, der wegen der Reinheit des Stils und des verschwenderischen Reichtums seiner Skulpturen unter allen Tempelbauten Südindiens den ersten Rang einnimmt. Neben dem großen Tempel steht noch ein kleinerer aus späterer Zeit, der dem Kriegsgotte Subrahmanya, dem Sohne des Schiwa, geweiht ist, und der durch seine zierliche Form und durch die feine Ausführung seines bildnerischen Schmuckes nicht geringere Bewunderung verdient.

Als die Sonne aufging, durcheilten wir in westlicher Richtung die fruchtbare, aber höchst einförmige Ebene des untern Kaweri. Nirgends eine Bodenanschwellung oder ein Hügel — alles ist flach, nur kleine Baumgruppen unterbrechen hier und da die ermüdende Einförmigkeit der Gegend. Plötzlich bemerkt das Auge am westlichen Hori-

zont ein dunkles Gebilde, das wie der Höcker eines Kameles aussieht. Beim Näherkommen schwillt der Höcker immer mehr an, bis er endlich zum Rücken eines riesigen Elefanten wird. Es ist der berühmte Gneisfels von Tritschinapoli, der sich auf dem rechten Ufer des Kaweri völlig isoliert zu einer Höhe von 82 m erhebt. Ein sehenswerter Tempel des Schiwa krönt den Gipfel des Felsens, die steilen Abhänge tragen alte Festungswerke, und die Stadt mit ihren 90,000 Einwohnern lagert sich malerisch um diese Akropolis herum. An diesen merkwürdigen Felsberg knüpfen sich viele Sagen, von denen eine der Stadt den Namen verschafft hat, welcher „Stadt der dreiköpfigen Teufel“ heißt und nicht etwa als „Trichinenstadt“ zu deuten ist, wie ein Unkundiger, durch die englische Schreibweise verführt, wohl vermuten könnte. Reizend ist von oben die Aussicht auf die wohlgebaute Stadt und auf die durch natürliche und künstliche Bewässerung so fruchtbare Umgebung, welche man als „Garten von Südindien“ zu bezeichnen pflegt. Auch an geschichtlichen Erinnerungen fehlt es hier keineswegs; hat doch dieser feste Platz im 18. Jahrhundert in den Kämpfen zwischen den Franzosen und den Engländern eine wichtige Rolle gespielt.

Auf dem Bahnhofe harrt meiner ein lieber Freund und Ordensgenosse. Derselbe ist ein Franzose aus Bordeaux; denn das ganze Gebiet zwischen dem Kaweri im Norden und den Nilgiri, dem Anamalli- und Kardamumgebirge im Westen ist der Ordensprovinz von Toulouse als Arbeitsfeld zugewiesen. Es muß anerkannt werden, daß Frankreich immer noch die zahlreichsten und besten Missionäre in die Heidenländer sendet. Es braucht eben zu diesem dornenvollen Berufe nebst der Gnade von oben

eine gute Dosis idealer Begeisterung, und die Franzosen besitzen von Hause aus diesen heiligen Enthusiasmus in hohem Grade. Wunderbar viel Gutes wird hier von diesen seeleneifrigen und opferwilligen Ordensmännern gewirkt, aber leider entspricht die geringe Anzahl derselben keineswegs den Bedürfnissen ihres ausgedehnten Wirkungskreises. Die Stadt Tritschinapoli zählt 18,000 Katholiken, die in vier Pfarreien eingeteilt sind. Eine von diesen Pfarrgemeinden hat 6000 Seelen, welche von einem einzigen Priester pastoriert werden. „Reich ist die Ernte, aber der Arbeiter sind wenige." Ueberhaupt macht Tritschinapoli mit seinen schönen Kirchen und hohen Glockentürmen beinahe den Eindruck einer christlichen Stadt. Und was als Merkwürdigkeit angeführt zu werden verdient: der jetzige Vorsitzende des Stadtrates, ein ehemaliger englischer Oberst, ist nicht nur Katholik, sondern sogar ein leibhaftiger Jesuit,



Badeplatz der Hindu am Ufer des Kaweri.

und seine Exzellenz der Vizekönig von Indien hatte hier auf seiner letztjährigen Rundreise das seltene Vergnügen, mit einer echt jesuitischen Begrüßungsrede empfangen zu werden. Dazu bemerke ich, daß in Indien alle Stadtpräsidenten von der Regierung ernannt werden.

Den Mittelpunkt der christlichen Kultur und des geistigen Lebens bildet hier das große Jesuitenkolleg St. Joseph, mit seinen 1800 Zöglingen, von denen etwa 200 der Hochschulabteilung angehören. Dasselbe ist überdies als Bauwerk eine Zierde der Stadt. Es könnte da die Frage aufgeworfen werden: Wozu solche großartige Lehranstalten in einem Lande, das in Europa vielfach noch als ein halbbarbarisches betrachtet wird? Aber mit größerer Berechtigung dürfte man die Gegenfrage stellen: Warum nicht noch mehr Schulen für die zwei Millionen Katholiken, die hier — wie jeder besser Unterrichtete weiß — ungefähr unter denselben Verhältnissen leben wie ihre Glaubensbrüder in Europa? Hat ferner nicht auch die nichtchristliche Jugend Anspruch auf den Unterricht des katholischen Missionärs? In Indien so gut wie in Europa gilt der Satz: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.“ Seit etwa 40 Jahren findet hier in den mittleren und höheren Schichten der Bevölkerung ein wahrer Wettlauf statt nach höherer Bildung und Gesittung. Es frägt sich nur, wer am besten mitrennt: der theoretisch religionslose, aber unparteiische Staat, oder die über so reiche materielle Mittel verfügenden protestantischen Missionäre, oder die armen, aber gottbegeisterten und opferfreudigen katholischen Glaubensboten. Wer sich bei diesem geistigen Wettkampfe beiseite hält, muß zum voraus darauf verzichten, auf die zukünftige Entwickelung Indiens irgendwelchen

Einfluß zu gewinnen. Darum erklärte auch Bischof Tissot auf der Synode von Bangalur (1887): „Es ist dringend zu wünschen, daß überall in Indien möglichst viele Universitätskollegien nach dem Vorbilde derjenigen von Bombay, Kalkutta und Tritschinapoli errichtet werden; denn es gibt kein geeigneteres Mittel, um unserer heiligen Religion Achtung zu verschaffen und die Arbeit des Missionärs zu erleichtern."

Einer meiner ersten Besuche galt einer neugegründeten Kolonie christlicher Brahmanen, die sich inmitten der Stadt befindet. Wie schwierig muß es gewesen sein, diese Halbgötter, die sich über die gewöhnlichen Sterblichen, und selbst über die vornehmsten und gebildetsten Europäer so hoch erhaben wähnen, für die Religion der Demut und der Entsagung zu gewinnen, und besonders sie zu überzeugen von der Gleichheit aller Menschen vor Gott! Die französischen Jesuiten in Tritschinapoli sind wohl die einzigen Missionäre unserer Zeit, die es fertig gebracht haben, eine größere Anzahl Brahmanen zu bekehren. Diese Konvertiten leben jetzt in einem eigenen Stadtviertel beisammen, und man verspricht sich von ihnen für die Zukunft der Mission viel Gutes. *)

Einen andern Besuch stattete ich einem Kloster eingeborner Nonnen ab, das ebenfalls unter der Leitung der Väter Jesuiten steht. In diesem Hause herrscht ein Leben wie in einem Bienenkorbe. Hier ist die Abteilung der Köchinnen, die emsig den Reis und die Gemüse zubereiten,

*) Die Gründung dieser Kolonie bekehrter Brahmanen ist ausführlich geschildert in der sehr empfehlenswerten Broschüre: „Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen" von Sigismund Freiherr von Bischofshausen. Freiburg i. Br. (Herder'sche Verlagshandlung). Der Reinertrag dieser Schrift wird für das Werk der Brahmanenbekehrung verwendet.

um die Eßlust der 200 Waisenkinder zu befriedigen; dort ist die Abteilung der Weberinnen, die nicht nur selbst weben, sondern auch ihre jugendlichen Zöglinge in dieser nützlichen Kunst unterweisen. In der schmucken Kapelle knien auf hartem Stein die Beterinnen, die mit ausgestreckten Armen und mit lauter Stimme den im heiligsten Sakramente verborgenen Heiland um das tägliche Brot für sich und ihre Waisen anflehen und sein göttliches Herz mit Bitten für die Bekehrung Indiens bestürmen. Was aber das Interesse des Besuchers aufs höchste erregt, das ist die ehrwürdige Schar der Täuferinnen. Es sind dies keine eigentlichen Nonnen, die durch Gelübde gebunden sind, aber heldenmütige Jungfrauen sind sie, diese Täuferinnen, die selbstlos ihr Leben und alle ihre Kräfte im Dienste des Reiches Gottes und der leidenden Menschheit verzehren. Täglich verlassen sie in der Morgenfrühe einzeln, mit einigen Nahrungs- und Arzneimitteln versehen, das Kloster, durchstöbern alle Winkel und Hütten der Stadt und Umgebung und spenden den Armen und Kranken leibliche und geistliche Labung und Tröstung; besonders aber suchen sie sterbende Heidenkinder auf, um denselben die heilige Taufe zu spenden. Abends kehren sie in ihr Kloster zurück, hoch erfreut, so oft sie der Oberin einen eroberten Schatz heimbringen können, sei es ein ausgesetztes Heidenkind oder sei es eine gefallene Brahmanenwitwe. Das Reich Christi ist ja ein Netz, das Fische aller Art einzieht. Diese Täuferinnen legen bisweilen unter der glühenden Sonne bis 20 englische Meilen im Tag zurück, und wenn es ihnen beim ersten Besuche nicht gelingt, ein krankes Heidenkind zu taufen, so kommen sie am folgenden Tage desselben Weges, bis sie die Seele des sterbenden Kindes



Schiwatempel von Tandschur.

für den Himmel gerettet haben. Gottes Engel zählen sicherlich alle Schritte dieser Heldinnen, um sie zu verzeichnen im Buche des Lebens.

Hierauf besuchte ich den auf einer Insel des Kaweri gelegenen prächtigen, aber unvollendeten Wischnutempel von Seringham, der im 18. Jahrhundert einige Zeit den Franzosen als Festung gedient hat. Zuletzt bestieg ich den Felsen von Tritschinapoli, ergötzte mich an der ausgedehnten Fernsicht und besichtigte den imposanten Gipfeltempel, dessen Kuppel mit reinem Golde bedeckt ist. Sehenswert sind auch die Badeplätze der Hindu am Ufer des Kaweri, sowie die langen Züge der gewaltigen Elefanten, welche das heilige Wasser des Stromes den steilen Berg hinauftragen. Und doch erschien mir schließlich all dieses heidnische Wesen als ein verächtlicher Quark, als eine wahre Entweihung der herzerhebenden Gefühle, welche das heilige Werk der Täuferinnen in mir geweckt hatte. —

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Tritschinapoli setzte ich meine Reise in's Gebirge fort. Ein kranker Missionär aus Tritschinapoli, der in der erfrischenden Höhenluft Heilung suchte, war mein Begleiter. Eine kurze Fahrt bringt uns nach der Station Amanyakanur. Hier heißt es aussteigen, um eine Strecke von 40 km in einem zweirädrigen Ochsenfuhrwerk zurückzulegen. Es ist abends 6 Uhr. Schwere Gewitterwolken ziehen über die überhitzte Ebene dahin, und von Minute zu Minute wird die Gegend von gewaltigen Blitzen grell erleuchtet, aber es fällt kein Tropfen Regen. Weich auf Stroh gebettet und von einem tunnelförmigen Strohdache überspannt, rasseln wir in unserm südindischen Postwagen durch die feierliche Stille der Tropennacht an Dörfern, Feldern und Buschwäldern vor-

über. An Schlaf war kaum zu denken. Bisweilen schreckte mich der Gedanke an Räuber, hier Dakoits genannt, aus meinem Halbschlummer auf. Mein Regenschirm wäre meine einzige Waffe gewesen. Wirklich wurden von Zeit zu Zeit unheimliche Gestalten am Wege sichtbar, die aber ebenso schnell wieder verschwanden.

Als der Tag anbrach, befanden wir uns am Fuße des Gebirges. Eine frische Bergluft wehte uns von den Höhen herab entgegen, und hübsche Wasserfälle hingen wie Silberstreifen über die Felsen herunter. Ein schmaler und steiler Fußpfad führte auf die Höhe. Wie kommen wir nun da hinauf? Zu Fuß? Unser Reiseziel ist immer noch 20 km entfernt. In einem Tragsessel? Es ist hier nur einer vorhanden, und der gehört für meinen kranken Gefährten. Pferde sind auch nicht zu haben — nur ein einziger Pony ist da, und ich muß mich mit diesem begnügen. Aber was für ein Pony ist das! Nicht viel größer als ein einjähriges Kalb, dazu hager und mager, ein wandelndes Skelett. Die Naturforscher betrachten zwar die Ponies als eine Zwergrasse des edeln Pferdes, ich aber bin auf Grund persönlicher Erfahrung geneigt, wenigstens diesen meinen indischen Pony dem plebejischen Geschlechte der Asini (Esel) zuzuteilen. Derselbe muß eine Ahnung davon gehabt haben, welch geringe Meinung ich von ihm hegte; denn zweimal machte der Verräter unterwegs den Versuch, mich in den Abgrund zu schleudern. Dabei hatte er aber nicht mit meinen langen Beinen gerechnet, die zu beiden Seiten beinahe den Boden berührten. Und erst meine heidnischen Treiber! Als diese mich auf meiner Rosinante so dahertraben sahen, muß ich ihnen als ein zweiter Don Quixote vorgekommen sein, denn die Schelme brachen in lautes

Lachen aus; und als sie bald herausgefunden, daß ich nur Hindustani sprach und kein Wort Tamil verstand, da ließen sie ihrem Mutwillen freien Lauf. Ich merkte wohl, daß ich die Zielscheibe ihres Spottes war; aber es blieb mir unter den gegebenen Umständen nichts anderes übrig, als zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen.

Zuerst bewegten wir uns durch einen dichten Wald, wo zahllose gefiederte Sänger ihr Morgenlied zum besten gaben; aber nicht einmal dieses liebliche Naturkonzert vermochte meinen stillen Aerger zu verscheuchen. Die ganze Sippschaft der Esel hatte jetzt meine Gunst völlig verloren. Ich schalte hier für den verehrten Leser die Bemerkung ein, daß hierzulande Meister Langohr mitsamt seinen Treibern sich desselben zweifelhaften Rufes erfreut wie in Europa. Das Wort „Godha" (Esel) ist eines der verbreitetsten Wörter des indischen Schimpflexikons und namentlich bei Jungindien sehr beliebt. Eine höchst schimpfliche Strafe der indischen Volksjustiz besteht darin, daß der Schuldige, Haare und Bart auf der einen Seite geschoren, schwanzwärts auf einem Esel reitend unter Trommelschlag durch das Dorf getrieben wird. Was mag wohl diesem geduldigen und genügsamen Tiere die Verachtung der ganzen Welt zugezogen haben? Eine mohammedanische Fabel gibt uns darüber Aufschluß. Der Esel war das letzte Tier, das in Noahs Arche eingetrieben wurde. Es geschah aber, daß das Tier im Augenblicke, wo es die Schwelle überschritt, erschrocken seinen Schwanz wagrecht ausstreckte. Diese Gelegenheit benutzte der Iblis (Satan), hielt sich am Schwanze des Esels fest und schlüpfte so ebenfalls in die Arche. Zur Strafe dafür muß der Esel seither schreien, so oft er den Teufel sieht. —



Skulpturen vom Wischnutempel in Seringham.

Nach einer halben Stunde lag der Urwald unter uns und wir standen an einer steilen Bergwand, an der unser Pfad im Zickzack zu schwindelnder Höhe emporstieg, während rechts und links unheimliche Schluchten gähnten. Mühsam und nicht ohne manchen Schweißtropfen ging es vorwärts. Je höher wir kamen, desto reizender gestaltete sich die Aussicht auf die zu unsern Füßen liegende weite Ebene, die wir während der letzten Nacht in unserm primitiven Fuhrwerk durchfahren hatten. Und welch tausendfältiges Leben und Treiben umgibt uns selbst in dieser Bergwildnis! Das Gezirp und Gesumme der Millionen buntfarbiger Insekten hört sich an wie fernes Windesrauschen. Die Morgensonne hat mit ihren feurigen Pfeilen die gefürchteten Beherrscher

der Gegend, die großen Raubtiere, in die Schlupfwinkel des Gebirges verscheucht. Dessen freut sich das muntere Völklein der Affen, das sich jetzt nach Herzenslust herumtummelt. Ganz in der Nähe sitzt ein solcher Geselle auf einem Felsblock und betrachtet, wie mir scheint, höhnischen Blickes mich und meine schäbige Mähre.

Endlich haben wir nach mehrstündigem Steigen das erste Plateau des Gebirges erreicht. Ein wunderliebliches Tälchen liegt da vor uns, wo ganz nahe zwischen hohen Eucalyptusbäumen ein stattliches Gebäude uns entgegenschimmert. Es ist dies das Ziel unserer Wanderung: das Jesuitenkolleg von Schembaganur, das dem heiligsten Herzen Jesu geweiht ist. In dieser Anstalt werden etwa 70 junge Ordensmänner (Novizen und Scholastiker) wissenschaftlich und praktisch für die Missionen von Bombay, Kalkutta und Tritschinapoli ausgebildet. Hier soll ich nun während mehrerer Wochen die Gastfreundschaft meiner Ordensbrüder genießen. Wie freudig schlug mein Herz beim Anblicke dieses paradiesischen Asyls! Müdigkeit und Aerger waren wie weggeblasen, und selbst gegen mein unqualifizierbares Reittier und dessen würdige Treiber war jeglicher Groll verschwunden.

Da unsere Ankunft hier im voraus angekündigt war, kam uns schon im Hofe des Hauses der hochw. P. Rektor entgegen und bewillkommnete uns in so herzlicher Weise, als ob wir von Jugend auf miteinander befreundet gewesen wären, während doch seine Wiege am lieblichen Strande der Garonne, und die meine in den wilden Walliser Bergen gestanden. Trotz aller nationalen Schranken fühlen wir Katholiken uns als Kinder einer und derselben großen Familie, der weltumspannenden katho-

lischen Kirche; das macht uns brüderlich gesinnt, groß und stark.

Die Glocke ruft zum Mittagessen. In langen Reihen marschieren die junge und die alte Generation dem Refektorium zu. Als die Genossenschaft schweigend und würdevoll an den langen Tischen Platz genommen, hätte man beinahe glauben können, eine Versammlung von Kardinälen vor sich zu haben. Schon das Kostüm ist so wirkungsvoll: schneeweißer Talar, rotes Barett, breiter roter Gürtel. Wozu dieses Farbenspiel? ist man versucht zu fragen. Doch diese erfahrenen Missionäre wissen den Geschmack der Leute in Südindien am besten zu beurteilen und sie haben für ihre Tracht gerade diejenigen Farben gewählt, welche den Heiden am meisten Respekt einflößen — Weiß und Rot. Und welche Mannigfaltigkeit der Gesichtsbildung und Hautfarbe zeigen meine Tischgenossen, vom schwarzbraunen Tamilen bis zum blonden Angelsachsen! Ich habe da eine wahre Sammlung ethnologischer Typen vor mir: außer Süd- und Nordfranzosen, Elsässern, Engländern, Iren, Schotten, Holländern u. s. w. gibt es da Brahmanen aus Mangalur, Bengalesen vom Ganges, Tamilen und Singhalesen aus Südindien und Ceylon. Die Mehrzahl der Zöglinge sind junge Leute mit dem ersten Flaum über den rosigen Lippen, eben erst vom Gymnasium gekommen. Einige davon aber sind bereits über die Dreißig hinaus. Da sitzt z. B. so ein altes Haus, früher ein gefeierter Rechtsanwalt, jetzt ein demütiger Novize. Auf dem Haupte eines anderen Studenten ist schon voller Mondschein eingetreten. Dieser würdige Herr kam als eifriger protestantischer Prediger aus England nach Indien, um die Heiden zu bekehren, ist aber dann hier selbst eines

bessern belehrt worden. Nach den Bestimmungen der Ordensregel machen die jungen Ordenskandidaten dahier ihr erstes Noviziat, das zwei Jahre dauert. Während zwei weitern Jahren wiederholen und vertiefen sie als „Scholastiker“ ihre klassischen Studien. Dann folgt ein dreijähriges Studium der Philosophie, Physik, höhern Mathematik u. s. w., nach dessen Vollendung die Herren vier Jahre lang in den verschiedenen indischen Kollegien im praktischen Lehramte verwendet werden. Hierauf werden sie in den Himalaya geschickt, um dort im Kolleg von Körsiong bei Dardschiling durch ein vierjähriges Studium der Theologie sich für das Priestertum vorzubereiten. Dies ist der Studiengang eines Jesuiten in Indien.

Warum man für dieses großartige Kolleg — es zählt über 100 verschiedene Räume — gerade diese einsame Berggegend gewählt hat, ist leicht einzusehen. Es wäre gewiß sehr unvorteilhaft, diese jungen Leute, von denen die meisten aus Europa kommen, in den heißen Niederungen, wo die Temperatur oftmals während des Tages im Schatten 40 Grad Celsius übersteigt, ihre Studien machen zu lassen. Hier oben aber, in einer Höhe von über 2000 m, herrscht ein ewiger Frühling, und Geist und Körper bewahren da ihre volle Frische und Widerstandsfähigkeit.

Bei meiner Ankunft waren die Schulstudien noch in vollem Gange, denn das erste Semester war noch nicht zu Ende. Jedermann lehrte oder lernte, und alle die ernsten und nachdenklichen Mienen zeugten von der Mühe und Anstrengung der geistigen Arbeit; sind doch die Prüfungen am Schlusse des Schuljahres überaus streng. Mit dem ersten Mai aber begannen die großen Ferien, wo während einiger Wochen alles Bücherstudium verpönt ist. Jeder mag sich



Kommunität des Jesuitenkollegs in Schembaganur.

dann erholen, so gut er kann. Tagsüber werden größere gemeinschaftliche Spaziergänge gemacht, oder allerlei Gesellschaftsspiele gespielt. Abends veranstalten diese geistreichen Franzosen regelrechte musikalische und literarische Unterhaltungen. Sogar eine Bühne fehlt nicht, wo selbst schwierige Stücke von Scribe, Sardou und andern beliebten Dramatikern — natürlich in entsprechender Bearbeitung — mit Geschick und Feuer aufgeführt werden.

Meiner Wenigkeit wurde viel Aufmerksamkeit geschenkt. Bisweilen sang man zu Ehren des „brave Suisse“ ein sog. Schweizerlied, das nach der Meinung der Franzosen immer ein „Ranz des vaches“ (Kuhreigen) sein muß. Es gelang den Schelmen freilich nicht, in mir das Schweizerheimweh zu erwecken — ich fühlte mich zu heimisch in der Gesellschaft dieser liebenswürdigen Menschen.

Auch die Wissenschaft wird während der Ferienzeit keineswegs vernachlässigt. Fast täglich unternehmen die Zöglinge in verschiedenen Gruppen naturgeschichtliche Exkursionen, um abends mit reicher Beute von seltenen Pflanzen, Vögeln, Insekten u. s. w. heimzukehren. Andere sitzen unterdessen im Museum, um die erbeuteten Naturgegenstände wissenschaftlich zu bestimmen und den Sammlungen einzuverleiben. Und so kommt es, daß das Kolleg nach zehnjährigem Bestand schon ein gutgeordnetes und wertvolles Naturalienkabinett besitzt. Auch die Sammlung physikalischer Apparate würde mancher größeren Stadt in Europa Ehre machen. Einige der Herren Studierenden geben sich in ihren Mußestunden mit der Kultur von Zierpflanzen ab. Ich bewunderte namentlich die Orchideenkultur eines belgischen Scholastikers. Unter etwa 50 vorhandenen Arten aus dieser interessanten Pflanzenfamilie

wurde mir eine Art vorgewiesen, von der in Paris ein Exemplar bis 50 Franken kostet. Andere Zöglinge von mehr künstlerischen Anlagen haben im Garten des Kollegs eine hübsche Lourdes-Grotte hergestellt, mit einem Springbrunnen davor und Kniebänken für andächtige Besucher. Die Besorgung des großen Gartens ist Sache der Laienbrüder, welche den Obst- und Gemüsebau nach den neuesten Methoden betreiben. Außer indischen und australischen Nutzpflanzen werden da fast sämtliche europäische Obstarten kultiviert.

Am äußersten Ende des Gartens liegt der Platz, wo im Schatten zierlicher Akazien und am Fuße eines hohen steinernen Kreuzes die hingeschiedenen Mitglieder der Genossenschaft zur letzten Ruhe gebettet werden. Auf jedem Grabhügel steht ein geschmackvolles steinernes Kreuz mit Marmorplatte, deren Inschrift uns den Namen und die Lebensdaten des Verstorbenen meldet. Alle Inschriften sind sehr kurz und knapp gehalten, z. B.:

Hic jacet
Petrus de la Croix, Soc. Jes.
Sacerdos.
Natus anno 1820.
Mortuus anno 1899.

Die ganze Lebensgeschichte des Verstorbenen, die vielleicht ein großes Buch füllen würde, muß der Besucher zwischen diesen wenigen Zeilen lesen. Im Gegensatze zu vielen eiteln Weltkindern, welche die Kunde von ihren Taten und Verdiensten in Granit, Marmor und Erz eingraben lassen, sind diese demütigen Ordensmänner zufrieden, ihre Werke einzig im Buche des Lebens eingeschrieben zu wissen.

Ein lebendes Denkmal der Verdienste, welche die hiesigen Missionäre auch um die materielle Kultur dieser Gegend sich erworben haben, bildet der prachtvolle Wald, der das Kolleg von allen Seiten umgibt. Noch vor zwanzig Jahren war dieser ganze Bergabhang eine baumlose Einöde. Pater de Saint-Cyr kaufte hier ein Terrain von etwa 49 ha für einige hundert Franken. Nach Untersuchung des Bodens und der klimatischen Verhältnisse ließ man Eucalyptussamen aus Australien und Cinchonasamen aus Ceylon kommen. 100,000 Eucalyptuspflänzchen und 25,000 Cinchonapflänzchen wurden in den Boden gesenkt. Bekanntlich hat der Eucalyptus ein erstaunlich rasches Wachstum und erreicht eine gewaltige Höhe (weit über 100 m), wie er auch wegen seiner bodentrocknenden und luftreinigenden Eigenschaften sehr geschätzt ist. Und so ist es gekommen, daß das Haus jetzt mitten in einem hohen Walde steht.

Die umliegenden Gebirgsgipfel zogen mich an mit magischer Gewalt und riefen manche Jugenderinnerung in mir wach. Fast allen diesen Höhen habe ich einen Besuch abgestattet. Um den geduldigen Leser nicht zu ermüden, will ich nur eine solche Bergtour kurz beschreiben.

Nächtliches Dunkel lag noch über Berg und Tal, als in der Morgenfrühe gegen 5 Uhr eine kleine Gesellschaft kühner Bergfexen aus dem Eucalyptuswalde des Kollegs hervortauchte. Es waren ihrer vier: drei französische Scholastiker und ein Gast aus dem Wallis, alle schwer beladen und wohl verproviantiert für die nächsten sechzehn Stunden.

Rüstig geht es die steilen Halden hinan. Nach einem einstündigen Marsche stehen wir vor einem hohen Stein-

kreuz. Es deckt die sterbliche Hülle des Entdeckers dieser reizenden Gebirgsgegend, eines Herrn Levinge, der ehemals als Regierungsbeamter in Madras lebte. Vor uns liegt ein Talkessel mit einem 2 km langen See. Die sanft ansteigenden Ufer sind mit Wald bedeckt, aus welchem zahlreiche, geschmackvoll gebaute Landhäuser hervorblicken. Es ist dies Kodaikanal, die beliebteste Sommerfrische in Südindien. Zur Zeit weilen hier etwa 400 Europäer, die sich in der reinen, erquickenden Höhenluft des Daseins freuen. Beim Beginne der Regenzeit aber sind alle diese Gäste verschwunden und es herrscht hier wieder die feierliche Stille der Gebirgswelt. Bald hatten wir den See und die Villen hinter uns und wir erreichten den östlichen Rand des Bergplateaus. Hier begrüßt uns ein weißes Kirchlein: es ist die Kapelle unserer lieben Frau von La Sa-



Dorfpagode in den Palnibergen.

lette. Wir treten ein, um der Gottesmutter unsern Morgengruß darzubringen. In dieser Kapelle befindet sich das Grab des vielverdienten Paters de Saint-Cyr, der mit Unterstützung der belgischen Grafenfamilie Outremont dieses Heiligtum für die in der Umgebung weilenden katholischen Sommerfrischler erbaut hat. Diese dankbaren Christen betrachten den verstorbenen „Swami" (Priester) als einen großen Heiligen. Die Bekleidung des Grabes ist stark beschädigt, da fast jeder Besucher ein Stück Mörtel als Talisman mit nach Hause nimmt. Das Kirchlein steht hart am Abgrunde des Gebirges, das hier wohl 1000 m tief fast senkrecht abfällt. Und welch großartige Aussicht gewährt dieser Punkt, der 2200 m über dem Meeresspiegel liegt! In der Nähe ein schäumender Wasserfall — tief unten, am östlichen Fuße des Gebirges, ein breiter Waldgürtel — und darüber hinaus, so weit das Auge reicht, eine endlose, mit grünen Reisfeldern und zahllosen Dörfern und Städtchen bedeckte Ebene, die ganz in der Ferne in den Dünsten des Horizonts sich verliert. Hier oben aber erhebt sich das weißschimmernde Heiligtum der reinsten Jungfrau und blickt, wie ein Morgenstern aus dunkeln Wolken, auf die Millionen und Millionen Menschen herab, die in diesen heidnischen Landen noch in Finsternis und Todesschatten wandeln. Stella matutina, ora pro nobis!

Nach dieser kurzen Rast marschieren wir weiter auf dem Kamme des Gebirges, oft an schwindelnden Abgründen vorbei. Gegen 9 Uhr erreichen wir die letzte menschliche Wohnung in dieser Einöde: das meteorologische Observatorium der Präsidentschaft Madras (2345 m). Dann betreten wir einen Hochwald, der sich bis zum Fort Hamilton hinzieht, welches den höchsten Punkt des Gebirges

(etwa 2500 m) bezeichnet. Da wir müde und hungrig sind, suchen wir uns im Walde ein Plätzchen, wo wir, ohne uns der Brandstiftung schuldig zu machen, ein warmes Mittagessen zubereiten können. Eine nahe Quelle liefert uns Wasser; Kaffee, Fleisch und Kartoffeln haben wir in unsern Rucksäcken. Jeder gibt nun seine Erfahrungen in der höheren Kochkunst zum besten. Ich will unsere Manipulationen nicht weiter beschreiben; nur dies muß ich erwähnen, daß beim Entfernen des Fleischtopfes vom Feuer eine ungeschickte Hand alles verschüttete: Suppe, Fleisch und Kartoffeln. Doch dieses tragikomische Mißgeschick war nicht imstande, unsere gute Laune zu verscheuchen. Während wir bei unserer verunglückten Mahlzeit sitzen, horch! da knistert etwas im Dickicht. Ist es ein Wildschwein? oder gar ein Elefant? Im Nu durchfliegt unsere erregte Phantasie die ganze Liste der indischen Raubtiere vom schrecklichen Tiger bis zum harmlosen Schwarzbären. In Indien gibt es wenige Gebiete, wo die wilden Tiere noch so zahlreich sind wie in diesen Bergen. Doch es läßt sich nichts mehr hören oder sehen, und wir sind diesmal mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Aehnliche Ausflüge verlaufen hier nicht immer so gefahrlos.

Der höchste Punkt des Gebirges gewährt uns nach Westen und Süden einen Ausblick auf die Küstenlandschaften von Kotschin und Travankur, wo ein Viertel der Bevölkerung der katholischen Kirche angehört.

Doch die vorgerückte Stunde mahnte uns zum Aufbruch. Ich will unsere Rückkehr nicht einläßlicher schildern. Nur das darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß wir uns unterwegs ethnologischer Studien befleißigten, indem wir in einem Bergdorfe die Dorfbewohner samt dem



Kodaikanal.

würdigen Vorsteher, sowie auch die Dorfschule und die Dorfpagode — photographierten, welcher Operation sich die guten Leute willig und mit viel Anstand unterzogen.

Noch bevor die Nacht hereinbrach, langten wir etwas ermüdet, doch frohen Mutes wieder in unserm trauten Heim an.

Das Kolleg besitzt talauswärts in einer Entfernung von etwa 8 km eine ausgedehnte Kaffeepflanzung nebst einigen Weiden mit 40 Stück Rindvieh. Dorthin lenkte ich mit Vorliebe meine Schritte. Der Weg führt längs eines Wildbaches durch ein rauhes Waldtal. Was auf diesem meinem Lieblingsspaziergange Ohr und Herz immer aufs neue bezauberte, das war der melodische Gesang der zahlreichen Vögel, die dieses einsame Revier beleben. Oft wünschte ich ein Dichter zu sein, um die bald heitern und jubelnden, bald wehmütigen und klagenden Weisen dieser Sänger der Lüfte in die poetische Sprache mensch-

licher Empfindung und Leidenschaft zu übertragen. Der naive Inder steht jenem goldenen Zeitalter der Fabel, wo die Tiere dachten und redeten wie Menschen, noch bedeutend näher als wir Europäer mit unserer nüchternen Verstandeskultur. Ihm ruft das schwarze Feldhuhn aus dem Gebüsche zu: „Sohhantericudrat", was im Hindustani einen ganzen Satz bildet, welcher heißt: „Dein, o Gott, ist die Kraft." Die Waldtaube girrt ein melancholisches: „Hacsirrhu", d. h.: „Gott kennt das Geheimnis." Ein anderer, mehr materialistisch gesinnter Vogel schreit: „Lassan, piaz, adhraki," d. i. „Knoblauch, Zwiebeln, Ingwer!" Ein gewisser Vogel scheint sogar Deutsch zu sprechen, denn deutlich rief er mir zu: „Fritz, Fritz!"

Die erwähnte Kaffeepflanzung liegt einsam zwischen hohen Bergen, von jeder menschlichen Siedelung entfernt. Nur ein Häuschen steht da, bewohnt von einem Saniassi,



Dorfschule in den Palnibergen.

der mich jeweilen mit dem Besten, was seine Küche zu liefern vermochte, bewirtete. Was ist aber ein Saniassi? In der Sprache der Heiden ist es ein Büßer. Wir Christen aber verstehen darunter einen frommen Laien, der, ohne durch feierliche Gelübde gebunden zu sein, seine Person und seine ganze Arbeitskraft dem Dienste eines kirchlichen Ordens geweiht hat. Anderwärts nennt man solche Männer Oblaten, Donaten oder Dieudonnés. Die hiesige Missionsstation zählt ein Dutzend solcher Gottgeweihter, die jährlich einmal sich versammeln, um gemeinschaftlich die heiligen Exerzitien zu machen. Es kann natürlich auch vorkommen, daß der äußere Schein trügt. Doch mein freundlicher Wirt ist schon seit vielen Jahren Aufseher dieser Plantage, die er sachverständig und gewissenhaft besorgt, um zu Gunsten der Mission einen möglichst großen Gewinn zu erzielen. Und wenn der Reinertrag auch bescheiden ist, so bildet er immerhin einen der vielen Tropfen, welche das jährliche Einkommen der Mission schwellen. Die ausgedehnte Mission bedarf alljährlich — um nur die namhaftesten Ausgabeposten zu nennen — für den Bau und die Instandhaltung der Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser, für den Unterhalt der zahlreichen Priester und Katecheten, für die Besoldung von über 200 Lehrern und Professoren an niedern und höhern Schulen rc. ungefähr 250,000 Franken. Woher diese Summe beschaffen? Die Antwort lautet einfach: Gottes Vorsehung waltet über die Seinigen; heißt es ja doch: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch als Zulage gegeben werden.“ Es gibt in Europa noch großherzige Christen genug, welche den Eingebungen des guten Engels und dem Notschrei der Missionäre weder ihr Herz noch ihre

Börse verschließen, sondern freudig das Scherflein der Witwe zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden beitragen.

So schwanden mir die schönen Tage von Schembaganur wie im Fluge dahin. Es war bereits Ende Mai, und Amt und Pflicht riefen mich wieder nach Bombay zurück. Doch bevor mein Urlaub abgelaufen war, entschloß ich mich, noch einen Abstecher nach der Küstenstadt Tutikorin zu machen, welche vom Kap Komorin, der Südspitze der vorderindischen Halbinsel, nur noch etwas über 100 km entfernt ist. Nachdem ich von meinen liebenswürdigen Ordensbrüdern, deren Gastfreundschaft ich so lange genossen, herzlichen Abschied genommen, brachte mich die schon erwähnte Ochsenpost wieder nach der Eisenbahnstation Amantykanur, von wo ich in südlicher Richtung über Madura nach Tutikorin fuhr. Die Fahrt ging durch das Land der Tamilen, was mir Gelegenheit gab, über Land und Leute einige Beobachtungen anzustellen. Die weiten Niederungen Südindiens zwischen den Ghat und der Ostküste und zwischen dem Kap Komorin und dem See Pulikat, sowie die nördliche Hälfte der Insel Ceylon bilden das Siedelungsgebiet der Tamilen, die unter der nichtarischen Bevölkerung Vorderindiens unstreitig den ersten Rang einnehmen. Die Tamilen sind die am wenigsten abergläubische, die aufgeweckteste, die unternehmendste und ausdauerndste Rasse der Inder. Es sind im allgemeinen graziöse Gestalten von dunkelbrauner Hautfarbe, mit intelligent blickenden Augen und gutmütigen Mienen. Sie wandern aus ihrem Heimatlande aus nach allen Teilen Indiens, auch nach Hinterindien, ja sogar nach Mauritius und Westindien. Hier in Indien sind sie

bei den reichen Europäern namentlich als Hausdiener sehr beliebt. Man könnte diese Drawidier mit den Italienern vergleichen, die ja auch überall zu finden sind, wo es etwas zu verdienen gibt. Die Gesamtzahl der Tamilen wird auf etwa 15 Millionen geschätzt. Sie besitzen eine reiche Literatur und sind stolz auf ihre Sprache — die schwierigste Indiens; reines Sprechen derselben gilt ihnen als Gradmesser gelehrter Bildung. Das eigenartigste und zugleich älteste Werk der Tamil-Literatur ist der Kural des Tiruvalura. Es ist dies eine Sammlung von 1330 Sinnsprüchen, eine Art Handbuch der praktischen Lebensweisheit. Das Alter dieses Schriftwerkes wird auf 1100 Jahre geschätzt. Dasselbe zerfällt in drei Teile: das Buch vom Besitz, das Buch der Tugend und das Buch der Liebe. Hier einige Zitate:

A steht an der Spitze aller Laute:
Dasteht an der Dinge Anfang Gott.

Lern! Doch leer ist alles Wissen, wenn du
Gern nicht anhängst Dem, der alles weiß.

Mag die Hausfrau mächtig mancher Kunst sein,
Sag' mir nichts, wenn Haushalts Tugend fehlt!

Speis' Ambrosia, süß ist's. Süßer ist doch
Reis, von Söhnleins Fingerchen durchwühlt.

(Uebersetzt von P. Baumgartner in „Weltliteratur".

Ueberdies besitzen die Tamilen mehrere größere erzählende Dichtungen, darunter das „Tembavani", das schönste Epos, das jemals im Morgen- und Abendlande zur Verherrlichung des heiligen Joseph, des Pflegevaters des Erlösers, gedichtet worden ist. Der Verfasser dieses poetischen Meisterwerkes ist ein Europäer. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte und wirkte in Madura,



Vellekelli in den Valnibergen. Negritische Ureinwohner.

das damals Hauptstadt eines eigenen Königreichs war, der italienische Jesuit P. Beschi. Derselbe besaß ein hervorragendes Sprachentalent, so daß er nach mehrjährigem beharrlichem Studium die Grammatik und Poetik des Tamil völlig beherrschte und selbst den einheimischen Gelehrten gewachsen war. Hierauf arbeitete er während zwanzig Jahren die ganze Tamil-Literatur durch, so daß er von den Tamilen selbst als der beste Kenner derselben anerkannt wurde. Seine eigenen Schriften in Tamil sind zahlreich und mustergültig für alle Zeiten. Selbstverständlich stand dieser ausgezeichnete Mann bei Hoch und Niedrig in großem Ansehen und bahnte so auch dem Christentum in dieser Gegend den Weg. Er starb 1746.

Es war abends 5 Uhr, als unser Zug in die Endstation Tutikorin einlief. Das elegante Ochsenfuhrwerk des Swami (Pfarrers) wartete schon auf mich, und fort ging es in vollem Galopp nach dem Pfarrhause. Dieses ist seitlich an die sehr geräumige Pfarrkirche angebaut. Auf der andern Seite der Kirche befindet sich ein langes Schulgebäude für 700 Schüler. Die Lehrer dieser Schule sind mit wenigen Ausnahmen Weltleute. Drei europäische Priester müssen hier für die Seelsorge von 6000 Gläubigen genügen. Es war Sonnabend, und der freundliche Pater Superior, der allein zu Hause war, suchte vergeblich durch die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung mich darüber zu täuschen, wie sehr er durch das lange Beichthören erschöpft war. Nach dem Essen begaben wir uns auf das flache Dach des Hauses — der einzige Ort, wo man bei der erdrückenden Schwüle etwas aufatmen konnte. Hier plauderten wir gemütlich über allerlei Erlebnisse, an denen ja die Laufbahn eines Missionärs so reich ist.

Tutikorin liegt an der öden, sonnverbrannten Küste des Golfes von Manar und ist nicht mehr als 200 km von der Westküste der Insel Ceylon entfernt. Der Ort ist alt. Der heilige Franz Xaver hat von hier aus viele Briefe geschrieben. Zu jener Zeit war Tutikorin eine große und lebhafte Stadt und Mittelpunkt der Perlenfischerei, welche von alters her an der hiesigen Küste betrieben wurde. Der Fund einer einzigen großen und schönen Perle konnte damals den glücklichen Finder zum wohlhabenden Manne machen. Später aber zerstörten lokale Meeresströmungen die unterseeischen Bänke, die der kostbaren Perlenmuschel (Meleagrina margaritifera L.) zum Aufenthalte dienten, und infolgedessen sank die Stadt nach und nach zu einem großen Fischerdorfe herab. Erst in neuester Zeit erhielt der Ort einerseits Anschluß an das indische Eisenbahnnetz und anderseits eine regelmäßige Dampferverbindung mit Ceylon (Colombo.) Seither hat die Stadt durch Handel und Industrie sich wieder sehr gehoben und mag jetzt etwa 20,000 Einwohner zählen, von denen 8000 sich zur katholischen Religion bekennen. Es bestehen hier zwei katholische Gemeinden, von denen die größere mit 6000 Seelen dem Jurisdiktionsgebiete unseres Ordens angehört, während die kleinere mit 2000 Seelen dem portugiesischen Patronate untersteht.

Schon die früheren Perlenfischer, die eine besondere Kaste bildeten, waren fast ausschließlich Katholiken. Ihre Nachkommen, welche jetzt die Fischerkaste bilden, haben den Glauben ihrer Väter treu bewahrt. Und so erklärt es sich, daß die überwiegende Mehrzahl der hiesigen Katholiken der Fischerkaste angehört, wenn auch nicht alle das Fischergewerbe wirklich betreiben. Als Tutikorin im 17. Jahr-

hundert eine Zeitlang im Besitze der kalvinistischen Holländer war, wurde alles versucht, um die Leute für den Protestantismus zu gewinnen. Umsonst! Der „König der Fischer“ — diesen Titel führt der Vorsteher der Kaste noch jetzt — ließ verkünden, daß diejenigen seiner Untergebenen, welche sich zum Abfalle verleiten ließen, hart bestraft würden. Und dies war keine leere Drohung. Es fand sich ein einziger Judas unter den Katholiken, aber dessen Schicksal war schon entschieden. Als der Abtrünnige am folgenden Sonntage den kalvinistischen Tempel betreten wollte, traf er am Eingange zu seiner Ueberraschung den „König,“ der sich da mit einigen seiner Leute aufgestellt hatte. Alle waren bis an die Zähne bewaffnet. Man gewährte dem Manne zwei Minuten Zeit, um seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, dann knatterten die Gewehre und der Unglückliche stürzte tot zu Boden. Hierauf zog der „König“ mit seinen Gefährten wieder ab, und kein holländischer Beamte wagte es, ihn zur Verantwortung zu ziehen. So verwerflich ein solches Vorgehen auch war, blieb es doch für alle Zukunft ein warnendes Beispiel.

Während mein liebenswürdiger Wirt mir diese alte Geschichte erzählte, näherten sich uns einige stämmige Männer. Es waren Abkömmlinge jener unerbittlichen Fischer, die in Sachen der Religion keinen Spaß verstanden. Die Kunde, daß ein Missionär aus Bombay beim Herrn Pfarrer zum Besuche weile, hatte sich schon wie ein Lauffeuer unter den guten Leuten verbreitet, und sofort schickte man eine Abordnung ab, um den fremden Gast zu bitten, er möchte gütigst am morgigen Sonntage ein Hochamt halten zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu. Natürlich erfüllte ich mit größter Bereitwilligkeit diese rührende Bitte.



Palast des Königs Tirumal in Madura.

Am folgenden Montag trat ich meine Heimreise an und fuhr wieder nordwärts. Für die ersten 150 km hatte ich als Reisegefährten einen eingebornen Weltpriester, der in Tutikorin bei den Jesuiten einige Ferienwochen zugebracht hatte. Derselbe war ein noch junger Mann und hatte erst vor zwei Jahren seine Studien in dem von Leo XIII. gegründeten päpstlichen Seminar von Kandy auf Ceylon vollendet. Er erwies sich als sehr leutselig und gebildet, aber seine Gemütsstimmung war eine etwas gedrückte. Ein solcher Weltpriester hat hier wirklich eine schwierige Stellung. Einerseits fehlt ihm die Tatkraft des Europäers, anderseits legt das herrschende Kastenwesen seiner Wirksamkeit tausend Hindernisse in den Weg. Jeder Inder gehört

durch seine Geburt irgend einer Kaste an, und folglich hat der eingeborne Seelsorgspriester zu rechnen mit den Vorurteilen derjenigen seiner Pfarrkinder, die nicht seiner eigenen Kaste angehören. So kommt es denn, daß vielfach die jungen Eingebornen, die sich zum Priestertume berufen glauben — und ihre Zahl ist groß — um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nachsuchen, da sie an der Seite des weißen Missionärs sich stärker und sicherer fühlen.

Nachmittags um 3 Uhr befanden wir uns in Madura. Der hier residierende Missionär lud mich ein, einen Tag bei ihm zuzubringen, was ich mit Vergnügen annahm. Madura liegt mitten in der brennend heißen Tiefebene am Flusse Waigai. Westlich, in einer Entfernung von 20 km, verläuft in nordsüdlicher Richtung die Bergkette der Ghat, deren wettergepeitschte Gipfel melancholisch durch den blauen Dunst hindurch auf die Stadt herabschauen.



Halle des Schiwatempels in Madura.

Nach Madras ist Madura mit seinen 105,500 Einwohnern (1901) die größte Stadt der Präsidentschaft und zugleich der geographische und geistige Mittelpunkt der Nation der Tamilen. Die Stadt ist sehr alt — sie wird schon von den alten griechischen Geographen erwähnt — und hat eine lange und wechselvolle Geschichte, auf die ich hier natürlich nicht näher eingehen kann. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts war Madura eine schmutzige und ungesunde Stadt mit engen und krummen Gassen. Dieser Zustand der Dinge mißfiel dem damaligen britischen Residenten Blackburn ganz und gar. Derselbe ließ die ganze Stadt, die geschichtlichen Bauten ausgenommen, einfach niederbrennen, um sie dann, nach den Plänen der besten Baumeister, im indischen Stile wieder aufzubauen. Dank dieses energischen Vorgehens ist Madura jetzt eine schöne und wohlgebaute Stadt mit breiten, geraden Straßen und großen, luftigen Plätzen. Die Bevölkerung scheint außerordentlich ruhig und friedliebend zu sein, denn ich sah in dieser Stadt von über 100,000 Einwohnern keinen einzigen englischen Soldaten. Die Polizisten sind alle Eingeborne, und die städtischen Beamten sind, die obersten ausgenommen, ebenfalls Kinder der Scholle. So lange man diesem Völkchen hier den heidnischen Unfug läßt und ihm gestattet, an seinen Tempel- und Hochzeitsfesten all die herkömmlichen Tollheiten zu treiben, kümmert es sich wenig darum, wer sein Radscha ist, und bezahlt es ohne Murren die schwere Grund- und Einkommensteuer, welche die Regierung übrigens durch eingeborne Beamte einziehen läßt.

Madura besitzt einige hochinteressante Bauwerke, die ich zu besichtigen nicht versäumte. Vor allem ist der ehe-

malige Königspalast zu nennen, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Könige Tirumal erbaut wurde, ein Meisterwerk der weltlichen Baukunst in Südindien. Dieser Palast zeigt Anklänge an den maurischen Stil, und wirklich soll ein europäischer Architekt den Bau geleitet haben. Besonders sehenswert ist der Eingangshof des Palastes. Dieser Hof ist von prächtigen Arkaden umgeben, die auf 13 m hohen Säulen ruhen; rechts und links sind große Hallen. Eine dieser Hallen, Swerga Vilasam (der himmlische Pavillon) genannt, war ehemals Thronsaal des Königs. Nach der Ueberlieferung wurde hier der gelehrte Missionär P. Beschi oft von seinem Freunde und Gönner, dem Könige Tirumal, in Gegenwart der Großen des Reiches empfangen und hier auch zum königlichen Rate ernannt. Ich fühlte mich versucht, den Boden zu küssen, wo die Füße dieses ehrwürdigen Glaubensboten wahrscheinlich einst gestanden.

Ich besuchte hierauf den berühmten Schiwatempel, der nach demselben Plane erbaut ist wie der früher schon erwähnte große Tempel von Tandschur (S. 137). Hier wie dort sind alle zum Tempel gehörigen Gebäude von einer rechteckigen Ummauerung umschlossen, und das Ganze ist ein Labyrinth von hohen Säulenhallen, Opferkapellen, Wohnungen für die Priester, Bazaren u. s. w., so daß die Umfassungsmauer gewissermaßen eine besondere Stadt umschließt. Aeußerst prächtig ist das Hauptportal, das von 20 m hohen Granitsäulen getragen wird, von denen jede aus einem Block gemeißelt ist. In der Mitte des Tempels befindet sich eine Halle, deren Decke und Arkaden Bildwerke von außerordentlicher Schönheit zeigen. In diesem Tempel herrscht viel Leben; heilige Kühe und Ele-



Pardahfrau (vornehme Dame).

fanten gehen da frei umher und streifen friedlich an den Schultern der zahlreichen Pilger vorbei.

Nach einem mehrstündigen Besuche all dieser Sehenswürdigkeiten kehrte ich in das Haus meines Gastfreundes zurück und stieg auf das flache Dach, um die kühle Abendluft zu genießen. Hier konnte ich in Muße Umschau halten. In nächster Nähe liegt das katholische Waisenhaus, welches 40 muntere Weisenknaben und 16 altersschwache Katecheten beherbergt. Daneben befindet sich ein ausgedehnter Garten, scheinbar vernachlässigt und mit über mannshohen Sträuchern bewachsen. „Seltsame Kultur das!" — dachte ich bei mir. Haben denn diese kräftigen Knaben keine Hände zum Arbeiten? Warum nicht Bohnen, Kohl und Erdäpfel hier pflanzen? Doch nicht zu rasch geurteilt! Dieser Strauch, der botanischen Gattung Bergera angehörig, ist ein sehr schätzbares Gewächs; denn er liefert dem ganzen Waisenhause den Unterhalt. Die aromatischen Blätter bilden einen Hauptbestandteil des Curry, einer beliebten Reissauce. Da nun Reis die Hauptnahrung des Volkes bildet, und der Strauch aus irgend einem Grunde im Garten der Mission ausgezeichnet gedeiht, so kommen die Leute scharenweise, um Blätter zu kaufen, und die Hauptbeschäftigung der Waisenknaben besteht darin, die Sträucher zu pflegen, das Laub zu pflücken und pfundweise zu verkaufen. Ebenfalls ganz nahe liegt ein Frauenkloster von eingebornen Nonnen, die etwa 40 Waisenmädchen ernähren und erziehen, so gut sie können. Daneben erhebt sich die geräumige Pfarrkirche für die 2000 Katholiken unserer Jurisdiktion. Am andern Ende der Stadt befindet sich noch eine zweite Pfarrgemeinde, die nur 700 Seelen zählt und zum portugiesischen Pa-

tronate gehört. Dort stehen auch die alte Kirche und die ehemalige Residenz der Jesuiten — eine Schenkung des Königs Tirumal an seinen Freund, den gelehrten Pater Beschi.

Wie unerforschlich sind doch Gottes Ratschlüsse! Hätte dieser König einige Jahre länger regiert, wären vielleicht heutzutage hier Stadt und Land überwiegend katholisch. Der König verschwand plötzlich in einer Nacht, man weiß nicht wie, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Unter dem Volke hat sich über das traurige Ereignis eine Legende gebildet, die nicht unwahrscheinlich ist, obschon sie von den englischen Geschichtsschreibern abgelehnt oder doch bezweifelt wird. Die einflußreichen Brahmanen, so sagt man, sahen mit Argwohn und stillem Ingrimm die häufigen Besuche des Paters im königlichen Palaste. Schon verbreitete sich das Gerücht, der König sei ein Christ geworden. Jedenfalls waren seine Geschenke an die heidnischen Tempel und ihre Priester schon seit einiger Zeit ausgeblieben. Dies erboste die Brahmanen derart, daß sie Rat hielten, wie sie den „gottlosen" Radscha ohne Aufsehen aus dem Wege schaffen könnten. Eines Abends stellte sich ein verschmitzter Brahmane beim Könige ein und sagte diesem, er wolle ihm ein großes Geheimnis mitteilen. Er habe nämlich in einem Tempel einen ungeheuren Schatz von Gold und Juwelen entdeckt. Wenn nun der König ganz allein mit ihm kommen wollte, so würde er ihm gerne den Schatz zeigen. Die jedem Inder angeborne maßlose Vorliebe für Gold und Geschmeide verblendete den König und ließ ihn nichts Böses ahnen. Zu nächtlicher Stunde folgte er dem Verräter in den bezeichneten Tempel und wurde dort von einer Schar bewaffneter Brah-

manen umzingelt, niedergemacht und in einen unterirdischen Abzugskanal geworfen. Wie dem auch sei, jedenfalls wurde der König seit jener Nacht von keinem Sterblichen mehr gesehen. Die „frommen" Brahmanen aber verbreiteten unter dem Volke die Mär, Indra selbst habe den König wunderbar der Erde entrückt und in den Himmel versetzt. — So kann menschliche Bosheit die Absichten Gottes durchkreuzen!

Ueberhaupt konnte ich an diesem Abend bei meinem einsamen Nachdenken auf dem Dache meines Gastfreundes mich einer gewissen Wehmut nicht entschlagen. Wie kommt es doch, so fragte ich mich, daß das Licht des Christentums, trotz der bald zweitausendjährigen Bemühungen begeisterter Glaubensboten, bisher so wenig in die Nacht der indischen Heidenwelt einzudringen vermochte? Ein heiliger Patrik hat in weniger als 20 Jahren das ganze Volk der Iren der christlichen Kirche zugeführt. Zur Zeit der Völkerwanderung genügte eine winzige Schar von Missionären, um ganze große Völker für den christlichen Glauben zu gewinnen. Und hier?! Seit der Zeit des heiligen Franz Xaver haben Tausende von erleuchteten und opferwilligen Männern Haus und Heim verlassen, um im fernen Wunderlande Indien das Kreuz des Welterlösers aufzupflanzen... Und der Erfolg aller dieser Anstrengungen und Mühen? Heute bekennen sich von den 300 Millionen Bewohnern Indiens nur 2 Millionen zur wahren Kirche Christi. Doch wer darf sich vermessen, die Ratschlüsse Gottes zu ergründen? Sursum corda! Aufwärts die Herzen, aufwärts die Blicke! Siehe, dort am südlichen Himmel erscheint wie eine Verheißung das Sternbild des Kreuzes. Diesseits und jenseits der ewigen Sterne aber

10



Pardahwagen.

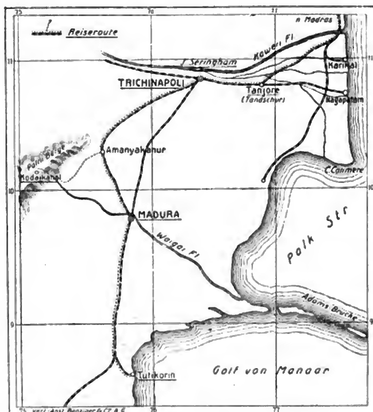
waltet der Allmächtige und Allwissende, der allein den Tag und die Stunde kennt. Er allein vermag auch den sinkenden Mut des Missionärs wieder aufzurichten.

Am nächsten Tage befand ich mich wieder in Tritschinapoli. Es war gerade das hohe Fronleichnamsfest, und der hochwürdigste Bischof, Mgr. Barthe, dessen Gast ich war, beehrte mich mit der Einladung, bei der Prozession das Allerheiligste zu tragen. Man wollte mir vielleicht einen guten Eindruck von der Stärke und dem Glaubenseifer des Katholizismus in Südindien nach Bombay mitgeben. Wenn dem so ist, wurde diese Absicht aufs beste erreicht. Morgens um 6 Uhr las ich die Kommunionmesse vor dem ausgesetzten Allerheiligsten. Musik und Gesang waren stumm, und doch konnte ich es keine „stille" Messe nennen. Es ist hier Sitte, daß jedermann in der Kirche seinen frommen Gefühlen freien und lauten Ausdruck verleiht. Das Gebet der Gläubigen besteht aus improvisierten Anrufungen, und je größer die Inbrunst, desto lauter ertönt die Stimme. Das Geseufze und Gemurmel schwoll immer mehr an bis zur heiligen Wandlung, wo ein unbeschreibliches Gewirr und Getöse von Stimmen die ganze Kirche erfüllte. Fürwahr, wenn ein solcher elementarer Ausbruch felsenfesten Glaubens das Herz des im heiligsten Sakramente verborgenen Heilandes nicht rührt, dann müssen wir an unserm kalten Gebete verzweifeln! Von den 6000 Pfarrkindern empfingen ungefähr 900 die heilige Kommunion. Viele Mütter brachten ihre Säuglinge mit zur Kommunionbank, wohl in der Absicht, ihre Lieblinge so viel als möglich in die Nähe des göttlichen Kinderfreundes zu bringen. Abends 6 Uhr erdröhnten dann ein Dutzend Mörser und sämtliche Glocken sandten ihre

Feierklänge über die Stadt hin. Die Prozession setzte sich in Bewegung. Eine Militärmusik, welche von den englischen Offizieren freundlichst für die Feierlichkeit zur Verfügung gestellt worden, marschierte an der Spitze und spielte ihre schönsten Weisen. Dann folgten die Scharen der Gläubigen. Von Ordnung aber war, wenigstens nach unsern Begriffen, hier keine Rede, und gerade dies war das Erbaulichste an der Sache. Jeder drängte sich vor, um in möglichste Nähe des Allerheiligsten zu gelangen und vor diesem sich anbetend niederzuwerfen. Ein halbes Dutzend kräftiger Männer gingen dem unter einem Baldachin einherschreitenden funktionierenden Priester und dem Klerus voraus, um mit Mühe einen Weg durch die Menge zu bahnen. Andere Gläubige breiteten kostbare Teppiche vor dem Allerheiligsten auf dem Boden aus, oder bestreuten den Weg mit wohlduftenden Blumen und Kräutern. Zu beiden Seiten der Straße betrachteten Tausende von Heiden und Mohammedanern neugierig, aber in sehr anständiger Haltung das erhebende Schauspiel. Gewiß müssen diese gedacht haben: „Die Christen wissen ihren Gott zu ehren.“ Ich kann mir den triumphierenden Einzug des Heilandes in Jerusalem nicht anders vorstellen. Der Ruf „Hosanna“ ward hier durch gleichbedeutende Ausrufe ersetzt, von denen ich leider nur einige Worte verstand; der Ausdruck Swami (Herr oder Heiland) kehrte immer wieder. Jede der vier Hauptkasten hatte ihren eigenen Ruhealtar aufgeschlagen und reich verziert. Der Segenspendung mit dem Allerheiligsten ging jedesmal ein langes Gebet in Tamil voraus, welches von dem Vorsteher der betreffenden Kaste gesprochen wurde und worin derselbe die leiblichen und geistlichen Anliegen seiner Untergebenen dem göttlichen Heilande

ans Herz legte. Im Augenblicke des Segens erdröhnten die Mörser und es wurden unzählige Schwärmer und andere Feuerwerkskörper losgelassen. Die Prozession dauerte über zwei Stunden. Ich hatte gerade noch Zeit, ein Abendessen zu nehmen. Dann aber begab ich mich, noch ganz voll von den weihevollen Eindrücken dieses Tages, eilig auf die Station, um mit dem aus dem Süden kommenden Eilzug über Madras in ununterbrochener Fahrt nach meinem lieben Bombay zurückzukehren.

Bombay, Oktober 1902.



Route der Reise durch Südindien.



Jesuiten-Kolleg von Körsiong.

Fünfter Brief.

Vom Arabischen Meere quer durch Indien nach Kalkutta, und von hier nach dem Himalaya.

(1902.)

In Italien pflegt man zu sagen: „Vedi Napoli e poi mori" („Sieh Neapel und dann stirb"), das heißt: Wer einmal Neapel gesehen hat, der mag ruhig sterben, denn er kann nichts Schöneres mehr sehen auf dieser Erde.

Aehnlich denkt auch der Inder über den Himalaya. Wenn es ihm einmal vergönnt war, seine sündenbefleckte Seele in den heiligen Fluten des Ganges reinzuwaschen und dann aus der Ferne einen sehnenden Blick auf den schneebedeckten Himalaya zu werfen, ist er beinahe bereit, allem Irdischen Lebewohl zu sagen, da er ja hienieden nichts Erhabeneres, nichts Heiligeres mehr schauen zu können glaubt.

Indien ist und bleibt das Land tiefer Träumerei und

erhabenster Poesie. Für die lebhafte Einbildungskraft seiner Bewohner gibt es kein irdisches Ding, das nicht lebt, fühlt und denkt. Selbst Berge und Ströme gelten dem Inder als belebt, als eine Art göttlicher Wesen. An den Ufern des Ganges kann man in allen Jahreszeiten in der Morgenfrühe Scharen von Mädchen und Frauen, die Körbchen mit Blumen auf dem Kopfe tragen, dem Strome zueilen sehen, um die „heilige Ganga" mit Blumenspenden zu erfreuen. Und bei diesen morgendlichen Opfergängen werden in Wechselchören Lobgesänge angestimmt zur Verherrlichung des unnahbaren Heiligtums des „großen Gottes" (Mahadewa), der unermeßlichen Gletscherwelt des Himalaya, aus welcher Indiens heiliger Strom, die Ganga, als stürmische Jungfrau hervorstürzt.

Zu diesem höchsten und großartigsten Gebirge unseres Erdballs möchte ich jetzt meine wißbegierigen Leser hinführen. Mag auch der Weg dorthin lang sein — er mißt ungefähr 2400 km — so wollen wir doch während unserer eiligen Fahrt Augen und Ohren offen halten und gleichsam im Fluge einige flüchtige Bilder des Landes und der Leute zu erhaschen suchen.

Gleich bei meiner Abfahrt von Bombay an einem strahlenden Aprilmorgen des Jahres 1902 bekomme ich eine angenehme und interessante Reisegesellschaft; es ist ein indischer Geldverleiher (Marwari) mit seiner Frau und einem 10jährigen Söhnchen. Die Landessitte verbietet es zwar, mit Frauen zu reisen, namentlich mit Pardahfrauen. Was ist denn eine Pardahfrau? Jede Frau aus den besseren Ständen ist eine Pardah, wenn sie sich den Blicken der neugierigen Männerwelt entzieht mittelst eines großen Schleiers, den sie über Kopf und Schultern schlägt. Schon

oft hatte ich verhüllte Kutschen durch die Straßen von Bombay fahren gesehen und dabei von den geheimnisvollen Pardahinsassen reden gehört. Was sich verhüllt, erregt Neugierde. Heute wollte es das Schicksal, daß ich mit einer leibhaftigen Pardahfrau reisen sollte, welche anfänglich stumm und unbeweglich wie ein verhülltes Götterbild mir gegenüber saß. Beim Anblicke der komischen Gestalt konnte ich mich kaum eines Lächelns enthalten. Doch seien wir gerecht! Ein Pariser Stutzer im Abendanzuge mit Schwalbenschwanz und Angströhre würde wahrscheinlich der indischen Dame auch recht lächerlich vorkommen. Andere Länder, andere Sitten! Nach und nach kommt etwas Leben in das vermummte Menschenwesen vor mir. Die Frau wirft hin und wieder unter dem Schleier hindurch durch das Wagenfenster einen verstohlenen Blick auf die Landschaft, die wir mit Eilzugsgeschwindigkeit durchfahren.



Blick auf die bengalische Ebene.

Die gute Dame muß noch wenig aus ihren vier Wänden herausgekommen sein, denn die gewöhnlichsten Gegenstände entlocken ihr halblaute Ausrufe der Verwunderung — was mich lebhaft an die, von Emil Souvestre so köstlich geschilderten zwei alten Jungfern erinnerte, welche zum ersten mal in ihrem Leben einen Ausflug von Paris nach Sèvres unternahmen und alles, was sie zu sehen bekamen, vom grünen Kartoffelfeld bis zur weidenden Kuh, als unerhörte Neuheit anstaunten.

Unterdessen hat die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, und ihre beinahe senkrecht fallenden Strahlen verwandeln unsern Wagen in einen wahren Backofen. Was muß da nicht meine Reisegefährtin in ihrer dichten Verhüllung von der erstickenden Hitze leiden! War es Mitleid, war es Neugierde von meiner Seite, ich glaubte einen schüchternen Versuch machen zu müssen, um der armen Dame etwelche Kühlung zu verschaffen. Das Mutterherz ist unter allen Zonen von gleicher Beschaffenheit; um seine Gunst zu erwerben, muß man zuerst das Kind gewinnen. Ich hatte unter meinem Mundvorrat einige Ananas, und die schönste davon bot ich dem Knaben an, der schon lange mit verlangendem Blicke die köstlichen Früchte betrachtet hatte. Der Junge nahm mein Geschenk freudig in Empfang, und nun, möchte ich sagen, war auch das Eis zwischen den Eltern des Kindes und meiner Persönlichkeit gebrochen, wenn diese beliebte Redensart hier in einem indischen Eisenbahnwagen bei der tropischen Mittagshitze am Platze wäre. Als ich überdies den Knaben wegen seiner Anmut und seiner Artigkeit mit einigen Worten belobte, da konnte auch die Mutter mir nicht länger den Anblick ihrer Schönheit entziehen. Allmählich erhob die Dame den Schleier, zuerst

bis zum Munde, dann bis zu den Augen, und zuletzt gänzlich. Da saß sie nun da, wie ein Schmetterling, der frisch aus der Puppe ans Tageslicht kommt. Wie das schimmerte und blitzte von Gold und Rubinen! Doch die Trägerin dieser Schmucksachen, die gewiß ein ordentliches Vermögen darstellen, hätte schwerlich irgendwo einen Schönheitspreis gewonnen; denn die Blütezeit des Lebens lag augenscheinlich schon hinter ihr. Aber die Eitelkeit bleibt den Frauenzimmern länger, als jugendliche Schönheit und Frische, und auch unsere Inderin mag über diesen Punkt anderer Ansicht gewesen sein, als der kühle Beobachter; denn als ihr Söhnchen sie mit dem Worte „Buddhi“ anredete, das „Alte“ heißt, da protestierte die Dame sehr entschieden gegen diese Benennung, die sonst nichts Unzartes oder Verächtliches hat. Ich unterließ es wohlweislich, mich nach dem wirklichen Alter der Dame zu erkundigen, da ja bekanntlich die Frage nach dem Alter eines Frauenzimmers in allen Landen als höchst undelikat und verfänglich angesehen wird.

Gegen 2 Uhr nachmittags kamen wir an den Fuß der Westghats. So heißt die steile Gebirgskette, welche die dreieckige Hochebene der vorderindischen Halbinsel, das Dekan, auf der Westseite gegen das Arabische Meer begrenzt. Der Name Ghat bedeutet eigentlich Treppe oder Stiege. Und in der Tat stellt sich dieses Randgebirge, das vom Kap Komorin im Süden bis zum Tale der Narbada im Norden eine Länge von ungefähr 1600 km und eine mittlere Höhe von 1000 m hat, von der Küste aus betrachtet, als eine riesige Treppe dar, deren Stufen von weitausladenden grünen Terrassen gebildet werden, über welche hinauf die Straßen und Schienenwege sich win-

den, um durch die zahlreichen Einschnitte der Gebirgsmauer die innere Hochebene zu gewinnen.

Während unser Zug im Zickzack über diese gewaltige Naturtreppe hinaufpustete und bald zu einer Höhe von etwa 600 m über Meer sich erhob, fesselte ein isolierter Bergkegel meine Aufmerksamkeit. Derselbe war bekrönt von einem mächtigen dreieckigen Mauerwerk mit hohen und steilen Seitenwänden, aus dem zahllose kühn geformte Türmchen und Erker emporragten. Das Ganze erinnerte den Europäer an eine gewaltige mittelalterliche Ritterburg. Doch hier, im heidnischen Indien, darf man nichts suchen, was sich mit dem abendländischen Rittertum und seinen aus dem christlichen Glauben geschöpften Idealen von Pflicht und Treue vergleichen ließe. Der so imposante Bau ist nichts anderes als eine alte, zerfallene Bergfeste, die von den früheren Beherrschern der Gegend zur Abwehr feindlicher Einfälle aufgeführt wurde. Beim Weiterfahren sieht man noch viele andere Höhen mit ähnlichen Ruinen gekrönt.

Wir durchschneiden jetzt den nordwestlichen Winkel des Dekan, wo sich die weltberühmten unterirdischen Felsentempel von Elura und von Adschanta befinden. Es sind dies in der Tat wunderbare Werke altindischer Kunst, die durch die Großartigkeit der Anlage, sowie durch den verschwenderischen Reichtum an Bildwerken und Malereien in echt indischem Stile das Erstaunen aller Reisenden erregen. Der bedeutendste unter den zahlreichen Höhlentempeln von Elura ist der Kailâsa, der große Tempel des Gottes Schiwa. Derselbe stammt aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. Es ist eine mächtige Tempelanlage von etwa 75 m Länge und 45 m Breite, bei einer Höhe, die an einzel-



Der Kailâsa in Elura.

nen Stellen ungefähr 30 m erreicht; das Ganze ist aus dem anstehenden Felsen herausgehauen. Außen wie innen herrscht überreiche Dekoration. Kolossale Elefanten und andere Tiergestalten, ebenfalls aus dem Felsen gemeißelt, stehen im Vorhofe des Tempels. Die in dem Felsen angelegten Gallerien, welche den eigentlichen, von der Felswand losgelösten Tempel umgeben, sind angefüllt mit unzähligen großen und kleinen Steinbildern, welche die gesamte indische Götterwelt darstellen. — Ebenso großartig und verhältnismäßig besser erhalten sind die weit ältern buddhistischen Grottentempel von Adschanta, die besonders durch ihre Wandgemälde berühmt sind. Das Christentum strebt nach oben und zieht die Herzen der Menschen himmelwärts. Von dieser Tatsache geben die mittelalterlichen Kathedralen ein beredtes Zeugnis. Das Heidentum dagegen ist lichtscheu und zieht den Menschen nach unten — was gerade diese unterirdischen Tempel mit ihren ungeheuerlichen und sinnverwirrenden Götter- und Teufelsgestalten unwiderleglich dartun.

Gegen Sonnenuntergang dampfte unser Zug durch die weite Ebene des obern Tapti, eine der fruchtbarsten Gegenden Indiens. Wie gesegnet sind doch diese Gefilde, die ich auf meiner Querfahrt durch die indische Halbinsel durchschneide! Ueberall tiefgründiger, fetter Boden. Der Pflug des indischen Bauern scheint es nicht allzu ernst zu nehmen und hat diese üppigen Fluren während 3000 Jahren kaum tiefer als 20 cm durchfurcht, und doch erzeugen die Fruchtfelder Indiens, falls der befruchtende Regen zu rechter Zeit und in gehöriger Menge fällt, jährlich in zweimaliger Ernte Getreide genug, um 300 Millionen Menschen zu ernähren; ja, Indien kann in günstigen Jah-

ren noch weitere 50 Millionen hungriger Wesen in Europa mit Brot versehen. Aber wehe dem armen Lande, wenn der Himmel seine Schleusen nicht rechtzeitig öffnet! Dann sprießt weit und breit kein Grashalm; Bäche und Flüsse versiegen, selbst die tiefen Dorfbrunnen trocknen aus. Zuerst verschmachtet das Vieh, und dann sterben die Menschen eines qualvollen Todes. Im Jahre 1899 hatten wir acht Monate lang das schreckliche Bild der Hungersnot beständig vor Augen. Ganze Dörfer starben aus, so daß weite Ländereien herrenlos und unangebaut dalagen. Zahllose menschliche Gerippe lagen unbegraben auf den offenen Feldern umher. Die Volkszählung von 1901 konstatierte, daß einzig in der Präsidentschaft Bombay in den Jahren 1896—1900 ungefähr 3 Millionen Menschen den Würgengeln der Hungersnot und der Pest zum Opfer gefallen waren. Ohne die großartige Hilfeleistung von seiten Englands und Amerikas und ohne die weisen Verwaltungsmaßregeln der britischen Regierung hätte sich diese schreckliche Zahl vielleicht noch verdoppelt. Die Subskriptionsliste des Lord Mayor von London verzeichnete beinahe 1 Million Pfd St. oder 25 Millionen Franken. Der Aufruf der protestantischen Missionäre wurde in den Vereinigten Staaten von Amerika mit einer halben Million Franken beantwortet. Wir Katholiken erhielten einige tausend Franken von unsern Glaubensbrüdern, besonders aus Deutschland. Was ist diese winzige Summe im Vergleich mit 25 Millionen! Angesichts dieser betrübenden Tatsache möchte man wohl die Frage stellen: Wo bleibt heutzutage die Opferwilligkeit der katholischen Länder? Man wird mir freilich erwidern, „Wir müssen zuerst für unsere näherliegenden Bedürfnisse, und namentlich für unsere inländi-



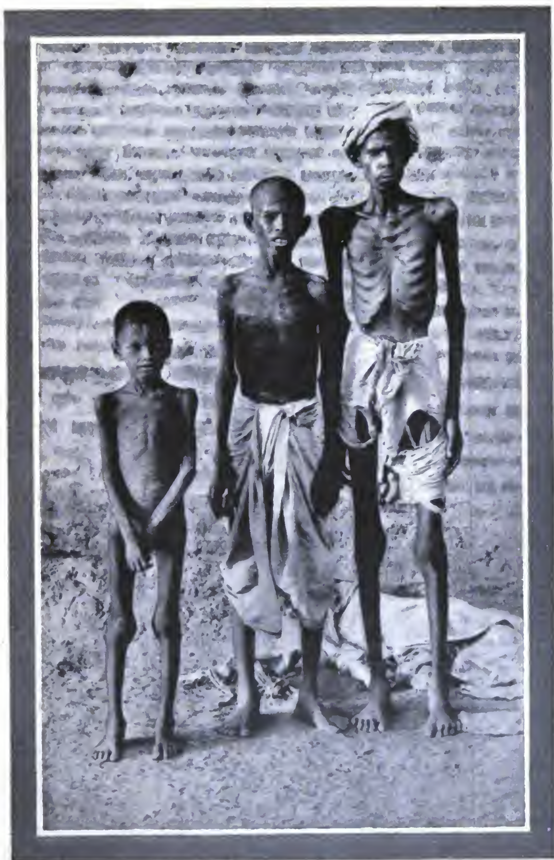
Opfer der Hungersnot, zum Verbrennen zusammengetragen.

schen Missionen sorgen!" — Dies ist gewiß ein sehr notwendiges und verdienstliches Werk; aber tun wir uns nicht zu viel darauf zugute. Die Protestanten leisten alles dies in ihren Kreisen auch und finden obendrein noch Millionen, um in katholischen Gegenden die „Los von Rom"-Bewegung im Schwunge zu erhalten. Ich glaube, daß allein die englischen Methodisten nur zum Zwecke der Protestantisierung der Stadt Rom jährlich viel mehr Geld aufwenden, als alle Schweizer Katholiken für ihre Missionen in der Diaspora zusammen. In Bombay haben die protestantischen Missionäre im letzten Hungerjahre eine Ernte von 30,000 Waisenkindern gemacht, und diese werden mit der Zeit eifrige Anhänger des „reinen Gotteswortes". Wie hätten unsere Missionäre eine solche Anzahl verlassener Kinder aufnehmen können ohne die nötigen Geldmittel? „Neben der Gnade Gottes brauchen wir Geld" — so schrieb selbst der heilige Franz Xaver, dieser große

Wundertäter, an den König von Portugal. Dieses Geldbedürfnis ist heutzutage dringender als je, und wenn die katholischen Länder sich nicht zu größern Opfern aufschwingen können oder wollen, werden in einigen Jahrzehnten in vielen Missionsländern die protestantischen Sekten uns weit überflügelt haben.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, sind die Inder kein reiches Volk, weil das dichtbevölkerte Land kein Industriestaat ist. Was den Europäer in Indien überall überrascht, das ist die Unmenge der Bettler. Hier zählt diese Menschenklasse nach Millionen. Welches ist die Ursache dieser betrübenden Erscheinung? Es ist vornehmlich eine gewisse Sorglosigkeit, ein gewisser Leichtsinn und Mangel an Voraussicht, was alles tief im Charakter des Inders wurzelt und sowohl sein Denken und Fühlen als auch sein praktisches Verhalten beherrscht. Kein Volk der Welt ist mehr geneigt, den Grundsatz der Bergpredigt: „Bekümmert euch nicht um den morgigen Tag; der morgige Tag wird schon für sich selbst sorgen," auf die äußerste Spitze zu treiben, als die Inder. Ein weiterer Grund der Armut der Menge liegt in gewissen Volkssitten, namentlich in den kostspieligen Heiratsfesten. Wehe dem Vater, der bei der Verheiratung seiner Tochter nicht Barschaft genug hat, um den herkömmlichen Aufwand bei diesem freudigen Familienereignisse bestreiten zu können, und der deshalb beim Geldverleiher anklopfen muß! Borgt er 100 Rupien, so muß er einen Schuldschein über 200 Rupien ausstellen und überdies 10% oder noch mehr Zins bezahlen. Wuchergesetze kennt man hier nicht. Jeder mag selbst zusehen, daß er nicht übervorteilt oder betro-

gen werde. Leider aber endet auch hier, wie überall, das Borgen oftmals mit Sorgen, und mancher kommt auf solche Weise aus bescheidenem Wohlstand an den Bettelstab. Freilich erniedrigt hier der Bettelsack seinen Träger nicht in dem Grade, wie in den zivilisierten Ländern Europas; denn Indien ist ein wahres Paradies der Bettler. Jung und alt, groß und klein, stark und schwach, gesund und krank: alles darf hier betteln. Jeder Bettler genießt auf indischem Boden volle Freizügigkeit. Das Betteln ist nicht nur erlaubt, es wird sogar als ein Gewerbe mit der bodenlosesten Unverschämtheit betrieben. Wehe dem unerfahrenen Europäer, der unter eine Schar indischer Bettler gerät! seine Lage ist äußerst unangenehm. Das Betteln ist aber auch ein rentables Geschäft hier zu Lande. Es wurden in der Stadt Bombay amtlich mehrere Fälle konstatiert, daß Bettler ihren lachenden Erben bedeutende Summen hinterließen. Es ist darum begreiflich, daß auch kräftige und rüstige Leute sich dieser Industrie widmen. Ein Mann, der diesem mühelosen Berufe obliegen will, braucht bloß an der nächsten besten Straßenecke sich aufzustellen und etwa vorzugeben, daß er den rechten Arm verloren habe. Zwar ist jedermann überzeugt, daß er den Arm bloß umgebogen und hinten auf dem Rücken festgebunden habe, aber das tut nichts zur Sache; der Kerl kriegt doch sein Kleingeld. An einer andern Straßenecke steht ein Bettelweib, das ein kleines Kind auf dem Arme trägt und dieses so lange an den zarten Gliedern kneift, bis es laut zu schreien anfängt und so das Mitleid der Vorübergehenden erweckt. In den Straßen laufen oft Dutzende von Buben und Mädchen in lustigem Galopp den Tramwagen nach und fangen mit großer Gewandtheit



Wandelnde Skelette in einem Hungerjahre.

die Münzen auf, welche die Fahrgäste ihnen zuwerfen, während unterdessen die würdigen Eltern dieser hoffnungsvollen Sprößlinge im Schatten der nahen Bäume ein kräftiges Mahl bereiten. Auch große Scharen blinder Bettler bewegen sich bisweilen im Gänsemarsch durch die Straßen. Sie gelten alle als Blinde, mit Ausnahme des ersten in der Reihe, der den Führer macht. Würde man sie aber länger beobachten, so könnte man wahrnehmen, wie die Rollen des Führers und der Blinden von Zeit zu Zeit vertauscht werden. Der angesehenste und deshalb erfolgreichste von allen indischen Bettlern ist der religiöse Bettler oder Bigari. Wo und wann immer er sich vorstellt, ist er, nach seiner Aussage, gerade auf der Heimreise von einer Pilgerfahrt nach Benares. Der heilige Mann ist auch überall seines Erfolges ziemlich sicher. Er belästigt darum das Publikum nicht durch Schreien und Jammern, wie die gewöhnlichen Bettler, sondern stellt sich würdevoll vor die Haustüren und erklärt in gemessener Weise: „Der Heilige braucht Erquickung!“ Wehe dem Hause, wo die verlangte Erquickung ausbleibt! Der Fluch des heiligen Mannes hat die Kraft, die Bewohner des Hauses, sowohl die lebenden als die verstorbenen, aller Verdienste für das künftige Leben zu berauben. Ein Rätsel ist es, wie alle diese unzähligen Bettler ihren Lebensunterhalt finden, ja viele es sogar bis zu einem gewissen Wohlstand bringen können, während der indische Bauer durch harte und aufreibende Feldarbeit nur ein armseliges Dasein zu fristen vermag. In der Stadt Bhusawal, welche wir eben passieren, hatte einer von unsern Missionären ein Armenhaus gebaut und jedem Bedürftigen, der sich dafür meldete, ein tägliches Almosen von 20 Cts versprochen. Es



Bigaris (religiöse Bettler).

war gerade Regenzeit, und es meldeten sich sofort einige zwanzig Empfänger dieser täglichen Liebesgabe. Mit der Wiederkehr der schönen Jahreszeit aber flogen diese Vögel auf Nimmerwiedersehn davon, da das Betteln im Stadtbezirk offenbar eine angenehmere und reichlichere Einnahmsquelle für sie war. —

Am zweiten Reisetage erreichte unser Zug morgens um 5 Uhr Amraoti. Diese Stadt ist ein Hauptplatz für den Getreide- und Kohlenhandel in den Zentralprovinzen. Hier verließen mich auch meine Reisebegleiter, der oben erwähnte Geldverleiher samt Gemahlin und Söhnchen. Vier Bediente in reicher Dienstkleidung kamen an die Wagentüre, um die Herrschaft gebührend zu empfangen. Unser Abschied war kurz, aber freundlich. Selbst die Dame würdigte mich eines holdseligen Blickes und verbarg dann ihr Antlitz wieder unter ihrem dichten Schleier.

Was bei der Weiterfahrt vor allem meine Aufmerksamkeit fesselte, war das rege Leben um die zahlreichen

Dorfbrunnen, an denen wir rechts und links vorbeieilten. „Kaum gegrüßt, gemieden.“ Bäche und kleinere Flüsse haben auf den Hochebenen von Zentralindien fast nur während der Regenzeit Wasser. Sollen Menschen und Tiere während der acht trockenen Monate des Jahres nicht vor Durst verschmachten, so müssen Teiche angelegt und tiefe Brunnen gegraben werden. Die Erstellung eines solchen Dorfbrunnens ist für die armen Leute ein sehr bedeutendes Unternehmen. Derselbe kostet oft mehr, als alle Hütten des Dorfes zusammen wert sind. Sein Inneres ist kreisförmig ausgemauert, und der Zugang ist rings herum mit Quadersteinen gepflastert. Es gibt Brunnen, die an 30 m Tiefe und 10 m im Durchmesser haben. So ein Brunnen ist der Stolz des ganzen Dorfes, und er bildet gleichsam den Marktplatz, wo alle Einwohner, besonders in der Morgenfrühe, zusammenkommen. Dorfzeitungen gibt es keine, aber die dort am Brunnen unter dem Schatten des heiligen Feigenbaumes versammelten Dorfschönen sorgen zu jeder Tageszeit hinlänglich dafür, daß der Dorfklatsch nicht ausgeht. Einen interessanten Anblick bieten diese braunen indischen Grazien dar, wenn sie, den schweren Wasserkrug auf dem Kopfe, in würdevoller Haltung von dannen wandeln. Unwillkürlich tritt einem dabei die Gestalt der Rebekka aus der biblischen Patriarchenzeit vor den Geist. Auch der so nützliche Zebu oder Buckelochs, der im größten Teile von Indien das ausschließliche Hausrind ist, wird oft als Wasserträger verwendet, wobei er das kostbare Naß in Lederschläuchen auf seinem breiten Rücken trägt.

Als wir uns Nagpur, der Hauptstadt der Zentralprovinzen, näherten, bemerkte ich lange Reihen von Frauen, die mit Körben auf dem Kopfe der Stadt zueilten. Die



Am Dorfbrunnen.

Körbe waren alle mit einer Art Kuchen beladen, die aus einiger Entfernung wie schwarzgebackene Roggenbrote aussahen. Aber wie man sich doch täuschen kann! Es war alles nur getrockneter — Kuhmist. Auf der ganzen indischen Hochebene ist dieses wenig einladende tierische Produkt fast das einzige Brennmaterial. Das ist der Fluch der frühern schonungslosen Entwaldung dieser Gegenden. Die Mohammedaner haben hier jahrhundertelang gehaust, und „wo der Muslim seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Baum mehr", sagt ein indisches Sprichwort. Und so bildet denn die Zubereitung der erwähnten prosaischen Kuchen einen der blühendsten Zweige der ländlichen Industrie. Der Mist wird auf den Feldern und Straßen sorgfältig aufgelesen, mit gehacktem Stroh vermischt, mit den Händen geknetet und geformt und an der Sonne getrocknet, und damit ist einer der gesuchtesten Artikel des häuslichen Bedarfs für den Markt fertig. Die Regierung läßt sich in lobenswerter Weise angelegen sein, diese Landstriche wieder zu bewalden. Fortwährend werden ausgedehnte Strecken mit wertvollen Nutzhölzern, namentlich mit Tik- und Salbäumen (Tectona grandis, Shorea robusta), bepflanzt, so daß auch in forstwirtschaftlicher Beziehung das Land einer besseren Zukunft entgegengeht.

Jenseits Nagpur kamen wir durch flache und einförmige, aber sehr fruchtbare Gegenden, deren schwarzer Boden sich vorzüglich für den Anbau der Baumwollenstaude eignet. Hier wandte ich meine Aufmerksamkeit besonders den zahlreichen Dörfern zu. „Wie sieht denn so ein indisches Dorf aus?" wird der wißbegierige Leser fragen. Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Man findet bisweilen in Reisebüchern Illustrationen mit der Ueber-

schrift: „Indisches Dorf", als ob die indischen Dörfer alle nach dem gleichen Modell gebaut wären. Ich habe Indien sowohl im Norden als im Süden bereist, aber kaum jemals zwei Dörfer angetroffen, die sich ganz ähnlich sahen. Je nach Lage und Bodenbeschaffenheit bestehen die Dörfer bald aus Bambushütten, bald aus Lehmhütten, und auch solche, die ganz aus Stein gebaut sind, finden sich nicht selten. Doch treten wir einmal in eine derartige ländliche Wohnung ein! Es sei das Haus eines gewöhnlichen Bauern in der Tiefebene von Bengalen. Was sehen wir da? Zuerst betreten wir den vordern Teil des Gebäudes, der von den erwachsenen männlichen Familiengliedern bewohnt wird. Darauf gelangen wir in einen bedeckten Raum, welcher dem Vieh zur Regenzeit und während der Nacht als Stallung dient. Dahinter liegt ein offener Hof, der an drei Seiten von einem einstöckigen Bauwerk umgeben ist, das, in winzige Zimmerchen abgeteilt, von den Frauen und Kindern bewohnt wird. Die Räume werden sehr reinlich gehalten, nur überzieht man von Zeit zu Zeit die Fußböden mit einer dünnen Schicht von frischem Kuhmist, um dadurch Flöhe und anderes Ungeziefer ferne zu halten. Was essen aber die guten Leute? Der brahmagläubige Inder genießt aus religiösen Gründen kein Fleisch von warmblütigen Tieren; er ist vorwiegend Pflanzenesser. In ganz Vorderindien, wie auch in Hinterindien, in China und Japan, ist die Hauptnahrungspflanze der Reis, der in Indien seine ursprüngliche Heimat hat. Ein wichtiges Nahrungsmittel, namentlich für die höher gelegenen Gegenden des Landes, ist auch die Kichererbse (Cicer arietinum L.), deren Mehl zu Kuchen gebacken wird. Etwa 800 gr eines solchen Kuchens mit etwas Butter und Milch

machen den Tagesbedarf einer erwachsenen Person aus. — Seit unvordenklichen Zeiten herrscht in Indien jene Form des Familienlebens, die wir aus der biblischen Geschichte der Stammväter des israelitischen Volkes kennen, und die wir darum die patriarchalische nennen. Die Familie besteht aus drei oder vier Generationen, die alle in Gemeinschaft beisammen leben, denselben Grund und Boden bearbeiten, unter demselben Dache wohnen und an demselben Tische essen. Der Familienvater ist unbeschränkter Herr seines Eigentums und er kann Bestimmungen treffen, damit sein sauer erworbener Besitz auch nach seinem Tode ungeteilt in der Familie erhalten bleibt. Die Töchter bekommen bloß eine bescheidene Mitgift und gehen in die Familien ihrer Männer über. Können die Söhne nach dem Tode des Vaters sich nicht miteinander vertragen und wollen sie sich trennen, so erhält der Aelteste die Hälfte des väterlichen Vermögens mit Einschluß des Bauernhofes, und die andern teilen sich in den Rest. In der Regel aber bleiben alle hübsch beisammen, unterstützen sich gegenseitig und leben so in ziemlichem Wohlstand. Daher kommt es, daß man oft Familien antrifft, die einige hundert Glieder zählen: Großeltern, Eltern, Onkel, Söhne samt deren Frauen und Kindern. Jede Familie hat einen Karta oder ein männliches Oberhaupt, das mit voller Autorität ausgerüstet ist und ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges unternommen werden darf. Ihm kommt an Würde und Ansehen am nächsten seine Frau, Ginni genannt. Sie hat die gesamte häusliche Verproviantierung zu besorgen und ihre wichtigste Obliegenheit ist es, darauf zu sehen, daß jedes Familienmitglied genug zu essen bekommt. Ihr haben auch alle Schwiegertöchter unbedingten

Gehorsam zu leisten. Letzteres Verhältnis wird oft zur Klippe, an welcher der häusliche Frieden in die Brüche geht. Wie so viele andere Völker, teilen auch die Inder in ihren Sprichwörtern der Schwiegermutter die Rolle des Hausdrachen zu.

Gegen Mittag erreichten wir Dongargarh. Der Ort liegt in anmutiger Gegend und ist von waldgekrönten Hügeln umgeben. In dieser Berglandschaft sollen die Tiger sehr häufig sein. Eben erzählte man, wie jüngsthin in der Nachbarschaft ein Pärchen „maneaters"*) die Wege weit und breit unsicher gemacht habe. Das edle Paar teilte sich in die Arbeit: die Tigerin besetzte den Weg von Mandla nach Dindari, während der Herr Gemahl in Tschitschgarh seinen Tribut erhob. Während des kurzen Zeitraums von nur zwei Wochen sollen die scheußlichen Bestien 24 Menschen, alles arme Eingeborne, angefallen und aufgefressen haben. Kein Jäger — so bemerkte man — habe sich bisher an die schrecklichen Mordkatzen herangewagt, trotzdem die Regierung den hohen Preis von 800 Rupien (ungefähr 1330 Fr.) auf ihre Köpfe gesetzt habe.


Eine braune Grazie.

An diesem zweiten Tage meiner Reise war die Hitze überaus drückend. Das Thermometer in unserm Wagen stieg

*) „Maneaters" („Menschenfresser") heißen solche Tiger, die einmal Menschenfleisch verkostet haben und nachher diese Nahrung jeder andern Beute vorziehen.

nachmittags auf 43 Grad. Erst als das feurige Tagesgestirn untergegangen war und die Nacht mit der in den Tropen ihr eigentümlichen Schnelligkeit sich auf die glutstrahlende Erde niedergesenkt hatte, konnte man wieder freier aufatmen. Es war nach 9 Uhr abends. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem zauberhaften Feuerwerk der Millionen Leuchtkäfer, welche durch das nächtliche Dunkel ihre Funkenlinien zogen und von Zeit zu Zeit wie auf ein gegebenes Zeichen das umliegende Buschwerk in einem milden Lichtscheine aufleuchten ließen, der nach wenigen Augenblicken wieder der pechschwarzen Finsternis Platz machte. Da gab es uns plötzlich einen Ruck und wir hörten ein dumpfes Krachen. Unmittelbar darauf folgten noch drei oder vier weitere Stöße, und der Zug blieb stehen. Alle Reisenden fuhren auf und sahen erschrocken durch die Fenster hinaus. Der Zugführer mit seiner Laterne näherte sich gerade unserm Wagen, leuchtete unter diesen und rief im Tone des Bedauerns aus: „Da liegt der arme Tropf!" Ich wollte eben fragen: „Ist der Verunglückte ein Europäer oder ein Eingeborner?" als ein Mitreisender am gegenüberliegenden Fenster sagte: „Es ist ein Samber!" *) „Nein", erwiderte der Zugführer, „es ist ein junger Büffel!" Ich schaute nun auch auf das Geleise hinunter und sah das arme Tier, das fast ganz durchschnitten war, in seinem Blute liegen. Die Zugmannschaft zog den verstümmelten Leichnam zwischen den Rädern hervor, während die mitreisenden Frauen im anstoßenden Wagen ein Jammergeschrei erhoben. Hierauf kehrten der Zugführer und der Maschinist wieder zur Lokomotive zurück, um in beschleunigtem Tempo weiter zu dampfen

*) Eine große indische Hirschart (Cervus Aristotelis).

und so die verlorne Zeit wieder einzuholen. Doch was ist das? Der Zug will sich nicht vom Fleck bewegen! Nochmals wird die Linie untersucht, und siehe da! noch vier andere Büffel werden in zermalmten Zustande unter den Rädern entdeckt. In der Dunkelheit hatten wir eine ganze Herde überfahren, und mit knapper Not waren wir der Gefahr des Entgleisens entgangen.

Nach diesem unvorhergesehenen Aufenthalte brauste unser Zug in stürmischem Laufe durch die schwüle Tropennacht weiter. Wir durchfuhren jetzt die wilde Gebirgsgegend von Tschota-Nagpur. Hier wohnen zahlreiche Volksstämme wie die Kohl, die Ghond, die Santal u. a., welche in Körperbau und Sprache von den arischen Indern gänzlich verschieden sind und Aehnlichkeit mit den Negern Afrikas haben. Es sind dies ziemlich unvermischte Ueber-



Verarbeitung von Kuhmist zu Brennmaterial.

reste der Ureinwohner des Landes vor der Einwanderung der Arier. Diese Naturkinder sind einfach in ihren Sitten, offenherzig und heitern Sinnes; der Stolz, die Selbstgenügsamkeit und Verschlagenheit, die den Hindu charakterisieren, sind ihnen fremd. Darum sind sie auch in hohem Grade empfänglich für das Christentum, und Tschota-Nagpur, in dessen Wäldern noch vor kaum 50 Jahren dem Schiwa und der Todesgöttin Kali Menschenopfer dargebracht wurden, ist in den letzten Jahrzehnten ein vorzügliches Arbeitsfeld der christlichen Missionäre geworden. Die deutschen Lutheraner waren zuerst auf dem Platze und zählen gegenwärtig ungefähr 100,000 Anhänger. Dann folgten die Amerikaner, die jetzt gegen 30,000 Anhänger haben. Auch kleinere protestantische Sekten sind hier vertreten. Die Katholiken kamen aus Mangel an Geld und Leuten zuletzt. Erst im Jahre 1886 konnten die belgischen Jesuiten in Kalkutta hier Hand ans Werk legen, und der Erfolg war ein sehr befriedigender. Die Volkszählung von 1901 verzeichnet für diesen Missionsbezirk gegen 70,000 Katholiken. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch einige statistische Notizen beizufügen, die ich meinen Glaubensbrüdern in Europa angelegentlich zur Beherzigung empfehle. Die englischen Wiedertäufer, eine der kleinsten Sekten Großbritanniens, haben im Jahre 1901 volle 66,000 Pf. St. oder 1,650,000 Fr. für ihre Missionen in Ostindien zusammengelegt. Im Jahre 1900 haben sämtliche protestantische Sekten Englands rund 3 Millionen Pf. St. od. 75 Millionen Fr. für ihre indischen Missionen aufgewendet, während im gleichen Zeitraume die katholischen Missionen Indiens aus den katholischen Ländern Europas und Amerikas nur 270,000 Pf.



Verkauf von getrockneten Mistkuchen.

St. oder 6,750,000 Fr. erhielten. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars.

Als am Morgen des dritten Tages unser Zug sich aus den letzten Hügelreihen der Hochebene hervorwand, dehnte sich vor unsern Augen das endlose bengalische Tiefland aus. Aus dem blauen Dunste, welcher den ganzen Horizont umlagerte, stieg die Sonne strahlend empor und begann sich zu spiegeln in den zahllosen Flüssen und Kanälen, die alle sich vom Ganges abzweigen und als belebte Wasserstraßen durch die fruchtbare und dichtbevölkerte Ebene südwärts dem Golfe von Bengalen zueilen. Endlich gegen 10 Uhr vormittags langten wir in Kalkutta, der glänzenden Hauptstadt des indischen Kaiserreiches, an. Ich fand hier bei meinen Ordensbrüdern, den belgischen Jesuiten, sowie im erzbischöflichen Hause die herzlichste Aufnahme und Gastfreundschaft. Gerade herrschte große Freude unter den hiesigen Katholiken, weil wenige

Tage zuvor die Ernennung des hochwürdigsten Herrn Meulmann zum Erzbischofe aus Rom eingetroffen war. Doch diesmal war meines Bleibens nicht lange in Kalkutta. Ich werde dem geneigten Leser in meinem nächsten Briefe einiges über die „Stadt der Paläste“ mitteilen; für jetzt lade ich ihn freundlich ein, mich im Geiste noch 550 km weiter nach Norden zu begleiten.

In die Berge hinein, in das liebe Land,
In der Berge dunkelschattige Wand!
In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach tost in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warmduftigem Grün,
Wo sie blühn
Die roten Alpenrosen!
C. Morell.

So fühlte und sprach ich mit dem vaterländischen Dichter!

Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen verlasse ich die indische Millionenstadt, um einen Abstecher nach dem Himalaya zu machen. Das Dampfroß führt den Reisenden innerhalb 24 Stunden aus der heißen, fieberschwangern bengalischen Ebene durch alle klimatischen Höhenstufen bis in die kühle Wolkenregion und zu den ewigen Schneefeldern des höchsten Gebirges unseres Planeten.

Bei unserer Abfahrt von Kalkutta um 4 Uhr nachmittags hatten sich rings an dem weiten Horizonte gewaltige Wolkenberge aufgetürmt, die von häufigen Blitzen durchzuckt wurden. Als die Dunkelheit hereinbrach, wurde das himmlische Feuerwerk immer lebhafter. Bald wurde die ganze Wolkenfläche gleichmäßig erhellt; bald fuhren gewaltige Linienblitze, die sich nach allen Richtungen verästelten, gleich feurigen Schlangen über die dunkle Wolkenwand dahin; bald schienen die Strahlen senkrecht auf die Erde herunterzufallen. Dabei war die Luft ganz ru-

hig und zum Ersticken schwül; kein Blättchen regte sich an den Bäumen. Niemand konnte sagen, aus welcher Richtung das Unwetter losbrechen werde. Plötzlich kommt ein furchtbarer Windstoß aus Südwesten, der unsern Zug in schiefem Winkel trifft. Der Maschinist gibt Volldampf, um so schnell als möglich aus dem Bereiche des Sturmes zu gelangen. Umsonst! Der erste Anprall des Ungewitters überfiel uns mit solcher Schnelligkeit, daß wir kaum Zeit hatten, die Fenster herunterzulassen. Ein sündflutlicher Regen, mit Sand vermischt, schlug gegen die Scheiben und prasselte wie ein Gießbach auf das Dach nieder; die fast ohne Unterbrechung einander folgenden Blitze erhellten die Nacht taghell; dazu kam das Heulen des Sturmes und das Rollen des Donners. Es ist wirklich ein großartiges Schauspiel, einen tropischen Gewittersturm über eine endlose Ebene dahinbrausen zu sehen, wo weder Wälder noch Hügel seine Wut brechen können. Wie sehr fühlt bei einem solchen Aufruhr der Elemente der stolze Mensch seine Kleinheit und Ohnmacht den übermächtigen Naturgewalten gegenüber! Und in der Tat, ein derartiges Naturschauspiel ist nicht immer gefahrlos. Einige Wochen nachher hat in dieser Gegend ein Gewittersturm einen Personenzug buchstäblich vom Geleise geblasen, wobei mehrere Reisende den Tod fanden.

Nachdem das Gewitter abgezogen war, kamen wir um neun Uhr abends an den langersehnten Ganges. Der Strom ist hier so breit und unbändig, daß es noch nicht gelungen ist, ihn zu überbrücken. So mußten denn wir Reisende den Zug verlassen und das Dampfboot besteigen, das uns in zwanzig Minuten an das andere Ufer brachte, wo schon ein Zug für die Weiterfahrt bereit stand, der uns

während der Nacht an den Fuß des Gebirges bringen sollte.

Man hatte mir gesagt, man könne bei klarem Wetter einige der Riesengipfel des Himalaya schon in einer Entfernung von 200 engl. Meilen (ungefähr 320 km) erspähen. In Erwartung dieser frohen Ueberraschung setzte ich mich beim ersten Morgengrauen ans Wagenfenster und schaute nach Norden. Vergebliche Mühe! Alles war in dieser Richtung durch graue Wolkenschichten verhüllt. Erst als wir in Siliguri ankamen, erblickten wir hinter den zerrinnenden Nebelschleiern in einiger Entfernung das Hochgebirge, das als eine mächtige grauschwarze Mauer sich in den klaren Aether erhob. Hier hieß es wieder umsteigen, um in einem der Miniaturwagen der Himalaya-Bergbahn Platz zu nehmen.

Ich kam neben einen freundlichen Arzt zu sitzen, dessen Unterhaltung wirklich sehr belehrend war. Es wird das Zeichen zur Abfahrt gegeben: ein Angestellter, seiner Hautfarbe und seinen Schlitzaugen nach ein Chinese, führt drei kräftige Hammerschläge auf eine Doppelschiene aus Stahl. Glocken gibt es hier keine — wozu auch? die mächtige Stimmgabel klingt viel musikalischer.

Der niedliche kleine Zug setzt sich lustig in Bewegung, überschreitet auf einer langen Brücke den wasserreichen Maha-naddi und fährt dann in vielen Krümmungen durch ein etwa 20 km breites Sumpfdickicht, das den Uebergang von der Ebene zum Gebirge vermittelt. Dieser sumpfige Waldgürtel (Tarai oder Terai) zieht sich in einer Länge von 1500 km und in wechselnder Breite von Kaschmir bis Oberassam am Südfuße des Himalaya hin und ist berüchtigt als Brutstätte todbringender Miasmen und als



Straßenleben in Kalkutta.

Lieblingsaufenthalt des Tigers und unzähliger Giftschlangen. Der mich begleitende Arzt erzählte mir Beispiele von Europäern, die am Sumpffieber gestorben, das sie sich während der kurzen Fahrt durch den Terai geholt hatten.

Bald hatten wir diese unheimliche Gegend hinter uns, und der Schienenweg begann stark zu steigen. Unser Miniaturzug pustet munter vorwärts, bald im Zickzack, bald in Spiralen, so daß man nach kurzer Zeit jeden Versuch der Orientierung aufgeben muß. Wir befinden uns jetzt meistens in einem tropischen Urwalde, wie man sich ihn üppiger und großartiger kaum vorstellen kann. Bambusen und Zwergpalmen bilden das Unterholz. Darüber erheben sich die wertvollen Sal- und Sissoobäume (Shorea robusta, Dalbergia Sissoo). Unzählige Schlinggewächse wachsen über das niedrige Buschwerk empor und recken und strecken sich, wie riesige Schlangen, von Baum zu Baum, von Ast zu Ast, indem sie ihre Stützen nach allen Richtungen umklammern oder von denselben wieder frei herabhangen, so daß ein unentwirrbares Dickicht entsteht, in welchem der Wanderer nur vermittelst der Axt sich einen Pfad zu bahnen vermag. Selbst steile Felsabstürze — wo immer solche sich finden — werden von derartigen Schlingpflanzen umrankt, da diese ihre Nahrung nicht aus den sie stützenden Gewächsen, sondern aus dem Erdboden empfangen. Die Stämme und Aeste der Urwaldbäume tragen außer den Kletterpflanzen oder Lianen noch zahlreiche andere Pflanzen, sogenannte Epiphyten, die als Scheinschmarotzer vermittelst Klammerwurzeln wie mit Bindfäden an ihren luftigen Standarten sich festhalten und entweder lange Luftwurzeln nach dem Boden senden, um diesem die näh-

rende Feuchtigkeit zu entnehmen, oder dann mit den wenigen Nahrungsstoffen sich begnügen, welche die feuchte Moosdecke oder die verwesende Rinde des gastlichen Baumes liefert. Ein solcher Baum mit all seinen Bewohnern gleicht darum einem Treibhause, in welchem die verschiedenartigsten Pflanzenformen vereinigt sind. Von besonderem Interesse sind die verderblichen Würglianen, welche den von ihnen befallenen Stamm in Schlangenwindungen so fest umschnüren, daß dadurch die Säftezufuhr unterbrochen und der Baum zum Absterben gebracht wird. Ueberall sieht man hier Baumriesen, welche den tödlichen Umarmungen dieser wahren Mörder des Pflanzenreiches zum Opfer gefallen sind. Auch das Tierleben ist im Urwalde reich vertreten: Elefanten, Nashörner, Tiger, Panther, Bären, wilde Rinder, Hirsche und Schweine — um nur einige der hervorragendsten Gestalten zu nennen — tummeln sich da herum und machen sich gegenseitig das Dasein schwer. Das Ganze macht auf den Menschen einen niederdrückenden und beängstigenden Eindruck; man fühlt, daß hier der Kampf ums Leben in seiner ganzen Wildheit und Grausamkeit tobt. Als die Luftwärme zunahm, sah man einen weißlichen Dunst dem mit verwesenden Pflanzenresten bedeckten Boden entsteigen. Man glaubte wohl in diesem Nebelspuk das Fiebergespenst zu erblicken, das hier schon so viele Menschen umgebracht hat; in dem Knistern der dürren Zweige wähnte man den schleichenden Tritt des Ungeheuers zu hören, und es überkam einen die bange Furcht, am hellen Tage von seinen mörderischen Fängen erfaßt zu werden. Und doch waren es gerade diese Waldreviere, die in der sagenhaften Vorzeit die indischen Rischis (Büßer) und die Helden des Mahabharata

anlockten und denselben eine willkommene Zufluchtsstätte darboten, wo sie ferne vom Gewühle der Welt in tiefsinnige Betrachtungen sich versenken und strengen Bußübungen obliegen konnten. Jeder gläubige Hindu hält es für eine ausgemachte Tatsache, daß ein gewisser Rischi — ich habe seinen Namen vergessen — hier während 10,000 Jahren so stramm gebüßt und gefastet habe, daß es selbst den Göttern allmählich vor ihm bange wurde. Kein Wunder, daß der gute Rischi manchmal von Kobolden und Teufeln (Raschka) geplagt und in seinen Gebeten gestört wurde.

Bald hatten wir die erste Terrasse des Gebirges erklommen, und es wurde uns ein Blick gestattet auf die umliegenden Höhen, auf die tropischen Wälder unter uns, und auf die unendliche Ebene, die wir während der Nacht durchfahren hatten. Der Ausblick von einer schweizerischen Bergbahn, z .B. von der Rigibahn aus, mag entzückend sein, von der Himalayabahn aus ist er geradezu überwältigend. Es fehlen eben den Alpenbahnen die indischen Wälder und unten am Fuße der Berge die endlose Tiefebene.

Gegen 12 Uhr mittags erreichten wir Körsiong, das vorläufige Endziel meiner Reise. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten und unserm niedlichen Bähnchen, um mich zu Fuß nach dem Jesuiten-Seminar zu begeben, welches 300 m höher als die Station auf einem Felsenvorsprunge gelegen ist. Daselbst erhalten die Theologen der Gesellschaft Jesu aus den Missionen von Kalkutta, Bombay, Mangalur, Tritschinapoli und Pointe de Galle ihre letzte Ausbildung. Glücklicherweise war einer der Professoren heruntergekommen, um mir als Führer



Kolleg von Körsiong. Im Hintergrund der Kantschindschinga.

zu dienen. Wohlgemut begannen wir den Aufstieg. Kaum aber waren wir halbwegs den ziemlich steilen Abhang hinauf gestiegen, als plötzlich hinter einer Ecke des Gebirges ein dichter Nebel hervorkam, der uns ganz umhüllte und uns kaum auf drei Schritte mehr sehen ließ. Dem Nebel folgten unverweilt starke Blitze und Donnerschläge, und bald rauschte ein gewaltiger Platzregen nieder. Mein Begleiter forderte mich auf, meine Schritte zu beschleunigen; aber meine Atemwerkzeuge waren noch nicht an die dünne Luft dieser Höhe gewöhnt. Um wenigstens nicht ganz durchnäßt zu werden, öffnete ich meinen treuen Regenschirm, der mir schon auf so mancher Irrfahrt durch die indischen Lande ein schützendes Obdach gewährt hatte. Aber o wehe! der Sturmwind machte nicht viel Federlesens mit meinem langjährigen Freunde und zog ihm im Nu das Röcklein über den Kopf. Zum Glücke erblickte ich in einem nahen Kartoffelfelde eine Hütte. „Da laßt

uns unterstehen, bis das Donnerwetter vorüber ist!" sagte ich zu meinem Führer. „Das kann nicht geschehen", wurde mir geantwortet, „denn da wohnt unser ärgster Feind, ein eifriger Heide, der die Eingebornen in der Umgebung verhindert, Christen zu werden." Ich aber beharrte trotzdem auf meinem Vorhaben, indem ich vorgab, meinem neuen Hute das tragikomische Schicksal meines Regenschirmes ersparen zu wollen, in Wirklichkeit aber aus geheimer Angst, auf offenem Felde vom Blitze getroffen zu werden. Mein Begleiter als der Klügere gab nach, und wir klopften an der Hütte an. Der gefürchtete Mann war nicht zu Hause; aber die Frau und die Kinder kamen heraus, und sobald sie unser ansichtig wurden, streckten alle, alt und jung, wie auf ein gegebenes Zeichen die Zunge heraus, schnitten Grimassen, wackelten mit dem Kopfe und kratzten sich hinter den Ohren. Wenn die sonderbare Szene mich nicht zum Lachen gereizt hätte, würde ich den Leuten den Rücken gekehrt haben; denn ich hielt ihre possierlichen Gebärden für eine Verhöhnung. Doch mein Begleiter belehrte mich, daß dies hier zu Lande die gewöhnliche Art und Weise der Begrüßung sei. Wir wurden denn auch freundlich gebeten, im „Salon" Platz zu nehmen. Ich nahm sogleich die Gelegenheit wahr, einige ethnologische Beobachtungen anzustellen.

Die Hütte, in der wir uns befanden, war in drei Abteilungen geteilt. Aus dem vordern Raume, wo wir Platz genommen, führten zwei Türen, die eine in das gewöhnliche Wohnzimmer, die andere in die Küche. Der Herd bestand aus einer kreisförmigen, ungefähr 60 cm tiefen Grube, so daß die ganze Hitze des Feuers den darüber gehängten Kochkessel bestreichen konnte. Alle Geräte waren von ein-

fachster Art. Das Dach bestand, statt aus Schindeln, aus Blech von amerikanischen Petroleumkisten. Was konnte man, selbst im paradiesischen Himalaya, bei einem armen Taglöhner Besseres erwarten?

Aber was für Leute waren unsere freundlichen Wirte? Ein Blick auf ihre Gesichter erinnert uns daran, daß wir uns in Sikkim, dem Grenzgebiet gegen Tibet, befinden. Mutter und Kinder hatten ganz und gar die Gesichtszüge der mongolischen Rasse: breites Antlitz, hervorstehende Wangenknochen, kurze, stumpfe Nase und schief geschlitzte Augen. Das britische Sikkim, das sich im östlichen Himalaya wie ein Keil zwischen die unabhängigen, bis jetzt den Europäern immer noch verschlossenen Staaten Nepal und Bhotan einschiebt, wird von mehreren Volksstämmen tibetanischen Ursprungs bewohnt, die auch in Sprache und Religion von den Hindu gänzlich verschieden sind. Den zahlreichsten Stamm bilden die Leptscha. Die Männer sind untersetzt, aber muskulös und von großer Körperstärke, so daß sie anscheinend ohne viel Mühe Lasten von 100 kg die steilen Berge hinaufschleppen. Alle tragen ein langes, starkes Messer in einer Scheide am Gürtel. Dieser Umstand könnte einem wohl Mißtrauen und Furcht einflößen, wenn die Friedfertigkeit und Gutherzigkeit dieser Gebirgssöhne nicht bekannt wäre. Während der Hindu immer verschlossen, mißtrauisch und kalt höflich ist, zeigt der Leptscha eine übersprudelnde Heiterkeit, eine kindliche Gutmütigkeit und Offenheit, so daß er sogar dem steifen Engländer als der lustigste und unterhaltendste Reisebegleiter gilt. In der Sprache dieser Bergbewohner sollen Schimpf- und Fluchworte gänzlich fehlen. Ihr Lieblingsinstrument ist die Flöte, welcher sie reizende Melodien zu entlocken wissen. Man sagt auch

von den Leptscha, daß sie starke Esser seien und in beträchtlichen Quantitäten alles vertilgen, was Feld und Flur, Wald und Strom nur Genießbares darbieten. Die Bewohner eines Dorfes veranstalten bisweilen gewaltige Schmausereien, und nach solchen wahrhaft homerischen Mahlzeiten sollen sich dann alle Teilnehmer, groß und klein, zur Beförderung der Verdauung im Freien herumtummeln und „Wolf und Schaf" oder andere Kinderspiele spielen, wobei die Weiber ihren Männern schallende Ohrfeigen versetzen — alles natürlich nur zum Scherze. Die Ehe gilt bei den Leptscha als heilig und unauflöslich, und die Frauen genießen den Ruf, überaus keusch und ehrbar zu sein. Dasselbe kann man nicht sagen von den Bhotija und andern Bergvölkern des Himalaya, bei denen das Wort Scham ganz und gar ein Fremdwort zu sein scheint, und wo sogar die Vielmännerei gestattet ist. Wenn bei diesen Stämmen eine Frau ihrer Männer überdrüssig geworden, braucht sie diesen bloß die Summe, um welche sie gekauft worden war, zurückzuzahlen, und mag dann den Männern und Kindern den Rücken kehren und frei und ledig ihr väterliches Haus wieder aufsuchen.

Ganz im Gegensatz zu den überaus reinlichen Hindu zeigen die Leptscha eine merkwürdige Abneigung gegen das Wasser und das Waschen. Daher kommt es, daß ihre Leiber und Kleider im Punkte der Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig lassen. Man sagt, daß sie sich nur einmal im Jahre waschen an einem religiösen Feste, wo ein Bad vorgeschrieben ist, und böse Zungen melden, daß an jenem Tage der Mann die eigene Frau und der Bruder die Schwester nicht mehr erkenne. Vom Tage an, wo das Gewand vom Schneider kommt, bis zum Augenblicke, wo



Eine Gruppe Sikkamesen.

es in die Hände des Lumpensammlers gerät, bleibt es Tag und Nacht am Leibe des Eigentümers, dem niemals der Gedanke kommt, seine irdische Hülle in irgend einem der klaren Gebirgsbäche einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Alle diese Bergbewohner sind eifrige Buddhisten und ihren Lamas oder Priestern mit Leib und Seele ergeben. In ihren religiösen Vorstellungen spielen die bösen Geister oder Teufel die Hauptrolle. Um den höchsten Gott und die guten Geister kümmern sich die Leute wenig. Sie sagen: „Gott und die guten Geister fügen uns keinen Schaden zu; diese brauchen wir nicht uns günstig zu stimmen. Die Teufel aber können und wollen uns schaden." Und daher besteht beinahe die ganze Religion dieser Menschen in dem beständigen Kampfe gegen die bösen Geister, die als Anstifter alles Unheils und aller Uebel betrachtet werden. Es gibt acht Klassen von Teufeln, von denen die Hausteufel und Luftteufel die schlimmsten sind. Man besitzt aber auch sichere Mittel, sämtliche Teufel fernzuhalten. Längs der Wege und in der Nähe der Wohnungen sind lange aufrecht stehende Stangen im Boden befestigt, die an ihrer Spitze ein Fähnchen tragen, auf dem die Worte stehen: ‚Gruß dem Abwehrer des Blitzstrahles!' So oft der Wind das Fähnchen bewegt, ist es so gut, als ob die Beschwörung von menschlichen Lippen käme, und alle Teufel der Luft nehmen Reißaus. Sicherlich leisten diese hohen Stangen in diesen den Blitzschlägen so sehr ausgesetzten Gebirgstälern für die anstoßenden Gebäude den Dienst von Blitzableitern. Bedenklicher wird die Sache, wenn die Hausteufel ihren Unfug anfangen und Krankheiten an Menschen und Tieren verursachen. In einem solchen Falle wird eine

förmliche Beschwörung vorgenommen, und zwar auf folgende Weise. Es wird eine Reihe von Gefäßen mit Milch, Tee, Bier, Wasser u. s. w. am Eingange der Wohnung des Kranken aufgestellt. Dann richtet man folgende Ansprache an die Teufel: „Ich bitte Euch alle, Ihr bösen Geister, auf diese meine Einladung zu horchen, nämlich Ihr, die Ihr den weiten Ozean bewohnt, Ihr, die Ihr die fünf Erdteile innehabt: Tibet, die weiße Ebene (Indien), die schwarze Ebene (China) und die drei übrigen Kontinente; ich bitte Euch, Ihr Geister und Kobolde von der obersten bis zur untersten Ordnung, auf diese meine Einladung zu horchen! Ich schenke Euch diese Opfergaben. Ich bitte, nehmt sie gnädig an! Wer von Euch Tee wünscht, möge Tee nehmen; wer gerne Milch trinkt, der erlabe sich an Milch; wer Wasser vorzieht, möge Wasser trinken! Jetzt aber bitte ich Euch, kein weiteres Unheil anzurichten, sondern schleunigst in euere Wohnsitze zurückzukehren. So Ihr nicht willig seid sogleich zu gehen, werde ich Euch die Köpfe zerschmettern! Darum rate ich Euch, ohne Zögern von dannen zu ziehen!“...

Der Teufel der Krankheit gehorcht natürlich diesem Befehle nicht immer, und der Patient stirbt. Was ist dann zu tun? Nur der Lama kann jetzt helfen. Dieser kommt zur Stelle, aber vielleicht erst am folgenden Tage nach dem Hinscheiden des Kranken. Nichtsdestoweniger glaubt man, daß die Seele des Verstorbenen immer noch im toten Leibe weile, und es gilt nun, sie herauszuziehen und ihr den Weg zum Paradiese zu weisen. Der Lama beginnt mit einer Ermahnung an die Seele, jegliche Anhänglichkeit an den Körper, an Haus und Hof, an Geld und Gut, endlich aufzugeben und aus ihrem Verstecke her-



Hausteufel.

auszukommen. Dann zieht er den Toten kräftig am Haupthaar, in der Annahme, daß dadurch am Schädel ein Loch entsteht, groß genug, um die Seele herauszulassen. Hierauf belehrt der Lama die freigewordene Seele, wie sie die vielen Gefahren auf dem Wege zum Paradiese vermeiden könne; sogar die Teufel werden beschrieben, denen sie auf ihrer Wanderung begegnen werde. Der Lama entlockt nun einem menschlichen Oberschenkelknochen die schrillsten Töne, wirbelt dazu auf einer Trommel, und der Leichenzug setzt sich in Bewegung. Von Zeit zu Zeit schaut der Lama zurück, um zu sehen, ob die erlöste Seele die rechte Richtung nehme. Der Leichnam wird immer an irgend einer erhöhten Stelle beigesetzt. Das sind einige Zeremonien des vielgepriesenen Buddhismus, den manchen Freidenker in Europa über des Christentum stellen. Was sind aber diese lächerlichen Gaukeleien im Vergleich mit den rührenden und tiefsinnigen Sterbegebeten der wahren heiligen Kirche? Diese kirchlichen Gebete, besonders das erhabene „Proficiscere, anima christiana!" („Fahre hin, christliche Seele!") versüßen dem sterbenden Christen die letzten Augenblicke der irdischen Pilgerfahrt durch die trostvolle Hoffnung auf die künftige Auf-

erstehung und ein ewig glückseliges Leben. — Doch nehmen wir nach dieser etwas langen Abschweifung den Faden unseres Reiseberichtes wieder auf!

Als das Gewitter ausgetobt hatte, erreichten wir in kurzer Zeit ohne weitern Unfall das herrlich gelegene Kolleg. Es ist ein stattlicher Bau, der gegenwärtig 5 Professoren, 36 Theologen und 4 Laienbrüder beherbergt. Die Anstalt trägt denselben internationalen Charakter wie das Kolleg in Schembaganur, das ich in einem früheren Briefe (In den Bergen Südindiens. S. 148) beschrieben habe.

Wenn meine freundlichen Leser nun erwarten, aus der Gebirgswelt des Himalaya etwas von saftigen Alpenmatten, von schmucken Kuhherden und ihrem melodischen Geläute, von fröhlichen Sennen und Hirten und dergleichen zu vernehmen, so muß ich ihnen leider eine Enttäuschung bereiten. Ach! Kuhherden gibt es hier kaum, und saftige Wiesen und Weiden schon gar nicht; denn fast jeder fruchtbare Fleck Boden, der nicht Wald oder Buschwerk trägt, ist da mit prosaischen Gemüsefeldern und Teepflanzungen bedeckt. Aber das erhabene Hochgebirge, die großartige Schnee- und Gletscherwelt? Selbst der Genuß dieser Natur-



Ein Lama.

wunder sollte mir etwas verkümmert werden, da mein Besuch in eine ungünstige Jahreszeit fiel. Vom April bis November sind die höchsten Teile des Gebirges fast beständig von Nebelmassen verhüllt. Während der ersten Tage meines Aufenthaltes im Kolleg von Körsiong regnete es fortwährend in Strömen, so daß an keine Streifzüge durch die Umgebung zu denken war. Ich durfte nicht vergessen, daß ich mich in Außer-Sikkim befand, das zu den feuchtesten und regenreichsten Gegenden der ganzen Erde zählt. Hier fällt jährlich 6 bis 7 m Regen, also 6 bis 7 mal mehr als auf der gerade auch nicht regenarmen schweizerischen Hochebene. Dieser 60 km lange Talkessel, der rings von nicht besonders hohen Gebirgen umgeben ist und nach Süden hin allmählich in die bengalische Tiefebene ausläuft, ist eben dem ersten Anpralle der vom Ozeane herkommenden warmen und dunstbeladenen Luftströme ausgesetzt, die sich hier rasch abkühlen und den größten Teil ihres Wasserdampfes in Form wässeriger Niederschläge abgeben; daher die außerordentliche Feuchtigkeit und Regenfülle der Gegend. Wie überwältigend großartig sind doch die Einrichtungen der Natur! Kann man sich wohl einen riesigeren Destillationsapparat vorstellen, als den, der hier beständig in Tätigkeit ist, zum größten Segen der unermeßlichen Ebenen Indiens? Die glühende Tropensonne verwandelt im Indischen Ozean täglich Millionen Tonnen Wasser in unsichtbaren Dampf. Diese Dampfmassen werden dann von den Winden hunderte von Kilometern weit über das feste Land getragen, bis irgendwo ein Gebirge sich ihrem eiligen Fluge entgegenstellt; nun werden sie abgekühlt, verdichtet, sichtbar und fühlbar als Nebel und Wolken, als Tau, Regen und Schnee. Das kostbare Element, nachdem es im

Vereine mit der vom strahlenden Tagesgestirn gespendeten Licht- und Wärmefülle allüberall tausendfältiges Leben hervorgezaubert und den 300 Millionen denkender und fühlender Wesen Gedeihen, Segen und Reichtum gebracht, wandert, dem Gesetze der Schwere folgend, durch unzählige Bäche und Flüsse, und zuletzt durch die majestätischen Riesenströme wieder in den Mutterschoß des Ozeans zurück, um da seinen Kreislauf immer wieder von neuem zu beginnen. Ja, groß sind die Werke der göttlichen Allmacht: „Die Ströme fließen in das Meer, und das Meer fließt davon nicht über."

Mit solchen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, stehe ich in melancholischer Stimmung am Fenster meines Zimmers und schaue hinaus in das trübselige Grau. Fliegt da nicht ein Rotkehlchen an mir vorüber? Auch eine närrische Bachstelze sehe ich, die nicht genug Knixe vor mir machen kann, und aus dem nahen Walde dringt gar der Ruf des Kuckucks wie liebliche Musik an mein Ohr. Ach, ihr trauten Vögel, die ihr mich an meine glücklichen Jugendjahre, an meine ferne Heimat erinnert, wie lange habe ich euch in der heißen indischen Ebene vermißt! —

Willkommene Unterhaltung und Belehrung gewährt mir die reichhaltige Bibliothek des Kollegs, in der alle Zweige des menschlichen Wissens gut vertreten sind und die namentlich zahlreiche und kostbare Spezialwerke über Indien und andere asiatische Länder enthält.

Das ungemein feuchte Klima, das Uebermaß der Nebel und Regengüsse verleiht dem Pflanzenleben dieser Himalayatäler den Charakter wuchernder Ueppigkeit und unverwüstlicher Frische. Steigt man von den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln und Kämmen des Hochgebirges

in die tiefen Talgründe und in die vorgelagerten Ebenen hinab, so sind hier, wie auch in den europäischen Hochgebirgen, Flechten und Moose die Vorkämpfer organischen Lebens, denen man zuerst begegnet. Dann folgen stellenweise herrliche Matten, auf denen Kräuter von europäischem oder sibirischem Gepräge, wie Enziane, Anemonen, Steinbreche, Primeln, Ehrenpreis, Sauerampfer, Geranien rc. mit echt asiatischen Formen, mit Spikanardi (Nardostachys), mit heilkräftigen Panax- und Rhabarberarten sich mischen, von welch letztern die Tschakka (Rheum nobile) als die schönste Pflanze Sikkims gepriesen wird. Etwas tiefer kommt man in die Zone der Alpensträucher. Hier sind es besonders die herrlichen Alpenrosen, die den Naturfreund entzücken. Da ist z. B. die silberfarbige Alpenrose Sikkims (Rhododendron argenteum), ein bis 12 m hoher Baum mit 30 cm langen Blättern und gewaltigen Blütenknäueln, der überall dichte Gebüsche an den Ufern der schäumenden Wildbäche bildet. Was sind gegen diese Riesin des Geschlechtes ihre winzigen europäischen Schwestern? Und welch ein Farbenreichtum, welche Artenfülle! Sammelte doch der Botaniker Hooker auf einem einzigen Berge über zwanzig verschiedene Arten Alpenrosen, deren Blüten in Weiß, Goldgelb, Zinnober, Scharlach, Karmin und Purpur prangend das halbe Farbenspektrum erschöpfen. Dabei hauchen, namentlich bei kleinern Arten, die Blätter würzige Düfte aus, und bilden die beiden Seiten des Blattes, die kräftig grüne Oberseite und die silberglänzende oder mit braunem Flaum bedeckte Unterseite, kraftvolle Gegensätze. Kriechende Weiden und Zwergwacholder begleiten die Alpenrosen bis zu deren höchsten Standorten. — Weiter unten nehmen uns Nadelwälder auf, an deren



Ein Lepscha.



Ein Lepschamädchen.

Gestaltung etwa 20 verschiedene Nadelhölzer sich beteiligen, von denen die herrliche Deodaraceder (Cedrus Deodara) als die schönste Art gilt. Allmählich mischen sich dem Nadelwalde Laubhölzer bei, die in ihren Gattungen europäischen Formen entsprechen: Weiden, Birken, Erlen, Pappeln, Eichen, Ulmen, Ahorne, Roßkastanien, Birnbäume und Maulbeerbäume, denen sich Hollunder, Rosen, Geißblatt, Brombeeren u. s. w. als Unterholz zugesellen. Hierauf beginnt erst der eigentliche Tropenwald mit Salbäumen, Akazien, Lorbeer-, Orangen- und Myrtengewächsen, Bambusen, Feigen, Bananen, Palmen und Baumfarnen. Namentlich die letztern sind in Sikkim durch zahlreiche Arten vertreten, von denen einige eine Höhe von 16 m erreichen. Nur auf dem Berge Sentschal, südwestlich von Dardschiling, fand Hooker ungefähr 30 Arten Baumfarne. Wenn irgend ein Riese des Waldes aus Altersschwäche oder durch die Gewalt des Sturmes zu Boden fällt, erheben sich sogleich über seinem verwesenden Leichname die schlanken Schäfte dieser zierlichen Gewächse. Doch auf den tropischen Urwald mit seinen alles umschlingenden und verstrickenden Lianen, seinen seltsamen, von jedem Baumaste herabhängenden Luftorchideen, seinem undurchdringlichen Unterholze, seinem todbringende Dünste aushauchenden Boden, haben wir schon bei der Herfahrt einen flüchtigen Blick geworfen (S. 208). In Inner-Sikkim haben die Engländer an den über 1800 m hohen Abhängen zahlreiche Waldbäume der gemäßigten und subtropischen Zone angepflanzt, so unter anderen den in Mittelamerika einheimischen Mahagonibaum (Swietenia Mahagoni). Auch viele bekannte europäische Obstbäume kommen in diesem Berglande wild oder eingebürgert vor, aber sie liefern — etwa mit Ausnahme des Nußbaumes

— nur selten eßbare Früchte, so daß man hier auf saftige Birnen und schmackhafte Aepfel verzichten muß. Die Bäume blühen zwar reichlich und setzen auch Fruchtknoten an, aber die anhaltenden und kräftigen Regengüsse lassen diese nicht zur Entwickelung und Reife gelangen. Darum könnte man Sikkim das Land der Blüten nennen — der Blüten, die keine Früchte bringen.

Wie die Pflanzenwelt, so trägt auch das tierische Leben in diesen Gebirgstälern den Charakter des Kraftvollen, des Wilden und Ursprünglichen. Ein Nimrod findet hier ein dankbares Feld für seine Tätigkeit. In den Wäldern und Dickichten begegnet man dem riesigen Elefanten, dem wutschnaubenden Nashorn, dem blutdürstigen Tiger, mehreren Arten Panther, Bären, Wildhunde, Wildrinder und Wildschweine; auch das Schlangengezücht macht sich nur zu bemerklich, darunter eine große Abart der so gefürchteten Brillenschlange. Weniger gefährlich ist es, den riesigen Lämmergeier des Himalaya, vier Arten Eichhörnchen, zwei Arten Murmeltiere, drei Arten Wildziegen, ein großes Wildschaf und mehrere prächtige Hirscharten zu beobachten. Ein ganz kleines Raubtier wird hier von den Eingebornen sehr gefürchtet; es ist eine Marderart (Putorius cathia). Diese Tierchen leben in Gesellschaften von 6 bis 8 Individuen und sind weit blutgieriger als ihre europäischen Verwandten. Wenn der Anführer der Schar gereizt wird, greift derselbe jeden Gegner, mag dieser noch so groß und stark sein, mutig an. Der Marder rennt mit unglaublicher Schnelligkeit über die Hinterbeine seines Feindes hinauf, durchbeißt ihm die Pulsadern des Halses und läßt nicht los, bis das Tier, durch den Blutverlust erschöpft, zu Boden sinkt. — Aus der Welt der Insekten sind hier Käfer und

Schmetterlinge auffallend reich und verschiedenartig vertreten. Ein Deutscher in Dardschiling treibt einen schwunghaften Insektenhandel und soll dabei jährlich an 10,000 Fr. verdienen. Welches Vergnügen muß hier der Schmetterlingsjäger empfinden, wenn er den riesigen Nachtfalter Attacus Atlas, der fast 30 cm Spannweite hat, erbeutet! Doch wehe dem leidenschaftlichen Sammler, der sich zu weit ins Gebüsch und Grasdickicht hineinwagt! Denn da lauert auf ihn ein Feind, wie man sich einen heimtückischeren und blutgierigeren kaum vorstellen kann. Ist es der Königstiger oder eine andere schleichende Raubkatze? Mit nichten! Ein ganz winziges Ding ist es, im hungrigen Zustande nicht viel länger und dicker als eine gewöhnliche Stecknadel; ich spreche von den Landblutegeln, die hier, wie in Indien überhaupt, überall in unglaublicher Menge vorkommen und für Menschen und Vieh eine wahre Landplage sind. Diese Quälgeister leben im Grase, unter abgefallenen Blättern und Steinen, auch auf Bäumen und Sträuchern, von denen sie sich auf vorüberziehende Menschen und Tiere herabfallen lassen. Sie sind äußerst schnell in ihren Bewegungen und müssen ihre Beute schon aus einiger Ent-



Bhotijafrau.



Nepalesin aus dem Volke.

fernung wittern. Sobald sie einen Menschen oder ein Tier wahrnehmen, kommen sie aus der ganzen Nachbarschaft und stürzen sich auf die Beute. Bei Wanderungen im Freien hat man die Nichtsnutze trotz aller Vorsicht bald im Nacken, in den Haaren, an den Armen und Beinen; das Aussaugen des Blutes merkt man oft kaum. Ich wurde gleich bei meiner Ankunft vor diesen lästigen Säuglingen gewarnt und sah auch, wie die Zöglinge des Kollegs Tuchbinden um die Beine trugen, um sich der großen Anhänglichkeit derselben zu erwehren; aber ich hielt die Sache für nicht so gefährlich. Als ich am folgenden Tage den Gemüsegarten besichtigte, fühlte ich auf einmal ein seltsames Jucken am linken Bein. Ich schaute nach und fand, daß mein Beinkleid stellenweise mit Blut befleckt war. „Aha, da ist der Kerl,“ dachte ich, „aber der soll mir den Frevel büßen!“ Doch der Bösewicht war schon fort, nachdem er sich an meinem Blute gütlich getan, ohne daß ich es gemerkt hatte. Wenn die Kühe abends von der Weide heimkommen, ist es die erste Sorge der Hirten,

die armen Tiere von diesen ekelhaften Schmarotzern zu befreien. Jetzt verwundert es mich nicht mehr, daß hier die Kühe so elend und herabgekommen aussehen. Während der trockenen Jahreszeit kriechen die Egel sogar in die Nasenlöcher der weidenden Tiere, um beim Beginne der Regenzeit dieses sonderbare Versteck wieder zu verlassen. Der Oekonom des Kollegs hat übrigens ein bewährtes Mittel erfunden, um diese ungebetenen Gäste an die Luft zu setzen. Er verabreicht jeder Kuh einige tüchtige Prisen Schnupftabak; das Nießen beginnt, und alsbald kommen die Schelme herausgeflogen, oft ein halbes Dutzend auf einmal. —

Wenn dem einen oder andern meiner freundlichen Leser die vorstehenden naturgeschichtlichen Einzelheiten als überflüssiger Ballast erscheinen sollten, so möge man bedenken, daß der geistige Genuß einer Reise durch nichts so sehr gesteigert wird, als durch liebevolle, wenn auch nur flüchtige Beobachtung des so interessanten und vielgestaltigen Naturlebens, in welches ja auch der Mensch mit allen Fiebern seines Wesens tausendfältig verflochten ist.

Auf Regen folgt Sonnenschein. Nachdem Nebel und Regengüsse mehrere Tage hindurch jeden Ausblick in die umgebende Landschaft vereitelt, zog zuguterletzt eines Abends ein gewaltiges Hagelwetter über die Gegend und ließ einen heitern Himmel hinter sich zurück. Wohlan denn, hinaus ins Freie, um die Aussicht zu genießen! Der weite Talkessel zu meinen Füßen ist von Bergrücken umgeben, die größtenteils mit Teesträuchern und Fieberrindenbäumchen (Cinchona) bepflanzt sind. Alle Bäche der Seitentäler vereinigen sich im Balasun, einem Zuflusse des Maha-naddi, welch letzterer nach dem Tista der bedeutendste Abzugskanal der wilden Bergwasser Sikkims ist. Gegen Süden dehnt sich

vor meinen Blicken die endlose Tiefebene von Bengalen aus. In ihrem näherliegenden Abschnitte kann man noch die eben genannten Flüsse als glänzende Silberfäden durch die tiefgrünen Felder und Waldungen hindurch verfolgen; dann aber scheint vermöge einer Täuschung des Auges das Land allmählich bis zum Horizonte hinaufzusteigen, wo es in einer verschwommenen Linie mit der Atmosphäre verschmilzt, so daß sein äußerster Rand anscheinend ebenso hoch liegt wie mein ungefähr 2000 m über Meer gelegener Beobachtungspunkt. Und nun die Aussicht gegen Norden! Jetzt erblicke ich zum erstenmal den Herrscher dieser unermeßlichen Gebirgswelt, den königlichen Kantschindschinga, der mit einer Erhebung von 8588 m der dritthöchste Berg der Erde ist und sein Haupt nur noch vor seinem kaiserlichen Nachbarn, dem Gaurisankar (8840 m), dem höchsten Berge unseres Planeten, und dem Dapsang



Nepalesen.

(8630 m) im Karakorumgebirge beugen muß. Wie ein Gebilde aus einer andern Welt schaut der Bergriese mit seiner diamantenen Krone im Glanze der Morgensonne über den Gumpaß hinüber auf mich winzigen Sterblichen herab und scheint mir huldvoll zu winken, doch etwas näher an seinen Thron heranzutreten. Wie hätte ich dieser Einladung widerstehen können? Schon am nächsten Tage fuhr ich nach dem noch 33 km entfernten Dardschiling, dem Endpunkte der Himalayabahn.

Dardschiling, dessen tibetanischer Name „heiliger Ort“ bedeutet, liegt in 2000 bis 2250 m Meereshöhe auf einem schmalen Bergrücken, der mit ziemlich steilen, bewaldeten Abhängen zum tiefen, schluchtenartigen Bette des Großen Randschit, eines Nebenflusses des Tista, abfällt. Die im Jahre 1835 von den Engländern gegründete Ortschaft besteht aus zahlreichen palastartigen Häusern und Villen, die von prächtigen Gärten umgeben sind, und macht ganz den Eindruck einer modernen europäischen Stadt, die durch die Zauberkraft irgend eines Hexenmeisters in diesen abgelegenen Gebirgswinkel Asiens versetzt ward. Seitdem Dardschiling durch seine höchst originelle Bergbahn, welche ein wahres Meisterstück der Technik genannt werden muß, mit dem indischen Eisenbahnnetze verbunden ist, hat es sich in kurzer Zeit zum beliebtesten und besuchtesten Sommerkurort im Himalaya aufgeschwungen. Beim Beginne der heißen Jahreszeit kommen alljährlich aus der indischen Ebene über 30,000 Sommerfrischler hierher, um auf diesem paradiesischen Erdenfleck, in der reinen, erquickenden Gebirgsluft Leib und Seele zu stärken und zu erfrischen. Es sind meistens hohe englische Beamte und Offiziere, sowie reiche Eingeborne, die hier ihre Hitzferien zu-



Dardschiling. Im Hintergrund der Kantschindschinga.

bringen, so daß man schon scherzweise Dardschiling die politische Sommerhauptstadt der Präsidentschaft Bengalen genannt hat. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° C.

Was Dardschiling im Vergleich mit andern Höhenkurorten des Himalaya einigermaßen zum Nachteile gereicht, ist sein übermäßig feuchtes Klima; was aber seinen einzigartigen Vorzug ausmacht, das ist das wunderbare Hochgebirgspanorama, das man von hier aus genießt.

Vermöge ihrer Lage ist diese Gebirgsstadt auch ein lebhafter Handelsplatz. Von hier aus führt ein vielbegangener Karawanenweg über die Hochpässe des östlichen Himalaya nach dem immer noch so geheimnisvollen Hochlande von Tibet.

In Dardschiling gibt es auch zahlreiche Erziehungsanstalten für die indo-europäische Jugend. Ich nenne hier vor allem das großartige Kolleg St. Joseph, welches von den belgischen Jesuiten geleitet wird. Der stattliche Bau, im flämisch-gotischen Stile errichtet, liegt hoch oben im „North-Point", im schönsten Stadtteil, mit einer entzückenden Aussicht auf das Tal von Sikkim und die Riesenberge. Das Kolleg zählt über 200 Pensionäre. Eine höhere Töchterschule, die unter der Leitung irischer Nonnen (Loretoschwestern) steht, zählt durchschnittlich 120 Pensionärinnen. Die gotische Kirche der Schwestern dient gleichzeitig als Pfarrkirche für die über 1000 Seelen zählende katholische Gemeinde. Wie man sieht, ist die katholische Kirche in diesen heidnischen Bergen ganz würdig vertreten.

Der hochw. P. Nash S. J. erwartete mich am Bahnhofe und empfing mich aufs herzlichste. Der gute Herr steht, wie die Engländer zu sagen pflegen, über 6 Fuß in seinen Schuhen, ist also beinahe ein Riese. Er ist ein würdiger

Sprosse des alten irischen Adels. Sein verstorbener Bruder war Großkanzler (Lord High Chancelor) von Irland. Er selbst würde als Gouverneur einer indischen Präsidentschaft sich sehr vorteilhaft ausnehmen. Das größte Lob jedoch, das man ihm spenden kann, ist, daß er ein edles, für alles Gute und Schöne begeistertes Herz hat, überhaupt ein wahrhaft frommer und seeleneifriger Priester ist. Und so kommt es, daß er zu den leitenden Geistern von Dardschiling zählt und mit den mannigfaltigsten Würden und Bürden überhäuft ist. So ist er Komiteemitglied mehrerer wohltätiger Vereine, Vorsitzender der himalayischen Blumenschau, Stadtrat, Religionslehrer im obgenannten Töchterpensionat, Seelsorger und Feldpater für die katholischen Soldaten der Garnison. Es war für mich eine große Ehre, während einiger Tage der Gast eines solchen Mannes zu sein, und zwar im Hause des jüngst verstorbenen Erzbischofs Goethals, welcher 25 Jahre lang nicht nur eine Zierde der katholischen Kirche Indiens, sondern auch eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der höheren Kreise Kalkuttas gewesen war.

Und nun zur Hauptsehenswürdigkeit von Dardschiling! Die Aussicht auf die nahen Riesenberge, welche im Norden in einem Halbkreise sich auftürmen, hat ihresgleichen nirgendwo auf der Erde. Leider ist einem in dieser Jahreszeit der erhebende Anblick selten und nur am frühen Morgen vergönnt. Gleich am Tage nach meiner Ankunft erklomm ich in der Morgendämmerung einen nahen Hügel, um einen Blick in diese Wunderwelt zu werfen; aber alles war und blieb in Nebel gehüllt. Am folgenden Morgen machte ich mich abermals zeitig auf den Weg, und diesmal war mir der neidische Wolkengott günstig gesinnt: die Aussicht nach Norden war frei. Welch ein Schauspiel!

Da liegen vor mir wenigstens ein Dutzend blendender Schneegipfel von 6000—7000 m Höhe; der mächtige Kantschindschinga aber ragt als unbestrittener Herrscher hoch über seine Trabanten in den blauen Aether empor. Die Luft ist so durchsichtig und der Bergriese hat so gewaltige Dimensionen, daß man demselben ganz nahe zu sein glaubt, obgleich man immer noch 60 km von ihm entfernt ist. Gewiß, die Schweizer Alpen sind großartig, der Himalaya aber ist eigentlich überwältigend. Wir Alpensöhne sind stolz auf unsern Monte Rosa, auf unser Matterhorn; aber sind dies nicht wahre Zwerge im Vergleich mit dem Kolosse Kantschindschinga, welcher beinahe die doppelte Höhe der genannten Alpengipfel erreicht? Selbst der hier nicht sichtbare Gaurisankar, der weiter westlich in der hohen Grenzkette zwischen Nepal und Tibet sich befindet und seine oberste Zinne noch einige hundert Meter höher erhebt, soll einen weniger imponierenden Eindruck auf den Beschauer machen, als dieser gewaltige Dreiländerstein, der die Grenze zwischen Sikkim, Tibet und Nepal bezeichnet. Sein Name bedeutet „Berg der fünf glänzenden Schneefelder", da er fünf Hauptgipfel hat, welche am Morgen zuerst und am Abende zuletzt im Lande vom Tagesgestirne begrüßt und mit Gold und Purpur übergossen werden. Es ist ganz begreiflich, daß der Kantschindschinga von jeher die Phantasie der umliegenden Gebirgsvölker mächtig beeinflußt hat, und so kommt es, daß der Riesenberg von zahllosen poetischen Sagen umwoben ist. Ja, er gilt den heidnischen Bewohnern von Sikkim als ein höheres Wesen, als eine Art Landesgottheit. Sein höchster Gipfel wird „Tiger" genannt, weil der „König" Kantschindschinga dort einen gewaltigen Tiger beherbergt, während er auf



Der Kantschindschinga.

seinen übrigen vier Gipfeln je einen Löwen, einen Elefanten, ein Pferd und einen Vogel trägt. Der „König" hat auch einen „Minister" an seiner Seite: ein benachbarter, kühngeformter Berg heißt Pandim, d. i. königlicher Minister. Im ganzen gilt der Kantschindschinga als ein friedliebender Gott und wird deshalb weniger verehrt als sein Nachbar, der 7700 m hohe Dschanu, der oft gewaltige Felsblöcke in die Täler hinabrollt und deswegen ein böser Gott ist. Einmal — es war vor vielen tausend Jahren — fand der Kantschindschinga den Aufenthalt in der Wolkenregion auf die Dauer sehr langweilig, und er setzte es sich in den Kopf, zu heiraten. Er brauchte nicht lange nach einer Gemahlin zu suchen. An einer Seite des Gebirgsstockes, etwa 3000 m unter dem höchsten Gipfel, liegt ein klarer See, welcher aber eigentlich kein See ist, sondern der Spiegel einer reizenden Göttin, namens Katsuperry. Der stolze Kantschindschinga hatte sich so lange in dem Spiegel seiner Nachbarin beschaut, bis er in diese verliebt wurde und sie heiratete. Bis zum heutigen Tage wird die Erinnerung an diese Vermählung im berühmten buddhistischen Kloster Pemiongtschi, das ungefähr 30 km nördlich von Dardschiling auf einer Terrasse über dem Tale des Großen Randschit liegt, alljährlich festlich gefeiert. Das einzige Kind, welches aus dieser Ehe entsprossen, ist bis zur Stunde sehr klein geblieben; es steht als unbedeutender Hügel zwischen seinem königlichen Vater und dem Berge Chomiomo.

Merkwürdig ist es auch, daß selbst die biblischen Ueberlieferungen in der Sagenwelt dieser Bergvölker fortleben. Der Berg Tendong — so erzählt man — erhob sein Haupt über die Fluten, als alles Land ringsumher unter Wasser

stand. Er erhob sich aus den Fluten wie ein Horn (Tendong) und diente den wenigen Menschen, die sich in einem Boote gerettet hatten, als Zufluchtsstätte, während alle andern zu Grunde gingen. Alljährlich beim Beginne der Regenzeit wird ein Mönch aus dem buddhistischen Kloster Niautschi auf die Spitze des Tendong geschickt mit dem Auftrage, während der ganzen nassen Zeit dort zu wachen und zu beten, damit die Welt von einer zweiten allgemeinen Flut verschont bleibe.

Vom Berge Dharambia berichtet die Sage, daß verwegene Menschen dort einen kolossalen Turm erbauen wollten. Schon hatte die Spitze des Turmes beinahe den Mond erreicht, da wurde eine Botschaft hinuntergeschickt, einen Haken und ein Seil hinaufzubringen, um den Haken auf das untere Horn des Mondes zu werfen. Leider wurde der Befehl mißverstanden, und die unten befindlichen Arbeiter gruben am Fundamente so ungeschickt, daß der ganze Turm einstürzte und zahllose Menschen in seinem Falle begrub. Der Name des turmbauenden Volkes war Na-ong, d. h. die blinden Narren.

Ueberhaupt wird hier das ganze Hochgebirge nach dem Glauben der Eingebornen von unzähligen bösen Geistern bewohnt. Wenn in den gewaltigen Gletschermassen Risse und Stürze entstehen, wobei der ganze Berg zu ächzen und zu stöhnen scheint, wenn Steine und Felsblöcke sich lösen und donnernd in die Schluchten und Täler hinunterrollen, so sind es die bösen Geister, welche den stillen Frieden der Gebirgswelt stören.

Wie lebhaft erwecken doch diese Riesenberge in der Menschenbrust die Ahnung von der Größe und Herrlichkeit des unsichtbaren Herrn und Schöpfers der Natur!

Wie klein und nichtig kommt sich der sterbliche Mensch vor beim Anblicke dieser scheinbar für die Ewigkeit geschaffenen Säulen des Himmels, und doch wie groß und erhaben fühlt sich da der denkende Geist, dem es vergönnt ist, diese toten Massen zu erforschen, in ihre Geheimnisse einzudringen und ihre Wunder und Schönheiten zu genießen! Als stumme Zeugen der ältesten Geschichte unseres Geschlechtes stehen diese alles überragenden Höhen da; denn schon zu Adams Zeit schauten sie herab auf Zentralasien, die Wiege der Menschheit, und sie haben im Laufe der Jahrtausende die wechselnden Geschicke unzähliger Völker in majestätischem Schweigen beobachtet.

Damit schließe ich für diesmal. Wenn meine Reiseschilderung etwas weitschweifig geworden ist, so berufe ich mich zu meiner Entschuldigung auf ein altes indisches Sprichwort, das da lautet: „Die Herrlichkeit des Himalaya könnte in hundert Jahren nicht vollständig beschrieben werden."

Bombay, Oktober 1902.



Kolleg St. Joseph in Dardschilling.



Der Hugly bei Kalkutta.

Sechster Brief.

Kalkutta. Von den Mündungen des Ganges stromaufwärts.

Nach den Satzungen der indischen Götterwelt müssen all die großen und kleinen Machthaber des indischen Olymps nach Ablauf bestimmter Zeiträume aus ihrem erhabenen Wohnsitze wieder auf die Erde herabsteigen, um da einen neuen Erdenlauf zu beginnen. Eine solche Wiederverkörperung eines Gottes beim Herabsteigen zur Erde heißt ein Avatar. Ein ähnliches Schicksal traf mich armen Sterblichen, als ich nach einem Leib und Seele erfrischenden Aufenthalte in der reinen und klaren Luft des Hochgebirges wieder in die heiße und stauberfüllte indische Tiefebene hinabsteigen mußte.

Ein mir befreundeter belgischer Ordensgenosse, der in den sumpfigen Niederungen der Sundarbans als Missionär wirkte, hatte mir eine freundliche Einladung geschickt, ihm in seiner Einsamkeit einen Besuch abzustatten.

Was sind aber die Sundarbans? Um dem wißbegierigen Leser ein richtiges Bild dieser indischen Landschaft vorzuführen, möchte ich ihn zum voraus darauf aufmerksam machen, daß hier in Bengalen die Natur die meisten ihrer Gebilde bis ins Riesenhafte gesteigert hat. Im Norden erhebt sich eine Gebirgsmauer, deren höchste Zinnen bis fast 9000 m in den blauen Aether emporragen. An diesen Riesenwall angelehnt, dehnt sich nach Süden hin das größte Stromdelta der Erde über eine Fläche von 90,000 km² aus .Die bengalische Ebene ist gegen das Meer hin von zahllosen Armen des Ganges und des Brahmaputra durchfurcht, so daß ihr Saum, wie ein Blick auf die Karte zeigt, aus lauter kleinen Landzipfeln und Landfetzen gebildet wird. Dieses Gewirre niedriger Halbinselchen und Inselchen, die zusammen einen Flächeninhalt von 20,000 km² haben, führt den Gesamtnamen der Sundarbans. *)

Hier, wo so zu sagen sich die schöpferische Natur in Uebertreibungen aller Art gefallen hat, sei es auch mir gestattet, eine etwas phantastische Vergleichung anzustellen. Für mich ist der Berg Kantschindschinga ein König, der sein mit einem Firndiadem gekröntes Haupt bis in die Wolkenregion erhebt und majestätisch über Zentralasien hinaus und auf das indische Tiefland hinunterschaut. Von seinen breiten Schultern aber hängt sein königlicher Mantel bis in die blauen Fluten des bengalischen Golfes herab, und die Sundarbans sind nichts anderes, als die Fransen am untern Saume dieses Riesenmantels. Und selbst diese Fran-

*) Der Name wird abgeleitet vom Sundharbaum und ban (Wald), heißt also „Sundharwälder“. Der Sundharbaum (Heritiera littoralis), dessen rotes Holz für den Bau von Schiffen und Kähnen geschätzt ist, kommt in diesen Sumpfgegenden sehr häufig vor.

sen machen einen unheimlichen und beängstigenden Eindruck durch das gewaltige Geziefer, das sich in ihnen regt. Alle diese Halbinseln und Inseln, die sich nur wenige Meter über den höchsten Stand des Meeres erheben und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, sind mit Schilfgräsern, Bambusen, Zwergpalmen und andern niedrigen Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen. Hier ist das Paradies der Tiger, Elefanten, Nashörner, Krokodile, Riesenschlangen u. s. w.; hier ist aber auch die Brutstätte verderblicher Krankheiten, namentlich des gefürchteten Dschungelfiebers und der noch schrecklicheren Cholera. Das Gebiet ist nur in einzelnen Teilen, und auch da nur spärlich besiedelt; Fischer, Holzhauer und Reisbauern bilden die ganze Bevölkerung. Vor etwa 20 Jahren haben die belgischen Jesuiten daselbst einige Missionsstationen gegründet, die gegenwärtig zusammen über 1000 Gläubige zählen.

Auf meiner Spritztour in dieses wenig einladende Gebiet werde ich den Untieren sorgfältig aus dem Wege gehen, oder vielmehr Wegen folgen, wo sie in der Regel keine Spaziergänge machen. Auch den unsichtbaren krank-



Erlegter Königstiger.

heitserregenden Bakterien wird hoffentlich meine wetterfeste Konstitution genügenden Widerstand leisten.

Von Kalkutta bis Port Canning fährt die Eisenbahn; von hier führen nur Kanäle und Fußpfade in die Wildnis der Sundarbans hinein. Welche Freude empfindet da der gläubige Katholik, wenn sein Blick durch eine Lichtung hindurch plötzlich auf ein Kirchlein fällt, das mitten in diesem Naturtempel den Welterlöser auch seiner Menschheit nach in geheimnisvoller Weise beherbergt! Hier, am bescheidenen Altare, spendet der göttliche Heiland den armen und vielgeprüften Bewohnern dieser Sumpfgegenden Mut und Trost in ihrem fortwährenden Kampfe gegen die wilden Elemente. Die übermächtigen Naturgewalten sind da für den Menschen wahrhaft schrecklich.

Es heißt in der heiligen Schrift, daß Gott den Sand als Damm gegen das Meer gesetzt, den dieses nicht überschreiten dürfe (Jerem. 5, 22); hier in den Sundarbans aber scheint die wilde See diesem Gebote zu trotzen; das Meer kämpft da ohne Unterbrechung und meistens siegreich gegen das Land. Die Angaben der Naturforscher über diesen Zweikampf sind sehr interessant. Mr. Everest hat berechnet, daß der Ganges allein jährlich 6400 Mill. Kubikfuß (180 Mill. m³) Schlamm meerwärts führt und an seinen Mündungen ablagert. Daher sind hier fortwährend niedere Inseln im Entstehen begriffen. Eine Zeitlang läßt das Meer diese Landbildung ruhig gewähren; auf einmal aber türmt es seine Wellen hoch auf, und alles wird wieder weggefegt. Die Küsten von Bengalen sind häufigen verheerenden Sturmfluten ausgesetzt. Der Bengalische Golf verengt sich im Norden wie ein Sack, und wenn anhaltende Monsunstürme die empörten Wogen in nördlicher

Richtung vorwärts peitschen, dann erfolgt hier eine sehr bedeutende Anstauung des Wassers, die oft noch durch eine starke Verminderung des Luftdruckes vermehrt wird. So kommt es denn, daß das Meer an diesen flachen Küsten bisweilen 10, 12, ja selbst 20 m über seinen gewöhnlichen Stand sich erhebt und dann wie ein reißender, uferloser Strom über das Land sich ergießt, alles unter seinen Fluten begrabend. Wenn hierauf die Wassermassen wieder rückwärts fließen, nehmen sie den an den Gangesmündungen abgelagerten Schwemmsand mit sich in die See hinaus. Seit dem 16. Jahrhundert besitzt man Aufzeichnungen über die Sturmfluten, welche über die Sundarbans hereingebrochen sind. Die schrecklichste Katastrophe fand statt im Jahre 1876. In der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November kamen mehrere gewaltige Wogen von 3 bis 6 m Höhe vom Meere her und bedeckten drei große und viele kleine Inseln und dazu noch einen Teil der Festlandsküste. Ueber eine halbe Million Menschen wurden in ihrer Nachtruhe von den Fluten überrascht. Diejenigen, welche sich auf die Dächer ihrer Hütten flüchteten, wurden mit diesen davongetragen; nur solche, welche noch Zeit fanden, die hohen Bäume zu erklimmen, welche die Dörfer umgeben, konnten sich retten, doch durften sie erst am Nachmittag des folgenden Tages ihren Zufluchtsort verlassen. Hunderte von Dörfern waren vom Erdboden wie weggefegt; alle Haustiere gingen zugrunde, mehr als 200,000 Personen fanden einen schrecklichen Tod in den Wogen. Durch die Fäulnis so vieler menschlicher und tierischer Leichen wurde die Luft verpestet, und es brach unter den Ueberlebenden eine Choleraepidemie aus.

Nachdem ich in den Sundarbans einige gemütliche Tage

als Gast meiner Ordensgenossen verlebt, beeilte ich mich, diesen Schauplatz des ungebändigten Naturlebens und des Kampfes der wilden Elemente zu verlassen und nach Kalkutta zurückzureisen, um dort, in der glanzvollen Hauptstadt des britisch-ostindischen Kaiserreiches, mich aufs neue der Segnungen der Kultur und der bewunderungswürdigen Leistungen des rastlos tätigen Menschengeistes zu erfreuen. Und der verehrte Leser wird gerne mit mir einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf diese Großstadt des Ostens werfen.

Kalkutta liegt am linken Ufer des Hugli, des westlichsten Hauptarms des Ganges, etwa 130 km vom Meere entfernt. Die Stadt dehnt sich in einer Länge von 5 km und einer Breite von 2—3 km dem Flusse entlang aus; gegenüber, auf dem rechten Hugliufer, liegt die bedeutende Vorstadt Haura. Da Kalkutta nur wenige Meter über dem Meeresspiegel auf morastigem Boden gebaut und von Sümpfen und Reisfeldern umgeben ist, so hat es ein ziemlich ungesundes Klima, obgleich in neuerer Zeit mehrere der benachbarten Sümpfe mit ungeheuren Kosten trocken gelegt wurden. Auch haben in den letzten Jahrzehnten die Stadtbehörden es sich angelegen sein lassen, durch zweckmäßige hygienische Maßregeln, wie z. B. durch Einrichtung eines weitverzweigten Netzes von Abzugsgräben, durch Anlegung großer parkähnlicher Plätze, durch Beschaffung von genügend reinem Trinkwasser, die ehemals geradezu berüchtigten sanitarischen Verhältnisse der gewaltig anwachsenden Stadt zu verbessern und die hohe Sterblichkeitsziffer herabzusetzen.

Kalkutta kann nicht auf eine lange Geschichte zurückblicken. Auf dem Platze, wo jetzt die indische Millionen-



Kalkutta.

stadt steht, befanden sich vor etwa 200 Jahren drei armselige Fischerdörfer, von denen eines Kalikati hieß. Der Name erinnert an die Todesgöttin Kali, die Gemahlin des schrecklichen Schiwa. Diese drei Dörfer wurden im Jahre 1668 vom damaligen Nawwab von Bengalen den Engländern abgetreten, die hier eine befestigte Handelsniederlassung errichteten. Das war der bescheidene Ursprung eines der größten Stapelplätze des Welthandels. 1901 zählte Kalkutta im weitesten Sinne, d. h. mit den Vorstädten und der auf dem rechten Hugliufer gelegenen Fabrikstadt Haura: 1,279,511 Einwohner, darunter etwa 6000 Europäer.

Die eigentliche Stadt zerfällt in drei Teile: die Schwarze Stadt im Norden, die Weiße Stadt in der Mitte und das Fort William im Süden. Die Weiße Stadt (Tschauringi) ist hauptsächlich von Europäern bewohnt und gleicht mit ihren palastähnlichen, meist im griechischen Stil erbauten Häuser völlig einer europäischen Stadt. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: die Residenz des Vizekönigs, die Bank von Bengalen, das Stadthaus, der oberste Gerichtshof, die anglikanische St. Paulskathedrale und mehrere andere bedeutende Kirchen. Obgleich Kalkutta sich den stolzen Titel einer „Stadt der Paläste" beilegt, so steht doch die Reichshauptstadt in bezug auf prächtige und geschmackvolle Bauwerke hinter ihrer Nebenbuhlerin Bombay zurück. Auf dem weiten, Esplanade oder indisch Maid genannten Raume zwischen Tschauringi und dem Flusse erhebt sich das im 18. Jahrhundert von dem berühmten Lord Clive, dem eigentlichen Begründer der englischen Oberherrschaft in Bengalen, angelegte Fort William, eine Festung mit riesigen Kasernen, Zeughaus und Räumlichkeiten für 25000 Mann. Die Schwarze Stadt (Palta) ist

fast nur von Eingebornen bewohnt. Während sie früher nur aus Rohr- und Bambushütten oder niedrigen Häusern von Lehm- und Backsteinen bestand, ist sie jetzt durch Anlage neuer Straßenzüge schöner und gesünder geworden. Hier befinden sich zahlreiche Hindutempel und Moscheen.

Der Hugli läßt mit der Flut Seeschiffe bis zur Stadt gelangen, doch ist die Fahrt infolge der Schlammanhäufung des Flusses nicht gefahrlos. Große Schiffe legen meist bei Diamond Harbour, 63 km unterhalb Kalkutta, an. Sehr lebhaft ist die Binnenschiffahrt flußaufwärts auf dem Ganges und Brahmaputra. Ein Blick auf den Hugli gibt uns eine Vorstellung von der Bedeutung des Schiffsverkehrs und Handels der Hauptstadt. So weit das Auge reicht, ist der breite Strom mit Fahrzeugen jeder Art und Größe dicht bedeckt. Neben birmesischen Dschonken und indischen Patimars erblickt man da Dampfschiffe mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen, besonders aber zahlreiche Segelschiffe mit zwei und mehreren Masten. Einem poetisch gestimmten Beschauer möchte es vorkommen, als ob die Fichten Kanadas und Rußlands, sowie die Eichen Deutschlands, nachdem sie ihrer Nadeln und Blätter sich entkleidet und Aeste und Rinde abgeworfen, über den weiten Ozean dahergeschwommen wären und sich hier stolz wieder aufgerichtet und zu einem großen dürren Walde vereinigt hätten. Der Schiffsverkehr bezifferte sich 1899 auf 1189 Schiffe von 2,395,741 Registertons; er hat seither noch bedeutend zugenommen. Der Gesamtaußenhandel Kalkuttas (ohne Edelmetalle) belief sich 1900 auf 860 Mill. Rupien. Die wichtigsten Ausfuhrwaren sind: Jute und Jutesäcke, Opium, Tee, Reis und andere Körnerfrüchte, Oelsaaten, Indigo, rohe Kuh- und Ziegen-

häute, Baumwolle, Rohseide, Gummi, Kohle 2c. Als wichtigste Industriezweige sind die Jutespinnerei, die Papierfabrikation und die Indigoraffinerie zu nennen.

Ein Gang oder eine Fahrt durch die Schwarze Stadt gewährt uns einen interessanten Einblick in das Tun und Treiben der buntscheckigen Menge, die sich hier in einem unbeschreiblichen Wirrwar herumtummelt. Da sieht man keine vornehmen Müßiggänger, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit totschlagen sollen. Trotz der schwülen Hitze ist alles in fieberhafter Tätigkeit, um Besitz und Reichtum zu erwerben oder doch wenigstens das tägliche Brot zu verdienen. Ich legte mir die Frage vor: Welche Gedanken und Gefühle mögen wohl diese Tausende von hastenden und schweißtriefenden Menschen beherrschen? sind sie nicht von Haß und Neid erfüllt gegen das Dutzend Millionäre, in deren Dienst sie sich Tag für Tag abquälen müssen? Doch treiben wir die Neugierde nicht zu weit! Ich fürchte sehr, daß ein prüfender Einblick in den Geist und das Herz aller dieser Leute uns eine soziale und religiöse Denkungsart erschließen würde, welche den christlichen Europäer nur mit Trauer und Mitleid erfüllen müßte. Jedenfalls ist der liebe Gott ein gar winziger Faktor in den allzu irdischen Bestrebungen und Berechnungen dieser vieltausendköpfigen Menschenmenge, die ja fast ausschließlich aus Heiden und Mohammedanern besteht.

Wo sind aber in der indischen Hauptstadt die Christen? Diese belaufen sich auf etwa 40,000 Seelen, wovon 7000 der katholischen Kirche angehören — ein verschwindendes Häufchen in dieser Millionenstadt! Und doch stehen diese wenigen Katholiken, dank der Tüchtigkeit und Einsicht ihrer geistlichen Vorsteher, bei jedermann in hoher Achtung.



Delikatessenhandlung.

Jeder unbefangene Beobachter muß die religiösen, geistigen und selbst materiellen Fortschritte bewundern, welche die rührigen belgischen Jesuiten-Missionäre in Nieder-Bengalen bis jetzt erzielt haben. Neben zahlreichen kleinern Schulen, Armen- und Waisenhäusern, besitzen sie zwei höhere Unterrichtsanstalten ersten Ranges, die den besten Staatsschulen zum mindesten ebenbürtig sind. Die eine dieser Anstalten ist das Kolleg St. Joseph in Dardschiling, das ich in meinem letzten Briefe erwähnt habe; die andere befindet sich in Kalkutta selbst und ist als St. Xavier's College der Universität der Hauptstadt einverleibt. (Die Universität, 1857 gegründet, ist nur Prüfungsbehörde). Im Garten des Kollegs befindet sich ein meteorologisches Observatorium, dessen Wetterberichte sehr geschätzt sind und in allen Lokalzeitungen erscheinen. Der gelehrte Rektor des Kollegs, P. Lafont, hat durch seine wissenschaftlichen Vorträge sich in den gebildeten Kreisen der Stadt vorteilhaft bekannt gemacht, und seine Verdienste sind sowohl von

der englischen als auch von der französischen Regierung anerkannt worden, indem die erstere ihm den Orden des „Indian Empire“ verlieh, die letztere ihn zum „Officier d'Académie ernannte. Sehr viel verdanken auch die hiesigen Katholiken dem Eifer und der Tatkraft des verstorbenen Erzbischofs Msgr. Goethals, S. J. Von der Natur mit großen Vorzügen des Herzens und Geistes begabt und dazu mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, hatte dieser hervorragende Kirchenfürst während seiner 20jährigen Amtsführung nicht nur die Hochachtung, sondern sogar die Freundschaft der höchsten englischen Beamten gewonnen. Was bei einem Missionsbischofe schwer in die Wage fällt, ist die Möglichkeit, sich jederzeit genügende Geldmittel zu verschaffen, um so den zahlreichen Ansprüchen eines ausgedehnten, noch unbebauten Arbeitsfeldes gerecht werden zu können. In dieser Beziehung konnte Msgr. Goethals, der einzige Sohn eines belgischen Millionärs, immer auf die Freigebigkeit seiner zwei Schwestern rechnen. Und so war er auch imstande, seinem wissenschaftlichen Drange zu genügen und namentlich eine wertvolle Bibliothek anzulegen, wo die Gelehrten alle neuern Werke, die über Indien und die benachbarten Länder geschrieben worden sind, einsehen und benutzen können. Der größte Ruhmestitel des verstorbenen Erzbischofs besteht aber in der Tatsache, daß während seines 20jährigen Hirtenamtes die Zahl der Katholiken seines Sprengels von 20,000 auf 85,000 gestiegen ist.

Doch es ist Zeit für mich, von der indischen Hauptstadt Abschied zu nehmen. In wenigen Tagen bricht der Monat Juni an, und dieser ist in Kalkutta unerträglich heiß. Schon seit Mitte Mai treibt der Monsun die lauen Wasserdämpfe

vom Meere her über die erhitzte bengalische Ebene dahin, so daß selbst die Nächte erdrückend schwül sind.

So sitze ich denn am 30. Mai abends bereits wieder im Eisenbahnzuge, der mich nordwärts an den Ganges bringen soll.

Noch befand sich der Zug im Bahnhofe von Haura, als plötzlich von Süden her einige gewaltige Windstöße kamen. Im Nu war alles in dichte Staubwolken gehüllt, und der Himmel verfinsterte sich. Ein majestätisches Gewitter war vom Meere her dem Hugli entlang im Anzuge. Da mittlerweilen auch das nächtliche Dunkel sich über die Landschaft herabgesenkt hatte, konnte ich von unserm mit Eilzugsgeschwindigkeit vorwärts rasenden Zuge aus das himmlische Feuerwerk in aller Gemütsruhe betrachten. Wehe der „Stadt der Paläste", wenn ein solches Gewitter nicht bloß lokaler Natur ist, sondern als Orkan oder Wirbelsturm vom Meere her heranzieht! In diesem Falle wird die Meeresflut in die Huglimündung hineingetrieben, und das Flußwasser staut sich so gewaltig an, daß der Strom bergwärts zu fließen scheint; der Mastenwald im Flußhafen von Kalkutta kommt dann in gewaltige Bewegung, das Wasser übersteigt die Dämme und überflutet einen großen Teil der Stadt. Das Wort Cyklon hat deshalb in der indischen Hauptstadt einen gar unheimlichen Klang. Kalkutta liegt mitten auf der Heerstraße dieser tropischen Unholde. Ein solcher Vorbeimarsch des gefürchteten Feindes fand z. B. 1864 statt. Die 240 Schiffe, welche damals im Flusse verankert lagen, wurden von der Riesengewalt des Sturmes erfaßt, gegeneinander geworfen und zertrümmert. Hierauf fegte der Orkan über die Stadt hin und machte 200,000 Menschen obdachlos.

Diese verderblichen Wirbelstürme sind jedoch keineswegs die einzigen Feinde, welche Kalkutta bedrohen. Der Ganges ist so unbändig in seinem Laufe und so launenhaft in der Verteilung seiner Wasserarme über die bengalische Ebene, daß auch der Hugli eines Tages versiegen könnte. Dann aber wäre es mit dem Seehandel der Stadt vorbei. Dies ist keine ganz grundlose Befürchtung; denn Kalkutta ist schon die dritte oder vierte Hauptstadt Bengalens, und ihre Vorgängerinnen sind aus keinem anderen Grunde in Verfall geraten, als weil der Ganges ihnen seine Wasseradern entzogen hatte. Die älteste dieser Städte, die schon im uralten Nationalepos des Mahabharata erwähnt wird, war Gaur. Im 16. und 17. Jahrhundert versandete der Gangesarm, der diese Stadt mit dem Meere verband, gänzlich, und jetzt bedecken ihre Ruinen einen Flächenraum von 50 km². Eine andere Hauptstadt, Radschmahal, erfuhr dasselbe Schicksal nach kaum 200jährigem Bestande. Vom Kaiser Akbar im Jahre 1592 am Ganges erbaut, wurde Radschmahal schon im 18. Jahrhundert „aufs Trockene gesetzt", und liegt gegenwärtig als Ruinenstadt 5 km vom jetzigen Stromlaufe entfernt.

Da ich anfänglich der einzige Insasse meines Abteils war, schickte ich mich an, meine Abendandacht zu verrichten und mich und unser Dampfroß dem Schutze Gottes zu empfehlen. Leider wurde ich bald in dieser frommen Beschäftigung gestört. Auf der ersten Haltstation trat höflich grüßend ein englischer Offizier zu mir herein. Nach kurzer Zeit schon waren wir beide gute Freunde. Im allgemeinen sind die englischen Offiziere wahre Gentlemen, und sie haben nichts von jenem Kastengeist und jener Geckenhaftigkeit an sich, wodurch bei gewissen anderen Na-



Torbogen des großen Stupa in Santschi.

tionen diese bevorzugten Söhne des Mars sich hervorzutun belieben. Als ich dem freundlichen Herrn meinen Stand und mein Reiseziel mitgeteilt, gab er mir ebenfalls Aufschluß über den Zweck und die Umstände seiner gegenwärtigen Reise. Dadurch erhielt ich einen interessanten Einblick in das Getriebe der diplomatischen und politischen Maschinerie der Gegenwart. Der Sachverhalt war nämlich folgender. Im letzten afghanischen Feldzuge unter Lord Roberts im Jahre 1879/80 hatten die Engländer einige Gegner des von ihnen eingesetzten Emirs von Afghanistan als Staatsgefangene nach Indien abgeführt. Diese politischen Gefangenen, die natürlich der afghanischen Aristokratie angehören, werden aufs rücksichtsvollste behandelt und folgen überall dem Hoflager des Vizekönigs. Dieser aber hat während der heißen Jahreszeit seine Residenz in Simla, einer Höhenstation im nordwestlichen Himalaya. Mein Reisegefährte hatte nun die Aufgabe, den Herren Afghanen ein „sicheres Geleite“ bis Simla zu geben. Welchen Zweck mag wohl die englische Regierung haben, diese Geiseln zurückzuhalten, nachdem doch der Krieg mit Afghanistan schon seit vielen Jahren beendigt ist? Ich denke mir die Sache also: erstlich werden durch diese Maßregel gefährliche Störenfriede von Afghanistan ferngehalten und so innere Unruhen vermieden; ferner hätten die Engländer gleich einen neuen Emir zur Hand, falls der gegenwärtige Herrscher zu stark mit Rußland liebäugeln sollte. Was mich in dieser meiner Ansicht noch bestärkt, ist der Umstand, daß auch in Bombay ein persischer Prinz aus königlichem Blute, namens Aga Khan, als Verbannter lebt und von der englischen Regierung eine fürstliche Pension bezieht, um möglicherweise eines Tages auf den Kö-

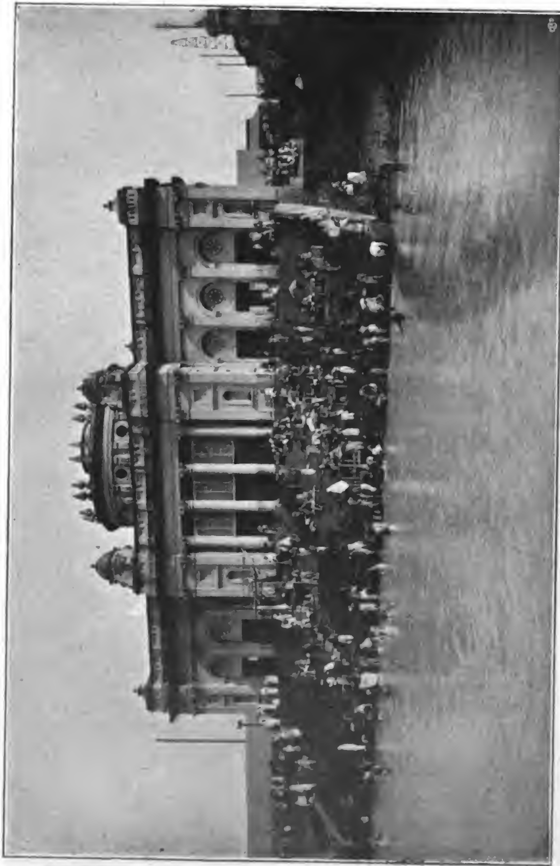
nigsthron von Persien erhoben zu werden. Ich legte meinem Begleiter gegenüber ein großes Interesse für seine Schutzbefohlenen an den Tag; deshalb bestand derselbe darauf, mir die Herren vorzustellen. Auf der nächsten Haltstation begaben wir uns in den Wagen erster Klasse, worin die besagten Afghanen sich befanden. Es waren hochgewachsene Gestalten mit würdevollen Mienen, langen gebogenen Nasen und wallenden Bärten — echte Vertreter ihrer kriegerischen Rasse. Ich wurde den Herren als Pater Sahib aus Bombay vorgestellt. Wir gaben beidseitig unserer Befriedigung über die gemachte Bekanntschaft nur durch Händeschütteln und tiefe Verbeugungen Ausdruck, da weder die hohen Reisenden, noch ich selbst genügend mit der Hindisprache vertraut waren, um ein Gespräch anknüpfen zu können. Ich kehrte daher bald wieder in meinen Wagen zurück, nicht wenig geschmeichelt von dem Gedanken, mit einem allfällig zukünftigen Emir von Afghanistan einen warmen Händedruck ausgetauscht zu haben.

Während der Nacht fuhren wir durch eine Gegend, die von Kohlenrauch erfüllt und von zahllosen Feuern beleuchtet war. Man wurde lebhaft an gewisse Bezirke von Old England erinnert. Wir befanden uns im dichtbevölkerten Tale des aus den Bergen von Tschota-Nagpur kommenden Damodarflusses, das die ausgedehntesten Kohlenlager von ganz Vorderindien enthält. Schon im Jahre 1892 waren hier 87 Gruben mit 35,000 Arbeitern im Betrieb, und die zu Tage geförderte Kohlenmasse betrug $2^1/_2$ Millionen Tonnen. Seither hat daselbst die Ausbeute der „schwarzen Diamanten" noch sehr erheblich zugenommen. Für Kalkutta und seine Industrie ist die Nähe dieser reichen Kohlenlager von großer Wichtigkeit, wenn

auch die indische Kohle der englischen an Güte bedeutend nachsteht. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß in den Kohlengruben von Bengalen die sogen. schlagenden Wetter, diese gefährlichsten Feinde des Bergmannes, ganz unbekannt sind, so daß hier die eingebornen Arbeiter nichts von jenen Vorsichtsmaßregeln wissen, die in den Minen Europas unerläßlich sind.

Als im Osten das erste Tagesgrauen sichtbar wurde, hatte unser Zug auf der Station Lukiserai einen längern Halt, um einen von Monghyr kommenden Lokalzug abzuwarten. Ich benutze die Gelegenheit zu einem kleinen Morgenspaziergange, um, wenn möglich, einen Blick auf meinen Lieblingsstrom, den Ganges, zu werfen; denn Lukiserai spiegelt sich in den Fluten des heiligen Stromes. Leider aber hatte sich ein dichter, rauchartiger Morgennebel über die Gegend gelagert. Die Luft ist schwül und läßt einen heißen Tag erwarten. Nur ab und zu kommt ein kühler Windhauch von Nordosten her — gleichsam ein Morgenkuß, den die unnahbaren Eisgipfel des Himalaya den glühenden indischen Tiefebenen zusenden. Jetzt freilich ist durch den grauen Nebelschleier hindurch nichts wahrzunehmen, als in nächster Nähe ein Gebüsch, wo eine Nachtigall ein schüchternes Frühliedchen anstimmt, und dahinter ein pechschwarzer Mangohain, in dessen Dunkel der fliegende Fuchs, die düstern Eulen und andere Nachtvögel vor dem anbrechenden Tag sich verbergen. Enttäuscht kehre ich in meinen Wagen zurück.

Leider muß ich da sehen, wie während meiner kurzen Abwesenheit fast alle Plätze von neuen Ankömmlingen besetzt worden sind, und nur mit Mühe gelingt es mir, meinen aussichtsreichen Platz am Fenster wieder zu erobern.



Badeplatz am Ganges.

Unser Zug wird sich nun auf einer Strecke von etwa 300 km. auf dem rechten Ufer des Ganges stromaufwärts bewegen, und ich werde den majestätischen Strom öfters zu Gesichte bekommen.

Es gibt auf unserem Planeten Landschaften, welche auf unser Gemüt und unsere Einbildungskraft einen überwältigenden Eindruck machen, indem sie als Schauplatz einer großen geschichtlichen Vergangenheit, einer uralten Kulturentwickelung unseres Geschlechtes, eine ganze Welt von Poesie vor unserem sinnenden Geiste emporzaubern. Ein solcher Fleck Erde ist das Gangesland, das Land der Arier (Ariavata), dieses unermeßliche Tiefland, von riesigen Strömen bewässert, von der Tropensonne durchglüht, überragt von dem gewaltigsten Hochgebirge des Erdballs. Hier, wo die ewig junge Natur ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle ausgegossen, ihre tausendfältigen Schönheiten und Schrecknisse auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammengedrängt hat, mußten schon in grauer Vorzeit in den Herzen der Menschen die Gefühle des Schönen und Erhabenen erwachen. Alles atmet hier Poesie.

. . . . Ein Meer von Blüten umwallet
Felsen und Grotten und Täler und Höh'n, und gleich Elefanten,
Denen die mächtige Stirn' mit bunten Bändern man zierte,
Funkeln die Häupter der Berge in goldenen und silbernen Adern.
Baum erhebt sich an Baum, und Schlingewächse verknüpfen
Stamm und Gezweige zum Kranz mit farbenschillernden Kelchen.
(Aus dem Ramayana.)

Nach einer Angabe der Times of India haben die indischen Eisenbahnen im Jahre 1901 196½ Millionen Reisende befördert. Das Fahren auf der Eisenbahn ist hier allen Bevölkerungsschichten zur Leidenschaft gewor=

den, so daß auf den meisten Linien die Wagen dritter Klasse fast immer bis auf den letzten Platz angefüllt sind. Dies ist namentlich längs des Ganges der Fall, wo die heiligen Städte Benares und Allahabad, diese zwei Brennpunkte des Hinduismus, liegen. Hier bieten alle Bahnhöfe ein Bild unbeschreiblichen Menschengewühles dar: Männer, Frauen, Kinder, Wasserträger, Obstverkäufer und andere ambulante Händler, Eisenbahnangestellte, Polizisten u. s. w. wimmeln da bunt durcheinander. Die Weiber und Kinder drängen sich wie erschrockene Schafe dicht zusammen und halten einander an den Händen, um im Gewühle nicht getrennt zu werden. Die Männer tragen über der Schulter eine Reisedecke und in der Hand einen Vorrat von Zuckerrohr. Alle gestikulieren lebhaft und setzen selbst bei den gewöhnlichsten Gesprächen ihre volle Lungenkraft ein, so daß ein mit den Landessitten nicht vertrauter Zuschauer leicht auf den Gedanken geraten könnte, die aufs höchste erregte Menschenmenge möchte jeden Augenblick handgemein werden. Aus dem tollen Lärm heraus kann man höchstens die schrillen Rufe der Fruchthändler, Wasserträger und Zuckerbäcker unterscheiden: „Keleng!“ (Bananen), „Ambe!“ (Mangofrüchte), „Pani!“ (Wasser), „Halwa!“ (Backwerk) u. s. w.

Von meinen neuen Reisegefährten waren die Mehrzahl Hindu; die übrigen schienen mir Mohammedaner und Sikh zu sein. Alle begrüßten mich bei meinem Erscheinen nach Landesart, indem sie die rechte Hand flach gegen die Stirne legten und das Haupt verneigten. Dies ist meines Erachtens die sinnreichste Begrüßungsweise, die ich je gesehen habe. Unlängst fiel mir ein Buch eines Berliner Professors in die Hände, worin der gelehrte Herr

unter anderem einen Eisenbahnausflug von Bombay nach Dehli schildert. Der deutsche Reisende äußert sich da sehr abfällig über die christlichen Missionäre in Indien und spricht von der Unbeliebtheit derselben und von dem geringen Erfolge ihrer Bemühungen. Diese ganz unbegründete Behauptung scheint mir dadurch veranlaßt zu sein, daß der gute Mann aus Spreeathen seine gefärbte Brille auf die Reise mitgenommen hatte, weshalb er im fremden Lande dieselben Farbeneindrücke empfangen mußte, wie zu Hause. Ich selbst habe über 20 Jahre in Indien zugebracht und das große Land nach allen Richtungen teils zu Fuß, teils im Eisenbahnwagen bereist, muß aber gestehen, daß ich immer und überall, sowohl von den Europäern, als auch von den Eingebornen mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelt worden bin. Glücklicherweise liest hier das Volk keine Hetzschriften, und so bewahren die Leute ein offenes Herz und einen geraden Sinn. Sie wissen daher auch die Wohltaten, die der christliche Missionär ihnen erweist, gar wohl zu würdigen. In Zeiten der Hungersnot ist es die Türe des Missionärs, wo die Unglücklichen zuerst anklopfen und wo sie auch sicher sind, Mitleid und tätige Hilfe zu finden. Einen überzeugenden Beweis dafür, in welch hohem Grade die christlichen Missionäre, die katholischen sowohl als die protestantischen, die Hochachtung und das Zutrauen der Eingebornen besitzen, liefern die zahllosen christlichen Schulen, denen Hunderttausende von heidnischen und mohammedanischen Kindern zur Erziehung und Unterweisung anvertraut werden. Sapienti sat! —

Während der Fahrt zogen meine Mitreisenden kleine, zierlich gestickte Beutel hervor, und alsbald waren die

Zahnmühlen im Gange; denn der Inder muß immer etwas unter den Zähnen haben. Der Europäer beschäftigt sich in müßigen Augenblicken mit der Tabakspfeife oder der Zigarre, oder setzt gar die Schnupftabaksdose in Kontribution. Auch der Inder verschmäht eine gute Prise oder einige kräftige Züge aus einer Huka keineswegs; aber dies genügt ihm nicht: auch die Kauwerkzeuge sollen ihren Zeitvertreib haben. Jedermann trägt hier einen kleinen Vorrat von Erbsen (Phaseolus Mungo) bei sich, und das Knacken und Kauen kann überall vonstatten gehen, zu Hause und auf der Straße, namentlich aber im Eisenbahnwagen. Zur Abwechslung wird „Pantschsupari" gekaut. Kein Inder, selbst nicht der ärmste Taglöhner, wird sein Heim auf längere Zeit verlassen, ohne sein Pantschsuparitäschchen mitzunehmen. Dieses Täschchen enthält vier Dinge: ein Päckchen frischer Blätter des Betelpfeffers, ein silbernes Büchschen mit gelöschtem Kalk, einige Nüsse der Arekapalme*) und endlich ein Messerchen, das zur Zerteilung der harten Nüsse dient. Wo der europäische Arbeiter sein Peifchen anzündet, da kauert sich sein indischer Kollege auf den Boden nieder, öffnet sein Täschchen, zerschneidet eine Arekanuß und vermischt ein Stückchen davon mit etwas gelöschtem Kalk, umwickelt die Mischung mit einem Betelblatte, und der Bissen, der jeden indischen Mund wässerig

*) Alle Ortschaften Ostindiens werden überragt durch die 12—15 m hohen und geraden, aber nur etwa armsdicken Stämme der Arekapalme (Areca catechu). Die Krone derselben besteht aus smaradgrünen, 2—4 m langen Fiederblättern. Aus den wohlriechenden Blüten entwickeln sich goldgelbe, etwa hühnereigroße Früchte mit harten, hornartigen, im Innern wie Muskatnüsse marmorierten Samen, den Betelnüssen. Eine Pfefferpflanze mit gestielten, eiförmigen Blättern klettert am Stamme hinauf, der Betelpfeffer (Piper betle). Beide Pflanzen liefern die Ingredienzen zu dem hier beschriebenen Modekaumittel, das auch Siri oder (auf Java) Pinang genannt wird.


Bengalische Schwinger.

macht, ist fertig. Der verehrte Leser möchte vielleicht vernehmen, wie dieses Genußmittel schmeckt? Es ist so etwas, das Zunge und Gaumen stark brennt — etwas, das nach kurzer Zeit Mundhöhle und Lippen blutrot und die Zähne schwarz färbt — etwas, das wieder ausgespuckt werden muß und dann überall, wo es hinfällt, einen roten Fleck zurückläßt. Dieses Pantschsupari spielt im Leben des Inders sozusagen auch eine soziale Rolle, ähnlich der Friedenspfeife der amerikanischen Rothäute. Bei allen geselligen Zusammenkünften wird dasselbe den Anwesenden gleichsam als Begrüßung dargereicht, ja Vornehme sind mitunter so gnädig, ihr eigenes Priemchen andern als besonderes Zeichen der Wertschätzung zum Weiterkauen in den Mund zu stecken. Auch in unserm Wagen bot mir ein älterer, würdig aussehender Herr als Aeußerung seines Wohlwollens ein solches Päckchen an. Da die Nichtannahme dieses Geschenkes ein Verstoß gegen die Landessitte gewesen wäre, so nahm ich dasselbe dankbar in Empfang, überwand meinen Widerwillen und tat auch mit. Doch hielt ich es bald für geraten, mich weit durch das Wagenfenster hinauszulehnen, um dem „Friedensbissen" in diskreter Weise Lebewohl zu sagen. Der Nachgeschmack aber blieb, und daher wollte ich denselben durch einen europäischen Imbiß neutralisieren. Zu diesem Zwecke öffnete ich meine Reise-

tasche, worin ich am Vorabend vorsorglich ein gebratenes Huhn und einen Laib Brot verpackt hatte. Wie groß aber war meine Enttäuschung, als ich die Entdeckung machen mußte, daß unzählige kleine rote Ameisen nächtlicherweile sich über meinen Proviant hergemacht hatten. Diese winzigen Raubgesellen hatten zahlreiche Kanäle in meinen Braten gebohrt und als ich den Brotlaib aufbrach, sah ich sie zu Hunderten darin herumwimmeln. Doch das war noch nicht alles! In Kalkutta hatte man mir eine poröse Tonflasche voll des besten Trinkwassers mitgegeben. Ich hatte das mit einem Taschentuche bedeckte Gefäß unter meine Sitzbank in eine Ecke gestellt. Wie freute ich mich auf den erquickenden Trunk! Schon der bloße Gedanke an das labende Element erfrischte den erhitzten Körper. Ich nehme die besagte Flasche aus ihrem Versteck hervor, um mit dem köstlichen Naß meinen Trinkbecher zu füllen. O Tantalusqual! Gleich der erste Guß bringt einige Dutzend Ameisenleichen an das Tageslicht. Die kleinen roten Diebe hatten ihre Beutezüge nicht nur zu Land, sondern auch zu Wasser unternommen. Diese Ameisen sind hier eine wahre Landplage. Das rote Diebsgesindel weiß in den menschlichen Wohnungen vom Erdgeschoß bis zur Dachstube jedes Zucker-



Blumenbegießer.

stäubchen und jedes Brotkrümchen ausfindig zu machen. Auch Legionen anderer Insekten, wie Stechmücken, Sandfliegen, Küchenschaben („Schwabenkäfer") u. s. w., gehören hier zu den ständigen Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens.

Doch der Weise läßt sich durch derartige kleine Reiseleiden die gute Stimmung nicht verderben. Für das verunglückte Frühstück hielt ich mich schadlos durch die Aussicht auf den gewaltigen Strom, der hier, nachdem er oberhalb Patna rechts aus den Randketten des Tafellandes den Son und links den aus den Hochtälern von Nepal kommenden Gandak aufgenommen, seine größte Wasserfülle erreicht hat und noch nicht durch Teilung in Nebenarme geschwächt ist. Nach dem Glauben der Inder hat das Wasser des Ganges die Kraft, die Seele von allen Sünden reinzuwaschen. Daher findet man in allen Uferstädten bequeme Badeplätze, wo die Frommen zu jeder Tageszeit ihre sühnenden Abwaschungen vornehmen können. Selbst die Toten sind noch fähig, der heilsamen Wirkung des Gangeswasser teilhaft zu werden; wer in den Fluten des heiligen Stromes sein Grab findet, der ist seiner Seligkeit sicher. Darum stürzten sich ehemals viele Pilger kurzweg in den Strom, und aus allen Teilen Indiens wurden Leichname hergeführt, um unter gewissen Feierlichkeiten in die reinigende Flut geworfen zu werden. Jetzt, unter der Herrschaft der Engländer, darf man nur die Asche der verbrannten Leichname in den Strom werfen. Freilich nimmt man es oft mit dem Verbrennen nicht so genau, und manch halbverbranntes Glied wird den Fluten übergeben und liefert den gefräßigen Bewohnern des Wassers eine willkommene Beute. Der Strom wimmelt von Fischen jeglicher Art und Größe, von trägen Schildkröten


Barbier.

und gierigen Krokodilen. Auch an den Ufern des Stromes hausen eine Menge von Gästen, denen der Tisch jederzeit reichlich gedeckt ist. Tagsüber machen sich namentlich große Scharen von Raben und ekeligen Geiern bemerklich; des Nachts unternehmen die Schakale und Hyänen ihre Streifzüge. Die Natur hat hier diesen Vögeln und Vierfüßlern die Gesundheitspolizei übertragen; aber trotz des Eifers, mit dem sie ihres Amtes walten, trotz ihrer Unersättlichkeit sind sie kaum imstande, all den Unrat zu beseitigen, welcher das Wasser des heiligen Stromes verunreinigt. Materieller Unrat aber verursacht dem Inder wenig Skrupel — es wird ja durch Berührung mit Gangeswasser alles gereinigt und geweiht — und selbstverständlich gilt ihm das schmutzige Stromwasser auch als das vortrefflichste Trinkwasser. Er trinkt es nicht nur selbst in vollen Zügen, sondern füllt es auch auf Flaschen und Krüge, um es seinen ferne vom Strome weilenden Verwandten und Freunden als kostbares Labsal zu überbringen.

Ueberhaupt hat der Inder ganz andere Begriffe von Reinheit und Reinlichkeit, als der überfeinerte Europäer. Einige indische Philosophen haben gelehrt, die Körperwelt sei eine bloße Sinnestäuschung und besitze keine vom

Geiste unabhängige Existenz; dieser allein habe ein wirkliches und volles Dasein. Dieser Lehre gemäß schreibt der Inder jedem körperlichen Gegenstande gewisse geheimnisvolle Kräfte zu, die einen bestimmten Einfluß auf die Menschenseele und deren Schicksal nach dem Tode ausüben. Und so ist unter anderem die religiöse Reinheit der Speisen und Getränke für jeden Brahmagläubigen eine Sache von höchster Wichtigkeit. Die chemische Reinheit der Nahrungsmittel kommt dabei gar nicht in Betracht. Dagegen ist jeder orthodoxe Hindu fest davon überzeugt, daß selbst das schmutzigste Trinkwasser, wenn es nur aus irgend einem „heiligen" Strome geschöpft wird, für die Seele von heilsamster Wirkung sei; ob es dem Körper, der ja doch nur Schein ist, schade oder nicht, darüber macht sich der fromme Mann keine Sorge. Und das reinste Quellwasser, wenn es von einem Manne aus einer niedrigeren Kaste oder von einem Europäer dargereicht wird, macht die Seele des Höhergebornen unrein und verschlimmert ihr Schicksal in der zukünftigen Welt. Schon der Schatten eines zufällig vorübergehenden Parias verunreinigt die Speisen des Hochgebornen und macht die beste Mahlzeit für diesen verderblich. Dieser Wahn hat den Inder ganz sonderbare Eßmanieren gelehrt. Bevor er sich zum Essen hinsetzt, entledigt er sich aller Kleidungsstücke bis auf das Lendentuch. Teller, Gabeln, Messer und Löffel sind verpönt. Ein Blatt des Pipalbaumes (Ficus religiosa) dient als Teller; die fünf Finger bilden das Besteck. Flüssige Nahrungsmittel bieten mehr Schwierigkeiten dar; denn niemals dürfen die Lippen mit dem Gefäße in Berührung kommen, und die hohle Hand muß hier die Vermittelung zwischen Gefäß und Mund übernehmen.

Sogar die Krokodile (Gaviale) des Ganges sollen nach der Meinung der Hindu die hohen und niedern, reinen und unreinen Kasten der Bevölkerung zu unterscheiden wissen. Man hat mir folgende Geschichte erzählt. Vor einigen Jahren fiel in der Nähe von Patna eine arme Fischerfrau aus niederer Kaste samt dem Reisigbündel, das sie nach Hause tragen wollte, in den hochgehenden Strom. Die Unglückliche wurde von der Strömung erfaßt und in das Mittelwasser hinausgetragen, und nun ging es mit einer Geschwindigkeit von 8 km in der Stunde stromabwärts. Zum Glücke hatte die Frau die Geistesgegenwart, daß sie sich fest an ihr Bündel anklammerte, und so blieb ihr Kopf über Wasser. Eine Ortschaft nach der andern verschwand hinter ihr. Wo immer Menschen sich zeigten, schrie die Arme um Hilfe. Aber alles vergeblich! Die Leute schienen ihre Hilferufe nicht zu hören, und selbst die Krokodile hielten sich ferne von ihr; sie gehörte eben einer verachteten Kaste an. Dann brach eine schwarze Regennacht herein; die Frau aber wurde vom Strome sanft weitergetragen und fühlte sich, wie sie nachher sagte, wie ein Kind in den Armen der Mutter. Als der Morgen kam, befand sich die Unglückliche, noch lebend und unversehrt, im Angesichte der Stadt Monghyr, 160 km von ihrem heimatlichen Dorfe entfernt. Zufällig saß in der frühen Morgenstunde ein englischer Offizier von der Garnison von Monghyr auf der Veranda seines Hauses und schaute auf den Strom hinaus. Er bemerkte die kühne Schwimmerin, sprang flugs in ein Boot und rettete die arme Frau, die am Ende ihrer Kräfte war. Diese schien in ihrer gefährlichen Lage keine große Angst gehabt zu haben; sie stattete ihrem Lebensretter den herzlichsten Dank ab und meinte, die Christen

seien doch bessere Menschen als ihre eigenen Landsleute, die sich alle geweigert hätten, ihr zu Hilfe zu kommen.

Dieser eben erzählte Vorgang weist auf einen weitern charakteristischen Zug im Seelenleben der Inder hin. Diese Menschen sind Feiglinge ihr ganzes Leben lang und fürchten sich beständig vor bösen Geistern. Im Angesichte des Todes aber legen sie eine Fassung und Gemütsruhe an den Tag, die den Europäer und namentlich den christlichen Missionär verblüfft.

Was uns Christen das Sterben so schwer und bitter macht, das ist einerseits die Trennung von allem, was wir im Leben geschätzt und geliebt haben, anderseits aber die Ungewißheit über unser Los in der Ewigkeit. Derartige Erwägungen trüben und verdüstern kaum die letzten Stunden des heidnischen Hindu. Seine Anhänglichkeit an das irdische Leben, seine Gefühle der Freundschaft und Liebe scheinen weniger tiefgehend zu sein, als beim europäischen Kulturmenschen; auch seine religiösen Vorstellungen über die andere Welt, über die gerechte Vergeltung im Jenseits u. s. w., sind viel zu unbestimmt und verschwommen, um ihm eine ernstliche Furcht einzuflößen. Der moderne Unglaube mag die Heiden um dieser ihrer Geistesverfassung willen glücklich preisen — auch die unvernünftigen Tiere erfreuen sich ja eines ähnlichen Privilegs — ein gläubiger Christ aber muß ein solches Sterben eines vernunftbegabten Wesens für etwas unsäglich Trauriges und Beklagenswertes halten. —

Morgens um 7 Uhr hatten wir Patna erreicht. Diese Stadt ist mit ihren 200,000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt der Provinz Bengalen, wie sie unstreitig die älteste ist. Zur Zeit der Entstehung und ersten Ausbreitung des

Buddhismus, also vor mehr als zwei Jahrtausenden, hieß sie Pataliputra. Sie wird als „Palibothra" erwähnt vom Griechen Megasthenes, welcher um 300 v. Chr. als Gesandter des Seleucus Nikator, Königs von Syrien, dahier am Hofe des Fürsten Sandrokottos (Tschandragupta) weilte, der über die ganze Gegend vom Indus bis zum Ganges herrschte und von dessen großer Macht auch Alexander d. Gr. Kunde erhalten hatte. Noch jetzt ist Patna mit seinen Vororten und dem fast ausschließlich von Europäern bewohnten Bankipur eine der ausgedehntesten Städte Asiens und zieht sich auf dem rechten Gangesufer in einer Länge von mehr als 20 km. hin. Der Ort ist gegenwärtig ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und Stapelplatz für Opium, Getreide, Oele und andere Erzeugnisse der fruchtbaren Landschaft. Die Stadt selbst hat trotz ihres hohen Alters keine bemerkenswerte Ueberreste der Vergangenheit aufzuweisen; aber die Umgebung enthält Bau-



Leichenverbrennung.

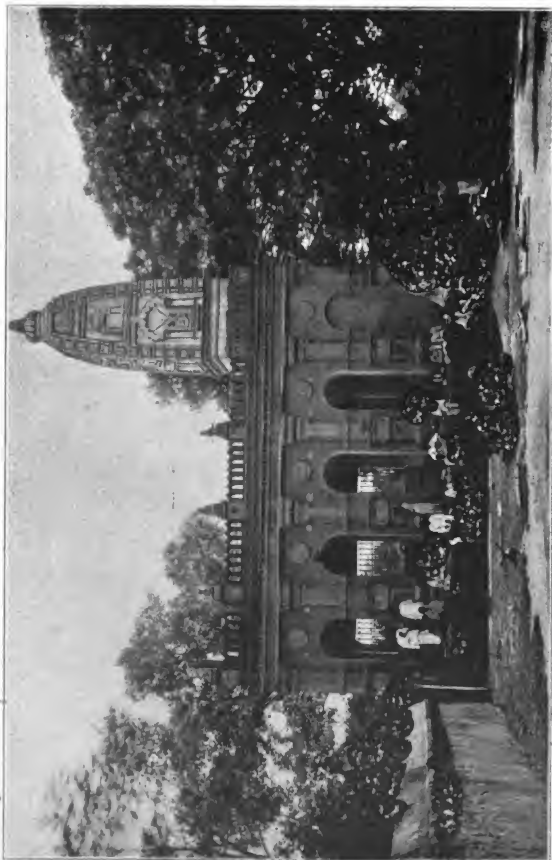
werke und Ruinen, welche für die Religionsgeschichte Indiens von höchster Bedeutung sind. Die Gegend südlich von Patna ist ja das „Heilige Land" der Buddhisten. Noch zeigt man in der Ortschaft Buddhagaya den Feigenbaum, in dessen Schatten Gautama, der Königssohn aus Kapalivasta, 5 Jahre lang als Einsiedler lebte und über die Rätsel des Menschenlebens nachdachte, bis ihm die Erleuchtung kam und er zum „Wissenden" (Buddha) wurde. Der dabeistehende Tempel, oft überbaut und umgebaut, reicht in seinen ältesten Teilen zurück auf die Zeit des Königs Aschoka (263—229 v. Chr.), des Konstantins des Buddhismus. Dieser Herrscher erhob durch seinen Uebertritt zur Lehre des Buddha und durch zahlreiche Tempelbauten in seinem weiten Reiche, das einen großen Teil von Indien umspannte, die anfänglich nur als Bekenntnis einer Schar gelbgekleideter, geschorener Mönche erscheinende Lehre des indischen Weisen zur Staatsreligion. In der Nähe des genannten Tempels befinden sich die Ruinen eines Palastes des Aschoka und seiner Nachfolger auf dem Thron von Magadha.

Zwischen Patna und Benares berührt die Eisenbahn die Stationen Dinapur, Arrah, Baxar u. a. Diese Städte, sowie das auf dem linken Gangesufer gelegene Ghazipur, sind durch Handel und Industrie sehr belebt. Namentlich ist Ghazipur berühmt durch die Herstellung des kostbaren, bei allen Morgenländern so beliebten Rosenöles. Während der Fahrt fand ein beständiger Wechsel unter meinen Reisegefährten statt. In Baxar stieg eine Gesellschaft von Mohammedanern in unsern Wagen ein. Es waren durchweg hochgewachsene Gestalten mit würdevollen Mienen und langen Bärten; die gewaltigen Turbane, die sie trugen,

erhöhten noch ihr martialisches Aussehen. Die indischen Mohammedaner tragen ein stolzes Selbstgefühl zur Schau. Der Lehre des Propheten von Mekka blindlings ergeben, blicken sie auf die Heiden, Juden und Christen, welche ihnen unterschiedslos als „Kaffir“, d. h. Ungläubige, gelten, mit Verachtung herab, und der alte Fanatismus und kriegerische Geist, der sie einst zu Herren von Indien gemacht hat, schlummert immer noch in ihnen, obgleich ihre politische Macht schon seit langem, zuerst vorübergehend durch die Mahratten, dann endgiltig durch die Europäer gebrochen worden ist. In anbetracht der unleugbaren Expansivkraft des Islams und der vielhundertjährigen Oberherrschaft der Mohammedaner in Vorderindien ist es immerhin auffallend, daß die Religion Mohammeds gegenwärtig hier nicht mehr als etwa 60 Millionen Anhänger zählt. In Nordafrika, in Westasien und auf den Hochebenen Irans haben die aus den Sandwüsten Arabiens hervorbrechenden fanatischen Horden sowohl das Christentum als auch die altpersische Religion mit Feuer und Schwert in kurzer Zeit ausgetilgt; hier in Indien aber erwies sich der mit allen Mitteln brutaler Gewalt arbeitende Bekehrungseifer der Mohammedaner dem verknöcherten System des Hinduismus und der geistigen Ueberlegenheit des Brahmanentums gegenüber als ohnmächtig. Daß die Engländer auch heute den Mohammedanern, ungeachtet der beständigen Loyalitätsversicherungen derselben, nur halb trauen, beweist der Umstand, daß die Mehrzahl der europäischen Kolonialtruppen in den Städten längs des Ganges garnisoniert ist, wo die Mohammedaner am zahlreichsten sind. Hier in Nordindien gibt es auch eine mohammedanische Geheimsekte, die sog. Ghasis. Diese Fanatiker

machen das Gelübde, den ersten besten „Kaffir“ ohne Umstände niederzuhauen, indem sie glauben, eine solche Heldentat werde ihnen unfehlbar den Eintritt in das Paradies verschaffen. Kein Jahr vergeht, ohne daß da und dort, bisweilen auf offener Straße und am hellen Tage, durch religiösen Wahnwitz verursachte Freveltaten vorkommen. Wenn die Behörden einen solchen Mordbuben erwischen, machen sie nicht viel Federlesens; sie hängen ihn sofort auf und verbrennen dann die Leiche. Diese schimpfliche Todesart beraubt den Ghasi aller „Verdienste“ und verschließt ihm die Pforte des Paradieses.

Als wir uns Benares näherten, erblickte ich einen Leichenzug, der auf einem Feldwege eilig dem Ganges zuschritt. Ein Leichenzug versetzt den denkenden Menschen immer und überall in eine wehmütige Stimmung. An der Spitze des Zuges befindet sich hier der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen und trägt in einem irdenen Topfe das Feuer, womit der Scheiterhaufen angezündet werden soll. Der Leichnam wird von vier Männern getragen auf einer Bahre, bestehend aus zwei Bambusstangen, die unter sich durch sieben Stricke aus Stroh verbunden sind. Da Särge nicht gebräuchlich sind, so liegt der Tote, mit wohlriechenden Blumen bestreut, offen auf der Bahre. Etwa ein Dutzend Männer — Frauen dürfen nicht mitgehen — schließen den Zug, indem sie fortwährend im Chor die Worte sprechen: „Rama bolo, Bhai, Ram!“ d. h.: „Betet zu Gott, Brüder, zu Gott!“ Auf dem Wege wird dreimal Halt gemacht, um dem Toten ein wenig gesottenen Reis in den Mund zu legen. Auf dem Verbrennungsplatze angelangt, legt man die Leiche auf den schon vorher errichteten Scheiterhaufen. Der Zugführer



Leichenverbrennungsplatz.

geht dreimal um diesen herum, zerbricht nahe am Haupte des Toten einen Krug mit Wasser und zündet endlich das Holz an. Nach den Gesetzen der Hindu wird er durch die Vornahme dieser Zeremonien zum Universalerben des Verstorbenen gemacht.

Um die Mittagszeit waren wir in Benares, das auf dem linken Gangesufer liegt. Die Eisenbahn überfährt hier den Strom auf einem prächtigen, etwa 800 m langen Viadukt. Die Stadt selbst dehnt sich in einer Länge von 5 km halbmondförmig dem Ganges entlang aus. Den interessantesten Anblick gewährt dieselbe vom rechten Stromufer aus, von wo man die Badeplätze und Leichenverbrennungsstätten der Hindu sieht. Die Ghat oder Stufen, die da zum Flusse hinabführen, sind besetzt von Tausenden von Pilgern und Büßern, welche hier ihre Abwaschungen vornehmen oder sich allen möglichen Selbstpeinigungen hingeben. An andern Stellen läßt man die in weiße Leichentücher eingewickelten Toten einige Zeit auf dem Wasser schwimmen, während unterdessen in der Nähe der Scheiterhaufen errichtet wird, der sie verzehren soll.

Benares, das alte Varanasi, von den Hindu meist Kasi genannt, ist bekanntlich seit undenklichen Zeiten der religiöse Mittelpunkt des Brahmaismus und der Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit. Von allen heiligen Städten der Hindu ist diese Stadt die heiligste; sie ist gleichsam ein Stück des Himmels, welches sich auf die Erde niedergesenkt hat. Schon durch den bloßen Anblick der Wunderstadt wird der Gläubige von seinen Sünden befreit; wer hier stirbt, der wird unfehlbar unmittelbar nach dem Tode in den Schoß der Gottheit aufgenommen. Ein indischer Schriftsteller sagt: „Die Heiligen steigen bis-

weilen aus dem Himmel wieder auf die Erde herab, um zu vollkommener Läuterung zu gelangen; in diesem Falle wählen sie gewöhnlich Kasi als Aufenthaltsort." Deshalb kennt der gläubige Hindu keinen sehnlicheren Wunsch als diesen, einmal im Leben eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Benares unternehmen zu können. Tagtäglich treffen hier Scharen frommer Waller aus allen Teilen Indiens ein; an gewissen Festtagen sollen an hunderttausend Pilger hier weilen. Benares ist eine eigentliche Wallfahrtsstadt, und seine 200,000 ständigen Einwohner verdanken ihren Lebensunterhalt hauptsächlich dem Pilgerverkehr. Die lokale Industrie ist wenig bedeutend und beschränkt sich auf die Herstellung einiger Luxusartikel. Keine Stadt Vorderindiens ist reicher an religiösen Bauwerken aus allen Epochen, als Benares. Man zählt daselbst nicht weniger als 1454 Hindutempel und 272 Moscheen; dazu kommen eine Unzahl von Altären und Götterbildern, die in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt aufgestellt sind. Auch an christlichen Kirchen und Kapellen fehlt es keineswegs. Ein künstlerisch hervorragendes Bauwerk ist die vom Kaiser Aurangseb erbaute Moschee mit ihren zierlichen Minarets. Die meisten indischen Fürsten haben hier ihre Paläste, unter denen das Absteigequartier des Fürsten von Nepal durch seinen chinesischen Baustil auffällt. Sonst besteht die berühmte Stadt großenteils aus einem Gewirre von engen, krummen und schmutzigen Straßen und Gassen, in denen ein höchst lebhaftes und buntscheckiges Menschengewühl herrscht, und wo von alters her die Cholera ihr Standquartier aufgeschlagen hat. Die uralte Brahmanenstadt ist selbst den Buddhisten heilig und ehrwürdig. Im 5. Jahrhundert v. Chr. predigte hier Sakya-Muni

in eigener Person seine Lehre, und Benares war in der Folgezeit jahrhundertelang ein wichtiger Mittelpunkt des Buddhismus. Noch bezeichnet ein merkwürdiger Stupa*), 6 km nördlich von der Stadt entfernt, den Ort, wo Buddha zuerst „das Rad seiner Lehre drehte".

Leider war diesmal mein Aufenthalt in der Metropole des Hindutums nur kurz bemessen. Am gleichen Tage noch fuhr ich abends über Mirzapur nach Allahabad.

Der Name Allahabad, den die Mohammedaner dieser Stadt gegeben, bedeutet „Stadt Gottes"; ein anderer Name ist Fakirabad, d. h. „Bettlerstadt". Die Hindu nennen die Stadt Prayag, d. i. „Zusammenfluß", weil sie an der Vereinigung des Ganges und der Dschamma liegt. Letzterer Umstand macht Allahabad in den Augen der Hindu zu einer überaus heiligen Stadt, welche an Heiligkeit nur noch von Benares übertroffen wird. Ein indischer Spruch lautet:

*) Die Stupas (englisch: Topes) sind charakteristische Bauwerke aus buddhistischer Zeit. Sie bestehen in der Regel aus einem quadratischen Steinunterbau mit einem massiven Aufbau in Form einer „Wasserblase", welche von einer Terrasse bekrönt wird, über der sich ein Schirm mit einem oder mehreren Dächern erhebt. Ursprünglich dürften diese eigenartigen Monumente Königsgräber gewesen sein. Viele Stupas wurden an Orten errichtet, die im Leben Buddhas oder eines buddhistischen Heiligen durch ein merkwürdiges Ereignis berühmt geworden sind; wieder andere dienten als Reliquienbehälter (singhalesisch: Dagaba, ein Wort, aus dem wahrscheinlich durch Umstellung unser „Pagode" entstanden ist). Nach der Ueberlieferung soll König Aschoka in seinem Reiche nicht weniger als vierundachtzigtausend prächtige Stupenbauten erstellt haben. Die allermeisten dieser Bauwerke sind jetzt vom Erdboden verschwunden — sie wurden später vielfach von den Mohammedanern als Steinbrüche benutzt —, und nur wenige haben sich mehr oder weniger gut erhalten. Bei Santschi, einem Orte zwischen den Städten Bhopal und Bhilsa (Zentralindien) stehen die Ueberreste einer ganzen Gruppe von Stupas. Der ziemlich gut erhaltene Große Stupa von Santschi, der wohl auf die Zeit Aschokas zurückgeht, zählt zu den berühmtesten Denkmälern altindischer Kunst und ist durch seine reichen Bildwerke für die buddhistische Altertumskunde von unschätzbarem Werte. Mit der Verbreitung des Buddhismus ging der Stupenbau aus Indien auf die Nachbarländer (Birma, Tibet, Java, Ceylon ꝛc.) über, wo er vielfach eigentümliche Formen annahm.



Benares.

„Glücklich, wer in Prayag sich ein Grab bereiten kann!“ Deshalb ist auch dieses „indische Koblenz“ das Ziel unzähliger Pilger, die namentlich in den Monaten Dezember und Januar zusammenströmen, um unter der Aufsicht einer besonderen Klasse der Brahmanen durch ein Bad in den heiligen Fluten Vergebung der Sünden zu erlangen und von dem heilbringenden Wasser in ihre Heimat mit sich zu nehmen. Zu eben dieser Zeit des Jahres wird hier auch eine riesige Messe abgehalten, die von Kaufleuten aus allen Teilen Indiens und sogar aus den Nachbarländern besucht wird, so daß bisweilen während mehrerer Wochen die Zahl der in der Stadt weilenden Fremden 200,000 übersteigt. Ueberdies wird hier alle 12 Jahre ein eigenes Fest gefeiert, zu dem sich manchmal bis zu einer Million Pilger einfinden sollen. Vermöge seiner günstigen Lage ist Allahabad ein bedeutender Baumwollmarkt und Schifffahrtsplatz für das Doab (Zwischenstromland zwischen Ganges und Dschamna) und das ganze mittlere Hindustan, namentlich seit der Eröffnung des die beiden Flüsse verbindenden Gangeskanals; es ist der Ausgangspunkt der Verkehrswege nach Oudh und Nepal, nach Kaschmir, dem Fünfstromlande und Sindh, nach den Zentralprovinzen und den Küstengegenden des Arabischen Meeres; hier gabelt sich die Gangeseisenbahn in ihre zwei Hauptäste, von denen der eine in nordwestlicher Richtung nach Kanpur, Agra, Dehli, Lahore und Peschawar, der andere in südwestlicher Richtung auf die Hochebene des Dekan und nach Bombay führt. Die Stadt zählt gegen 200,000 Einwohner, darunter etwa 50,000 Mohammedaner und 6000 Christen. Es ist die administrative Hauptstadt der Nordwestprovinzen und ein Hauptwaffenplatz der Engländer in Indien.

Die berühmte Festung auf der Landspitze zwischen den beiden Strömen, 1583 von Kaiser Akbar aus roten Quadern erbaut und von den Engländern durch neue Werke verstärkt, hat einen Umfang von 2,4 km und beherrscht die Schiffahrt auf beiden Strömen, sowie die Bahn und Heerstraße Kalkutta-Dehli. Die Stadt selbst zieht sich an der Dschamna entlang und hat neben zahlreichen ärmlichen Quartieren mit engen und schmutzigen Gassen mehrere bemerkenswerte Bauwerke aufzuweisen, wie die Große Moschee; die im 17. Jahrhundert von Chusru, einem Sohne des Kaisers Tschihangir, gestiftete Herberge zur unentgeltlichen Aufnahme Reisender, mit Gärten und Grabgebäuden; die Regierungs- und Gerichtspaläste; große Kasernen und ein gewaltiges Zeughaus mit Waffen für 30,000 Mann; die katholische Dreifaltigkeitskirche; das 1887 gegründete Muir Central College (Universität), die bedeutendste Hochschule der Nordwestprovinzen, u. a. Allahabad nebst dem ganzen Doab wurde 1803 von den Engländern den Mahratten entrissen. An dem Aufstande von 1857 beteiligte sich die Stadt in hervorragendem Maße.

Man möge mir hier eine kurze Abschweifung erlauben.

Ein Besuch der indischen Pilgerstädte Benares und Allahabad ist geeignet, den denkenden Beobachter zum Nachsinnen anzuregen über die Frage: Woher das allgemeine Bedürfnis nach Pilgerfahrten, das sich bei den Bekennern fast sämtlicher Religionen der Erde in höherem oder geringerem Grade geltend macht? Es ist hier nicht der Ort, dieses interessante ethische Problem eingehend zu besprechen; nur den Gedanken möchte ich betonen, daß diese so auffallende Erscheinung im religiösen Leben der Völker wohl nichts anderes ist, als der praktische Ausdruck des

Wortes der heiligen Schrift: Homo Viator — der Mensch ein Wanderer auf Erden. Auch die Heiden fühlen tief im Herzen, daß der Mensch hienieden in einer Art Verbannung lebt, ferne von seiner wahren Heimat, „ferne vom Herrn," und auch ihnen ist die Vergleichung des menschlichen Lebenslaufes mit einer Wanderung sehr geläufig. Das berühmte buddhistische „Rad des Lebens" stellt in sinnreicher Weise den ganzen Lebensgang des Menschen vom Mutterschoße bis zum Grabe dar. Und so hat auch bei den Nichtchristen die Sitte des Wallfahrens gewissermaßen in den Bedingungen des Menschendaseins selbst ihren tiefsten Grund.

Noch auf eine andere, höchst interessante Erscheinung im Leben des indischen Volkes möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen; ich meine die Büßer oder Fakire, die man in allen Städten und Dörfern des Landes, am zahlreichsten natürlich in den großen Pilgerzentren, antrifft.

Diese Büßer ziehen mit einer Trommel, die aus den Hirnschalen menschlicher Schädel verfertigt ist, von Haus zu Haus und erbetteln ihren Lebensunterhalt. Unglaublich sind die Kasteiungen, die sie über sich ergehen lassen. Viele ziehen sich in Einöden zurück, leben dort von Wurzeln und Kräutern, schlafen auf dem Erdboden, sind mit Lumpen bedeckt und lassen sich vom Ungeziefer quälen. Sind ihre Lumpen verfault und vom Leibe gefallen, so betteln sie sich ein anderes zerrissenes Kleid. Andere setzen sich in einen hohlen Baum, in den von allen Seiten Nägel getrieben sind, die ihre Spitzen nach innen kehren, so daß die Büßer sich nicht anlehnen können, ohne verwundet zu werden. Andere stehen wochen- und monatelang aufrecht und halten die Arme in die Höhe, so daß nach und nach der ganze

Leib erstarrt; andere halten die Hände so lange geschlossen, bis die Fingernägel in das Fleisch hineinwachsen. Noch andere graben eine Vertiefung in die Erde, setzen sich in dieselbe und lassen nur den Kopf frei, um atmen zu können. Wieder andere setzen sich in die tropische Sonne und starren den Himmel so lange an, bis sie erblindet sind. Manche setzen sich zwischen vier Feuer und lassen sich langsam rösten. Viele tragen ein schweres, eisernes Gitter, das in der Mitte eine Oeffnung hat, durch welche der Kopf hervorragt, auf ihren Schultern und legen dasselbe bis zu ihrem Tode niemals ab.

Möge der Allerbarmer allen diesen Leuten ihres Eifers und ihres Bußgeistes wegen, der leider nicht durch den wahren Glauben geadelt wird, gnädig sein!



Fakir.

Gegen Ende Mai erreicht die Hitze am obern Ganges einen so hohen Grad, daß das Reisen bei Tage, wenigstens für Europäer, sogar lebensgefährlich werden kann. Es kommt während der heißen Jahreszeit gar nicht selten vor, daß Reisende am Ende der Fahrt, zum Entsetzen ihrer Angehörigen als Leichen aus dem Eisenbahnzuge gehoben werden. Bei meiner Ankunft in Allahabad

zeigte das Thermometer während der heißesten Tagesstunden 44° C. im Schatten, und dieser Umstand bewog mich zu einer Aenderung meines Reiseplans. Ich hatte mir vorgenommen, noch die Städte Agra und Dehli zu besuchen, um dann auf der Radschputanabahn über Dschaipur und Adschmir nach Bombay zurückzukehren. Es tat mir sehr leid, auf dieses Vorhaben verzichten zu müssen; denn wer eine ausreichende Vorstellung von der Herrlichkeit Indiens und der großen geschichtlichen Vergangenheit des Landes gewinnen will, muß die wunderbaren Bauwerke von Dehli und Agra, von Lahore und Amritsar geschaut haben, allwo sich der erstaunte Europäer in ein zweites Andalusien versetzt wähnt.

Grollend dem Sonnengotte, der mit seinen feurigen Pfeilen mich diesmal von dem ersehnten Wunderlande zurückschreckte, fuhr ich in Allahabad wieder über die lange Dschamnabrücke, um auf der kürzesten Route durch das Vindhya- und Satpuragebirge und über die Hochebene des Dekan zu meinen Penaten zurückzukehren. Bald aber waren die Wolken des Mißmutes verschwunden; ich fand rasch meinen gewohnten guten Humor wieder und wandte meine Aufmerksamkeit meinen neuen Reisegefährten zu. Es waren ihrer anfänglich zwei: der eine war ein Arzt der protestantischen Mission von Tschota-Nagpur, der nicht müde wurde, mir von seinen Wunderkuren und den glänzenden Erfolgen der Missionäre zu erzählen; der andere war ein ziemlich wortkarger Schottländer, seines Zeichens Professor und Rektor an der Hochschule von Bareli. Dieser ehrwürdige Musenfreund brach beim Einsteigen gleich in das Klagelied aus, daß er seinen Regenschirm zu Hause vergessen habe.

Unser Zug fuhr vorerst in westlicher Richtung; dann aber wandte er sich nach Süden, um auf der Grenze zwischen Bundelkhand und Bagalkhand allmählich die Terrassen des Vindhyagebirges zu ersteigen. Dieser Teil von Zentralindien ist ein wildes Bergland, voll von Sümpfen und Wäldern, wo noch verschiedene Stämme der nichtarischen Urbevölkerung sich vollster Unabhängigkeit erfreuen, und wo von jeher Räuber- und Mörderbanden, wie z. B. die berüchtigten Thugs, ihr Unwesen getrieben haben. Bis 1183 war das Land im Besitze der Radschputten; dann folgte die Mißwirtschaft der Mohammedaner, bis am Ende des 14. Jahrhunderts die Radschputten sich abermals der Herrschaft bemächtigten. Gegenwärtig ist dieses Gebiet in mehrere kleine Staaten geteilt, die alle von einheimischen Radschas regiert werden und nur mittelbar der britischen Oberherrschaft unterstehen. Einige Städte, wie z. B. das durch seine Diamantenminen berühmte Panna in Bundelkhand, sind mit Palästen, Tempeln und künstlichen Seen reich geschmückt und geben Zeugnis von dem Kunstsinn und dem Unternehmungsgeiste der stolzen Radschputten.

Die Eisenbahn durchquert den östlichen Teil des Vindhyagebirges. Wenige andere Gegenden Indiens haben das Interesse der Geologen in höherem Grade gefesselt, als diese Gebirgsformation, die größtenteils aus Sandstein und Tonschiefer besteht. Der Sanskritname Vindhya bedeutet das „Zerrissene", und diese Bezeichnung entspricht vollkommen dem Aussehen dieses indischen Rand- und Scheidegebirges. Jahrtausende lang haben die tropischen Regenstürme des Südwestmonsuns über diese Höhen dahingefegt und ihr Werk der Zerstörung vollbracht. Einzelne Teile des Gebirges haben den zerstörenden Kräften größeren



Panna in Bundelkhand.

Widerstand geleistet und sind deshalb auf ihrer Grundlage stehengeblieben. Diese sogenannten Zeugen haben meistens die Form von länglichen, riesigen Kasten mit flachem Deckel und steilabfallenden Seitenwänden. Am Fuße dieser Gebirgsstöcke dehnen sich Sumpfdickichte und Waldungen aus. Die Eisenbahn schlängelt sich in weiten Krümmungen um diese Kastenberge herum, und jede Wendung eröffnet neue und überraschende Aussichten. Man könnte bisweilen glauben, sich in einer schweizerischen Voralpenlandschaft zu befinden, wenn nicht das Fehlen der grünen Vegetation und der rauschenden Wildbäche diese Illusion rasch zerstören würde. Die hochstämmigen Bäume ausgenommen, ist jetzt alles dürr und versengt, und die meisten Quellen sind versiegt. Nur wo die Eisenbahn einen Tonhügel durchsticht, sickert da und dort etwas Wasser heraus. Die Waldungen hier herum beherbergen zahlreiche interessante Tiere: gewaltige Hirsche, Wildschweine, Bären, Panther, Tiger u. s. w. Diese sonst so scheuen und wilden Gesellen nähern sich jetzt, vom Durste gequält, in der Dämmerung oder des Nachts den Dörfern und Eisenbahnstationen, um nach dem

belebenden Naß zu suchen. Tagsüber kann hier der Reisende vom Wagenfenster aus die zierlichen Bewegungen des wilden Pfaus bewundern, oder sich an den Turnkünsten ganzer Banden von großen Affen ergötzen, oder Herden von niedlichen Hirschziegenantilopen (Antilopa cervicapra) längs der Bahnlinie friedlich weiden sehen. In Indien darf niemand ohne Erlaubnis der Behörden von einer Feuerwaffe Gebrauch machen. Deshalb ist den Eingebornen die Jagd sehr erschwert, und der Europäer ist fast der einzige Jäger, welcher der Vermehrung des Wildes Einhalt tut und die nützlichen Haustiere vor den Angriffen der großen Fleischfresser schützt.

Nicht nur die freilebenden Tiere, sondern auch die Haustiere leiden in Indien unter dem schroffen Gegensatze der beiden Jahreszeiten. Während der Regenzeit schwelgt das Vieh im frischen Grase; in der trocknen Zeit muß es selbst zusehen, wie und wo es seine Nahrung finden kann. Es fällt hier den Dorfbewohnern gar nicht ein, zur Zeit des Ueberflusses Heuvorräte für die Tage der Not anzu-



Bergformen im Vindhyagebirge.

legen. Daher sieht man jetzt die abgemagerten Tiere, gleich den sieben magern Kühen des Pharao, der Bahnlinie entlang ihrem spärlichen Futter nachgehen. Sie sind dabei gar nicht heikel; dürres Laub, harte Sumpfgräser, die Stoppeln der Reisfelder — alles ist den hungrigen Wiederkäuern willkommen; sogar alte Zeitungen und Taschentücher, die aus dem Zuge geflogen kommen, werden nicht verschmäht.

Ueberhaupt bietet jetzt die Natur in Feld und Wald ein Bild der Erstarrung und des Todes dar. Hören wir, wie der Dichter Kalidasa die heiße Jahreszeit beschreibt!

Ausgedörrt von der Sonne Gluten,
Wird das Land von Staub und Wirbelwind umhüllt.

Nach Wasser eilt die durstige Gazelle,
Vor Hitze glühend und mit trock'nem Gaumen,
Wenn, ähnlich einem trunk'nen Elefanten,
Gewölk erscheint am fernen Waldessaum.

Die Schlange, von der Sonne Strahl durchglühet,
Im brennendheißen Staube hingestreckt,
Hat endlich seufzend sich herangewunden,
Wo schattig sie der Schweif des Pfauen deckt.

Der Löwe keucht mit durstigwundem Rachen,
Verfolgt nicht den Elefanten mehr;
Der kühne Mut ist ihm dahingeschmachtet,
Die Mähne starrt, die Zunge zittert schwer.

Der Elefant, von heißem Durst getrieben
Und aufgezehret von der Sonne Glut,
Er schlürft mit trock'nem Rüssel Tauestropfen,
Ist unbekümmert um des Leuen Wut.

Der Pfau, am Körper matt, und sinnverwirrt
Durch Strahlen, die wie Opferfeuer glüh'n,
Verschonet nun die hingestreckten Schlangen,
Die unter seines Schweifes Schatten flieh'n.

Der Eber wühlt sich mit des Rüssels Scheibe
In Ried und gelben Schlamm des Sumpfes ein,
Und möchte ganz sich in die Erde graben,
Zum Schutze vor der Sonne Flammenschein.

Getroffen von dem strahlbekränzten Gotte,
Entspringt der Frosch des trüben Teiches Schlamm
Und flüchtet müde sich zu einer Schlange,
Die ausgebreitet ihren Schattenkamm;

Ihr aber ist der Stirnjuwel gespalten,
Vor Sonnenglut ihr Inneres verzehrt;
Sie züngelt gierig nur der Luft entgegen
Und läßt die nahe Beute unversehrt.

Mit welker, schaumbedeckter Lippe stürzet
Aus Bergeskluft die Büffelschar hervor;
Die Zunge hängt ihr lechzend aus dem Munde,
Nach Wasser schaut der wilde Blick empor.
U. s. w. (Uebers. von Dr. L. Schröder.)

Die ungezügelte Einbildungskraft der Inder hat diese wilden Berggegenden mit allerlei Fabelwesen bevölkert. Namentlich soll hier einst ein Riese gehaust haben, der so ungeheuer groß war, daß, um ihn aus dem Schlafe zu erwecken, mehrere Elefanten über die verschiedenen Teile seines Leibes marschieren mußten, wobei er bloß ein sanftes Kitzeln empfand, ähnlich dem Gefühle, das bei einem gewöhnlichen Sterblichen einige über die Haut kriechende Ameisen hervorrufen. Sogar Götter wurden in diese Wildnisse verbannt, um erst nach tausendjähriger Buße wieder in den indischen Olymp aufgenommen zu werden. Andere niedere Götter wurden hier zur Strafe in abgestorbene Baumstämme verwandelt und warten noch immer auf das erlösende Wort. Und wirklich sieht man hier viele vom Sturme oder Blitz halbzerschmetterte Riesen-

stämme in gerader oder schiefer Richtung emporragen, die oft ganz phantastische Formen zeigen und, besonders in der Dämmerung, ein recht gespensterhaftes Aussehen haben. Es gab auch Zeiten, in denen diese Waldreviere von Tausenden von Einsiedlern und Büßern bewohnt waren, die sich aus dem Getriebe und Gewirre des Weltlebens hierher geflüchtet hatten, um da in der Stille und Einsamkeit tiefsinnigen Betrachtungen abzuliegen und durch Entsagung und Bußwerke zur geistigen Vollkommenheit und zur Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen. Die Feder sträubt sich, all die schrecklichen Bußübungen zu schildern, denen sich diese indischen Vanaprasta (Büßer) unterzogen haben. Leider ermangelten dieselben einer Tugend, welche dem Heidentume unbekannt war und erst durch das Christentum zur Geltung gebracht wurde — der Demut. Durch die äußere Strenge ihres Lebenswandels gewannen diese heidnischen Asketen die Bewunderung und Gunst nicht nur der großen Menge, sondern auch der Fürsten und Großen, und das verleitete sie vielfach zu Stolz und Uebermut. Die Legende erzählt von einem hochgefeierten Büßer, welcher eines Tages unangemeldet den drei Hauptgottheiten einen Besuch abstattete. Er begann seine Visite damit, daß er jedem Gotte einen kräftigen Fußtritt versetzte, um, wie er sagte, zu erfahren, wie weit es die Götter in der Tugend der Selbstbeherrschung gebracht hätten. Die Fabel schweigt über den Erfolg dieser sonderbaren Begrüßungsweise.

Unser Zug windet sich zwischen den letzten Bergstöcken des Vindhya heraus und betritt das Tal des obern Narbadaflusses. Hier liegt, ungefähr gleich weit von Bombay und Kalkutta entfernt, die bedeutende Stadt Dschabalpur, welche man wegen ihrer zentralen Lage schon öfters als



Marmorfelsen im Narbadabette.

politische Hauptstadt des britisch-indischen Reiches in Vorschlag gebracht hat. Etwa 10 km unterhalb der Stadt hat die Narbada ein mächtiges Kalksteinlager durchbrochen und so einen Engpaß gebildet, der unter dem Namen der „Marmorfelsen von Dschabalpur" berühmt ist. Der Fluß stürzt sich mit einem 9 m hohen Fall in die enge Schlucht und fließt auf einer Länge von mehr als 3 km zwischen blendendweißen, von jeder Vegetation entblößten, bis 30 m hohen Marmorwänden reißenden Laufes dahin. Das dunkle, schäumende Wasser, die hohen, schneeweißen Felsen und darüber der tiefblaue indische Himmel — alles vereinigt sich hier zu einem entzückenden Naturbilde. An der engsten Stelle des Durchbruchs sind die Felsen von einem Rundtempel bekrönt, der von zahlreichen Pilgern besucht wird. Die Skulpturen dieses Tempels gehören zu den Meisterwerken der indischen Kunst. Auch die Narbada ist ein „heiliger" Strom; ja sie übertrifft nach der Ansicht vieler Hindu an Heiligkeit

und Wunderkraft sogar den Ganges. Darum sind auch die Ufer des über 1300 km langen Stromes mit zahllosen Tempeln und Heiligtümern besetzt. Als ein höchst verdienstliches Werk gilt es, von der Mündung des Stromes in den Golf von Cambay längs des linken Ufers stromaufwärts zu pilgern bis zur Quelle auf dem Amarkantakgebirge, und dann auf dem rechten Ufer stromabwärts wieder zur Mündung zurückzukehren. Diese Art Wallfahrt, Parikram oder Pradakschana genannt, erfordert wegen der vorgeschriebenen Besuche der vielen an dem Wege liegenden Heiligtümer ein bis zwei Jahre, je nachdem der Pilger auf gewöhnliche Weise marschiert, oder aber aus übergroßer Frömmigkeit einzelne Strecken des Weges mit seinem Leibe abmißt, indem er abwechselnd sich der Länge nach hinstreckt und dann sich wieder erhebt.

Der Rest der Fahrt bot wenig Bemerkenswertes dar. Von Dschabalpur an fuhren wir etwa 300 km weit durch das breite und fruchtbare Tal der mittlern Narbada, das aus einer Reihe ehemaliger Seebecken besteht, deren Zwischenstufen der Fluß in gewaltigen Stromschnellen durcheilt. Bei Itarsi zweigt sich eine Nebenlinie durch das Vindhyagebirge nach Bhopal ab, von wo aus die Freunde der altindischen Kunst den berühmten Stupenbau von Santschi (S. 276) besuchen. Unterhalb Itarsi verläßt unser Zug das Narbadatal und wendet sich bei Kandwa nach Süden, um durch einen Einschnitt des Satpuragebirges auf die Hochebene des Dekan zu gelangen. Wir sausen an der alten Mahrattenfestung Asirgarh vorbei und befinden uns jetzt im Tale des Tapti. Bald ist die Station Bhussawal erreicht, die ich schon auf meiner Reise nach Kalkutta berührt hatte. Einer meiner Ordensbrüder,

P. Stein, ein Deutscher aus Köln, der früher Rektor des Jesuitenkollegs in Bombay war, wirkte damals in Bhussawal als Seelsorger einer etwa 800 Seelen zählenden katholischen Genossenschaft, die größtenteils aus Eisenbahnangestellten und ihren Familien besteht. Der ehrwürdige Herr und liebe Freund erwartete mich auf dem Bahnhofe und bot mir in liebenswürdigster Weise für einige Tage seine Gastfreundschaft an, die mir höchst willkommen war nach der langen und erschöpfenden Eisenbahnfahrt in tropischer Sonnenglut. Und so fand hier diese meine Ferienreise einen vorläufigen, sehr befriedigenden Abschluß. —

So hatte ich denn in wenigen Wochen wie im Fluge das Wunderland Indien durcheilt. Jetzt erst erfaßte ich den Sinn eines indischen Sprichwortes, das da lautet: „Die Entfernung zwischen Auge und Ohr ist sehr klein, aber der Unterschied zwischen Sehen und Hören ist groß.“ Wie vieles hatte ich schon über Nord- und Mittelindien gehört und gelesen! aber man muß diese Gebiete in Wirklichkeit sehen, muß sie mit offenen Sinnen durchwandern, will man ein richtiges Bild von ihnen gewinnen. Welche Gegensätze hat schon die schöpferische Natur hier auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammengedrängt: himmelhohe Gebirge, die noch nie eines Menschen Fuß betreten, schreckliche Fels- und Eismassen und daneben unabsehbare, üppig fruchtbare Tiefebenen; riesige Ströme, gesegnete Felder, erfrischende Haine, majestätische Wälder und undurchdringliche Sumpfdickichte — und daneben öde Steppen und wasserlose, tote Sand- und Steinwüsten! Und erst die Menschenwelt! Welch buntscheckiges Gewimmel zieht da vor unsern staunenden Blicken vorüber! Von dem gold- und juwelenbedeckten Radscha, von dem würdevollen briti-

schen Beamten und Offizier, von dem ernsten Mohammedaner mit seinem grünen Turban, von dem reichen parsischen Kaufmann mit seiner sonderbaren Kopfbedeckung, von dem selbstgefälligen Brahmanen mit seiner über Schulter und Brust geschlagenen heiligen Schnur, bis hinunter zu den Millionen und Millionen der nur spärlich bekleideten Angehörigen der niedern und unreinen Kasten — welch eine Mannigfaltigkeit der Rassen, der Bildung, der sozialen Stellung! Und wie vielen herrlichen Schöpfungen einer vieltausendjährigen Kunstentwickelung begegnen wir auf Schritt und Tritt in diesem Lande uralter Kultur! Was aber auf meiner Wanderung den tiefsten Eindruck in mir hinterlassen hat, das ist nicht irgend ein Werk der Menschenhand; es ist die erhabene „Wohnung des ewigen Schnee's", der eis- und wolkengekrönte Himalaya. Und niemals wird das Bild des königlichen Kantschindschinga, jenes Bergriesen, den der Allmächtige gleichsam als nördlichen Grenzwächter der indischen Lande hingestellt hat, aus meinem Geiste entschwinden.

Bombay, Januar 1903.





Milchgefäße aus Bambus.

Allerlei Buntes aus Indien.

Ein altes Sprichwort neu beleuchtet.

Im kalten Norden wie im heißen Süden sind die Menschen in ihren wesentlichen Eigenschaften einander völlig gleich. Jeder Mensch trägt in seinem Geiste dieselbe Erkenntnis- und Willenskraft, und dasselbe sittliche Grundgesetz ist in die Herzen aller eingeschrieben. Daher ist auch der Kreis der menschlichen Vorstellungen und Bestrebungen überall der gleiche, mag auch der Umfang desselben größer oder kleiner sein. Auch die äußern Bedingungen und Verhältnisse, denen das Menschenleben unterworfen ist, so verschieden sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, treffen sich doch immer und überall wieder in denselben Punkten. Reichtum und Armut, Gesundheit und Krankheit, Jugend und Alter, Vergnügen und Schmerz, Scherz und Ernst — alle diese Gegensätze machen sich im Menschendasein in allen Zonen und auf allen Bildungsstufen geltend. Und darum haben auch die praktischen Lebensregeln und Sprichwörter der Völker überall denselben Kern, wenn auch die äußere Schale dieser Weisheitssprüche oft sehr verschieden ist.

So sagt z. B. der Deutsche: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Der Franzose drückt den gleichen Gedanken also aus: „Il s'est pris à son propre piège,“ d. h.: „Er hat sich in seiner eigenen Falle gefangen.“ Auch dem Hindu ist dieselbe Vorstellung schon seit Jahrtausenden geläufig, wie die nachstehende Sage beweist, die ich mit gefälliger Erlaubnis des französischen Uebersetzers aus dem Buche: Contes Birmans d'après Th. Sâri Dammazat, par L. Vossions, entnehme und in freier Bearbeitung meinen werten Lesern hiermit darbiete.

In altersgrauer Zeit, bei Lebzeiten des großen Buddha selbst, lebte in der heiligen Stadt Benares ein Töpfer, der einen reichen Wäscher zum Nachbarn hatte. Letzterer galt als der geschickteste seiner Zunft und hatte daher sehr zahlreiche Kunden, was ihm viel Geld einbrachte. Leider folgt dem Reichtum immer der Neid auf der Ferse nach. Der Töpfer, der vom Glücke viel weniger begünstigt war, betrachtete mit scheelen Augen den täglich wachsenden Wohlstand des Wäschers. Die Silberlinge, die er auf dem Tisch des Nachbars klingeln hörte, die kostbaren Geschmeide, womit dessen Töchter sich schmückten, während seine eigenen Kinder sich mit Messingringen zufrieden geben mußten — alles dies erregte in seinem Herzen einen solchen Groll und Neid, daß er beschloß, dem Wäscher einen bösen Streich zu spielen.

In dieser schlimmen Absicht begab er sich in den königlichen Palast und bat um eine Audienz beim König, der ein gutherziger Fürst, aber weit davon entfernt war, die Weisheit Salomons zu besitzen.

„Majestät!“ so begann der Töpfer, „Euer Elefant ist schwarz wie Pech. Aber ich kenne einen Wäscher in dieser Stadt, der im Besitze von Bleichungsmitteln ist, durch die er auch das Schwärzeste weiß wie Schnee machen kann.

Euere Majestät braucht nur zu befehlen, und der Mann wird sicherlich den Elefanten weiß waschen. Dann wäre Euere Majestät der ruhmreiche Besitzer eines weißen Elefanten!“

Der Ruhm des Radscha war natürlich die geringste Sorge des verschmitzten Töpfers. Dieser beabsichtigte nur, den verhaßten Wäscher vor allen Leuten lächerlich zu machen und ihn so um seine gute Kundschaft zu bringen.

Der König war sehr erstaunt über den sonderbaren Vorschlag. Schon seit langer Zeit trug er in seinem Herzen das heißeste Verlangen nach dem Besitze eines weißen Elefanten.

Jedermann weiß, daß es zu allen Zeiten weise und törichte Fürsten gegeben hat. Diesem Könige fehlte es sogar an gesundem Menschenverstand. Ohne weiteres ließ er den genannten Wäscher vor sich kommen und gab ihm, zur größten Erheiterung der Höflinge, den Auftrag, sofort den schwarzen Elefanten weiß zu waschen.

Der Wäscher, der nicht auf den Kopf gefallen war, nahm den lächerlichen Befehl mit höchst ernster Miene entgegen. Er war in der Welt herumgekommen und erriet bald, woher der Wind wehte. Er schien die Heiterkeit der Hofschranzen nicht zu bemerken und antwortete dem König sehr respektvoll: „Ich will mein Bestes tun, den Befehl Euerer Majestät auszuführen. Aber es kann Eurer Majestät nicht unbekannt sein, daß wir Wäscher, bevor wir einen Gegenstand in Behandlung nehmen, denselben zuerst einige Zeit in ein mit Seifenwasser gefülltes Becken zum Aufweichen legen müssen. Das Gleiche muß auch mit dem Elefanten Eurer Majestät geschehen; leider aber steht mir dafür kein Gefäß von genügender Größe zur

Verfügung. Zum Glück kenne ich einen sehr geschickten Töpfer, der in kurzer Zeit ohne Mühe ein solches Becken anfertigen würde." Und er nannte dem Könige den Namen seines neidischen Nachbars. Sofort wurde der Wäscher vom Könige entlassen und der Töpfer wieder vorbeschieden. „Töpfer," so redete der König diesen an, „ich will deinen Rat befolgen und meinen schwarzen Elefanten weiß waschen lassen. Doch der Wäscher braucht ein sehr hohes und weites Gefäß, um den Elefanten einzuweichen, bevor er mit dem Waschen beginnen kann. Ich befehle Dir nun, sofort ein derartiges Gefäß zu verfertigen!"

Der arme Töpfer! Gerne hätte er das Geschehene ungeschehen gemacht; aber es war zu spät, und sein Leben stand jetzt auf dem Spiele. Der königliche Befehl mußte ausgeführt werden. War dies ein Unternehmen! Die ganze Zunft der Töpfer wurde zusammengerufen; alle mußten Hand anlegen an das riesige Werk. Und wirklich gelang es auch, in wenigen Tagen ein Becken aus Ton herzustellen, das groß genug war, einen Elefanten aufzunehmen. In feierlichem Aufzuge wurde das Riesengefäß dem Könige überbracht, der dasselbe sofort dem Wäscher zuschickte. Nun sollte das Einweichen des Elefanten beginnen. Stolz kam das gewaltige Rüsseltier mit seinem Kornak dahergeschritten. Allein kaum hatte der Riese einen Fuß in das Becken gesetzt, als dieses unter der ungeheuren Last in tausend Scherben zusammenbrach.

Der enttäuschte König befahl dem verblüfften Töpfer, ein neues Becken anzufertigen, das stark genug wäre, das Gewicht des Elefanten zu tragen. Es geschah so; aber jetzt hatte das Gefäß so dicke Wände, daß kein Feuer imstande war, das Wasser, womit das Becken gefüllt war,



Marwari Frauen.

genügend zu erwärmen. Der Töpfer mußte ein drittes, ein viertes Gefäß herstellen, doch ohne den gewünschten Erfolg. Also zog er sich den Zorn des Königs zu und verlor alle seine Kunden. Er wäre Hungers gestorben, hätte nicht der Wäscher sich seiner erbarmt und ihm wieder auf die Beine geholfen.

Eines hatte der Töpfer gewonnen: er war für immer vom Laster des Neides geheilt, da er an sich selbst die Wahrheit des Sprichwortes erfahren hatte: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Das böse Auge.

Mit Recht bezeichnet man das Auge als den „Spiegel der Seele.“ Auch in der Sprache der heiligen Schrift bedeutet ein „gutes Auge“ Aufrichtigkeit oder Wohlwollen, ein „böses Auge“ dagegen Falschheit, Hinterlist, Haß oder Neid. „Seht Ihr mich mit einem bösen Auge an, weil ich gut bin?“ fragt im Evangelium der Familienvater seine neidischen Arbeiter (Matth. XX., 16). Hier, wie in tausend andern Fällen, paßt sich das heilige Buch der den Menschen geläufigen bildlichen Redeweise an, die oftmals die Wirkung für die Ursache, den Teil für das Ganze setzt, und eine bestimmte Regel von einem Falle auf andere ähnliche Fälle überträgt.

Geheimnisvoll ist das Licht, das den unendlichen Raum erfüllt und Millionen und Millionen Wesen Leben und Freude spendet. Geheimnisvoll ist auch das Organ, welches da geschaffen ist für die Wahrnehmung des Lichtes: das Auge — namentlich das menschliche Auge. Bist du, lieber Leser, noch niemals unter dem zauberhaften Einfluß des Blickes eines unschuldigen Kindes gestanden? Glaubt man da nicht, durch dessen sanftes, weit offenes Auge bis in die tiefsten Falten seines arglosen Herzens schauen zu können? Ist es da nicht, als ob aus diesem weitgeöffneten Fenster der jugendlichen Seele geheimnisvolle Strahlen herausleuchteten, die alles bezaubern, deren Wirkung selbst ein

roher Mensch, ein Barbar sich nicht entziehen kann? Was ist dies anders als der Zauber der Unschuld und Herzenseinfalt, die sich in den klaren Augen des Kindes abspiegelt?

Ist aber das Kind zum Jünglinge, zum Manne geworden, dann wird das Augenspiel viel verwickelter. Bald verdüstert sich dann dieses Licht des Leibes, bald flammt es hell auf, gleich einem stark funkelnden Stern, der zur Nachtzeit plötzlich hinter einer schwarzen Wolke hervortritt. Alles hängt von der Leidenschaft ab, die gerade das Innerste bewegt. Das Menschenherz ist ja einem unergründlichen Ozeane zu vergleichen, wo die Stürme der Leidenschaften toben und die Wasser bis in ihre Tiefen aufwühlen. Die Wellenschläge aber erreichen die Ufer der Außenwelt, und wir nehmen im Auge abwechselnd den Ausdruck der Liebe, des Hasses, der Furcht, des Schreckens, des Zornes, Neides u. s. w. wahr. Und selbst wenn die Leidenschaften schweigen, blitzt aus dem Auge die höhere Intelligenz, wodurch der Mensch allen anderen Lebewesen des Erdballs überlegen ist, so daß zuweilen vor seinem Adlerblicke sogar der „König der Wüste" scheu zurückweicht.

Geistige Kraft, wann und wo immer sie sich kundgibt, flößt Achtung ein. Wenn sie obendrein noch vom Schleier des Geheimnisvollen umwoben ist, erweckt sie leicht bange Furcht und Scheu. Und so kommt es, daß auch der menschliche Blick seit uralten Zeiten ein Gegenstand abergläubischer Furcht geworden ist. Dieser besondere Aberglaube besteht darin, daß man gewissen Menschen die Kraft zuschreibt, durch ihren bloßen Blick allen denen zu schaden, auf welche derselbe gerichtet wird. Dem Auge solcher Personen sollen, selbst gegen ihren Willen, gewisse Strahlen entströmen, welche denen, die sie treffen, Schaden und Verderben bringen.

Die Griechen nannten diese gefürchtete Kraft bascania (*βασκανία*), die Römer fascinatio. Plutarch (Sympos. V. 7) erzählt nach seinem Gewährsmann Philalertus, daß die Thybier am Pontus nicht nur Kindern, sondern auch erwachsenen Leuten gefährlich waren, und daß alle, die von ihren Blicken getroffen wurden, unfehlbar eine schleichende Krankheit davontrugen. Bei Vergil (Eclog. III.) klagt der Hirte Menalcas: „Nescio, quis

teneros oculus mihi fascinat agnos." (Ich weiß nicht, was für ein scheeles Auge mir die zarten Lämmer behext).

Dieser Aberglaube des bösen Blickes blüht in vielen Ländern noch heutzutage. Die Neugriechen schützen sich gegen das „Kako mati" durch eine Art des Ausspuckens, die schon bei Theokrit (Idyll. IV, 39) erwähnt wird. In Italien nennt man denjenigen, der mit dem bösen Blick (malocchio) behaftet ist, einen jettatore. Wenn dort eine Person sich um irgend eines persönlichen Vorzuges willen, z. B. wegen Schönheit, Klugheit, Reichtum u. dgl. von andern loben hört, erhebt sie abwehrend die Hand und ruft aus: „Se malocchio non vi fosse", fürchtend, das Lob möchte seinen Grund in einer bösen Absicht haben. Die Türken pflegen Stellen aus dem Koran über ihre Haustüren zu malen und im Innern der Häuser Glaskugeln an den Zimmerdecken aufzuhängen; selbst ihre Pferdesättel tragen allerlei Ornamente, die den Zweck haben, den ersten Blick des Beschauers zu fesseln und so den Einfluß des bösen Auges von Reiter und Tier abzuhalten.

In der Heidenwelt, wo der richtige Gottesbegriff den Menschen verloren gegangen ist, wo alles entweder vergöttert oder verteufelt wird, ist selbstverständlich dieser Wahn noch sehr im Schwung. Zwar liebt es der Inder nicht, in Gegenwart eines Europäers über das böse Auge zu sprechen, wie er denn überhaupt sein innerstes Denken und Fühlen vor dem Europäer zu verschließen bemüht ist. Was gleich nach meiner Ankunft in Bombay meine Neugierde erweckte, das waren die Gewinde aus gewissen Baumblättern, womit die meisten Hauseingänge der Eingebornen überspannt sind. Auf mein Befragen versicherte man mir zuerst, es seien dies Schutzmittel gegen die bösen Geister. Andere sagten mir, es seien bloße Zieraten. Auch beobachtete ich wiederholt, daß auf den Stufen der Eingangstreppen Blumen und geometrische Figuren sorgfältig mit Kreide gezeichnet waren. Als ich mich über den Zweck dieser Zeichnungen erkundigte, bekam ich wieder das Wort Zierat zu hören. Ein Eingeborner sagte mir, die Figuren hätten den Zweck, die schlechte Luft vom Hause fernzuhalten. Erst nach langem Nachfragen vernahm ich von einem gebildeten Eingebornen, diese Lappalien


Diener eines vornehmen Hauses.

sollten vor der Wirkung des bösen Auges schützen; denn der gefürchtete erste Blick des Eintretenden falle ja natürlich auf diese Figuren, und damit sei die Gefahr von den Insassen des Hauses abgewendet.

Wie tief der Aberglaube des bösen Auges im indischen Volke wurzelt und wie gefährlich er mitunter werden kann, beweist folgende Begebenheit, die mir ein hochachtbarer, durchaus glaubwürdiger Europäer erzählt hat. Leider habe ich die Namen des Ortes und des unglücklichen Opfers vergessen; gleichwohl ist die Geschichte gut verbürgt.

Vor mehr als 50 Jahren zu der Zeit, als Indien noch von der Englisch-Ostindischen Kompagnie regiert wurde, verwaltete einer der obersten Beamten derselben einen ausgedehnten Kreis in Nordindien. Weil dieser Mann in seiner hohen Stellung viel Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitssinn an den Tag legte und mehr zur Milde als zur Strenge neigte, erfreute er sich bei all seinen Untertanen, bei arm und reich, hoch und niedrig, eines großen Ansehens. Auch bei seiner Hausdienerschaft war er sehr beliebt. Namentlich Krischnarao, sein Kammerdiener und Mundschenk, war ihm von ganzem Herzen zugetan. Es lebte aber auch im ganzen Lande kein glücklicherer Diener als dieser indische Ganymed; hatte er doch einen wohl-

wollenden und freigebigen Herrn, ein schönes und sanftes Weibchen und dazu ein munteres Töchterchen, das bereits 7 Jahre zählte, der Stolz und die Freude seiner Eltern war und von jedermann, selbst von dem mächtigen englischen Sahib, bewundert und gehätschelt wurde. Sein Glück war zu groß; es mußte anders werden.

Eines Abends betrat der Engländer, aus seinem Amtslokale zurückkehrend, den Hof seines Hauses, wo ihm das Töchterchen seines Kammerdieners entgegenlief. Der erste Blick des Beamten traf natürlich das Kind. Der Vater des kleinen Mädchens beobachtete alles dies von der Schwelle des Hauses aus. Von diesem verhängnisvollen Augenblicke an war es mit Krischnaraos Glück vorbei, denn das böse Auge hatte ja sein einziges Kind getroffen. In der Tat wollte es ein schrecklicher Zufall, daß das Töchterchen einige Tage darauf von einem bösartigen Fieber befallen wurde. Der Engländer rief die besten Aerzte der Gegend herbei, aber alle ihre Bemühungen waren erfolglos. Das Kind starb. Von nun an war der arme Krischnarao ganz schwermütig; seine bisherige Liebe und Ergebenheit gegen seinen Herrn hatte sich in stummen Haß verwandelt.

Kurze Zeit darauf verschwand der Beamte plötzlich. Niemand wußte, was aus ihm geworden war. Die Oberbehörden stellten überall Nachforschungen an, aber ohne jeden Erfolg. Ein Verbrechen schien ausgeschlossen zu sein, da der Mann allgemein geachtet und beliebt gewesen war. Zuletzt kam man auf den Gedanken, er sei, ohne Urlaub zu nehmen, nach Europa gereist — eine Annahme, die in Anbetracht des etwas exzentrischen Charakters des Mannes nicht ganz unwahrscheinlich erschien.

Einstweilen wurde die Stelle des Verschwundenen durch

einen Ersatzmann verwaltet, der die Dienstwohnung und auch die Dienerschaft des Vorgängers beibehielt. Krischnarao heiterte sichtlich wieder auf im Dienste des neuen Herrn. Es verstrich ein ganzes Jahr, und schon hatte man den auf so rätselhafte Weise verschwundenen Beamten beinahe vergessen.

Einst — es war an einem Sommerabend und die Luft war drückend schwül — setzte sich der neue Beamte im Speisesaal des Hauses an die wohlbesetzte Tafel. Sein einziger Tischgenosse war ein Amtsbruder aus der Nachbarschaft, der soeben auf Besuch gekommen war. Der über dem Tische angebrachte Hängefächer wurde in rascher Schwingung erhalten mittels eines Seiles, an dem ein auf der Veranda postierter brauner „boy“ melancholisch zog. Krischnarao trug dienstbeflissen die Speisen auf. Da plötzlich löst sich etwas von der Decke des Gemaches — ein langes, ringelndes Ding — und fällt auf den Tisch hinunter. O Schrecken! es ist eine Schlange. Aber Krischnarao eilt flugs mit einem Stocke herbei, und der Eindringling büßt auf der Stelle seinen Frevel mit dem Tode. Doch wo eine Schlange ist, da finden sich gewöhnlich zwei oder mehrere. Es wird eine Leiter angestellt, und der Gastgeber steigt zur Zimmerdecke hinauf und reißt vorsichtig den durchlöcherten Leinwandüberzug von den Sparren los. Sieh da! um einen Sparren hat sich eine andere riesige Schlange gewickelt. Jetzt gilt es Vorsicht! Rasch eine Flinte herauf, und kein Geräusch unterdessen! Der Schütze legt an, zielt, der Schuß erkracht, und mit schrecklichem Gepolter stürzt jetzt die vermeintliche Schlange herunter auf dem Fußboden. Aber o Entsetzen! es ist die ausgedörrte Leiche des vermißten Beamten. Die halbvermo-

derten Kleider lassen keinen Zweifel aufkommen; selbst die goldene Uhr hängt noch aus der zerfetzten Westentasche heraus. Die Engländer sind starr vor Schrecken. Krischnarao aber erbebt; seine Füße wollen ihn nicht mehr tragen und er fällt zu Boden. Ein furchtbarer Verdacht steigt jetzt im Geiste des Beamten auf. „Verräter! Mörder!" schrie er dem Diener zu, „Du hast deinen Herrn ermordet und den Leichnam hier versteckt! Du mußt sterben!" Krischnarao nahm zitternd sein Todesurteil entgegen und gestand, daß er wirklich den Sahib getötet, weil dessen böses Auge den Tod seines einzigen Kindes verursacht habe.

Der Kampf gegen die reißenden Tiere und Giftschlangen in Indien (1903).

Alljährlich wird von der indischen Regierung ein Ausweis über die Zahl von Menschenleben veröffentlicht, welche innert Jahresfrist den reißenden Tieren und Giftschlangen zum Opfer gefallen sind, und jedesmal erregen diese Berichte in Europa Staunen und Entsetzen. Auch im verflossenen Jahre 1902/1903 haben es die wilden Tiere in diesem großen, dichtbevölkerten Lande gar arg getrieben. Vom 1. Sept. 1902 bis zum 1. Sept. 1903 sind in Vorderindien 2836 Menschen von den großen Raubtieren zerrissen worden. Am gefährlichsten sind dem Menschen der Königstiger und der Panther. Was den Löwen, den bemähnten König der Tiere, anbetrifft, so ist derselbe in Vorderindien selten und wird hier meist durch eine kleinere, rötlich-fahlgelbe, mähnenlose Form, den Gudschratlöwen, Oedibagh oder Kameltiger der Eingebornen (Leo googratensis), vertreten, der besonders im Küstengebiet südlich von der Indusmündung zahlreich vorkommt und dem



Phot. Underwood.

Schwimmender Königstiger.

Menschen viel weniger gefährlich wird, als seine afrikanischen Vettern.

Der frechste und gefährlichste Feind des Menschen ist hier der Königstiger (Felis tigris). Er ist der Schrekken der indischen Lande und gilt dem Inder mit Recht als Inbegriff alles Entsetzlichen. Unter Umständen, sagt Brehm, zieht er sich vor dem Menschen zurück, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Uebersättigung und damit zusammenhängende Faulheit, oder aber Schrecken

infolge plötzlicher Ueberraschung sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzuges. Tiger, die zum erstenmale mit Menschen zusammenkommen, nehmen wahrscheinlich immer Reißaus; andere lassen sich, wie Junghuhn behauptet, durch lautes Geschrei aus der Fassung bringen: die einen wie die andern lernen jedoch sehr bald in dem Menschen ein leicht zu bewältigendes Wild kennen und werden dann so gefährlich, daß man begreift, wie eingeborene Mütter, wenn sie von einem Tiger sich bedroht sehen, ohne auf Hilfe rechnen zu können, ihre Kinder preisgeben, um sich selbst zu retten. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche vom Ertrage des Waldes leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erstere müssen nicht nur in beständiger Sorge um ihre Herden, sondern auch um sich selbst sein, und von ihnen verliert bei weitem der größte Teil durch Tiger das Leben. Auch die Briefträger befinden sich in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Postboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleite von Lanzen- und Fackelträgern sowie den Lärm der Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien und ungeachtet dieser Begleitung noch oft genug weggeholt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gunnaflusses in Gudschrat wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt, einmal sogar anstatt eines Menschen das Felleisen. Erst vor einem halben Jahre ist im Norden Indiens ein katholischer Missionär, ein seeleneifriger Kapuziner aus Tirol, einer Tigerin zum Opfer gefallen. Derselbe war eines Tages von seiner abgelegenen Missionsstation aus in die nächste Stadt gegangen, um dort Lebensmittel einzukaufen und Geld für die Löh-

nung seiner Katechisten zu holen. Auf dem Rückwege wurde er von einer Tigerin, die in einem Dickicht auf ihn lauerte, überfallen, fortgeschleppt und zerrissen. Die Kleidungsstücke, das Geld und einzelne Knochen waren alles, was man noch von ihm auffinden konnte. Mancher kühne Jäger hat seither dieser Bestie aufgelauert; aber sie erfreut sich noch bis zur Stunde der vollsten Freiheit.

Wenn ein Tiger einmal dem Laster der Menschenfresserei huldigt, kann bloß eine gutgezielte Kugel dieser bösen Angewöhnung ein Ende machen. In der Gegend von Tschanda (Zentralprovinzen) verzehrte eine einzige Tigerin in zwei Jahren 132 Menschen! Von einem andern „maneater" behauptet man, daß seine Jahresration 80 Personen betrug, und die abergläubischen Bewohner der betreffenden Gegend hielten diesen Mordgesellen für eine Art Gott, der in seinen Gliedern die Körperstärke seiner sämtlichen Opfer vereinigte. Ganze Dörfer mußten schon der Tiger wegen von den Bewohnern verlassen werden.

Dem prächtig gestreiften Königstiger reiht sich als Zerstörer menschlichen und tierischen Lebens sein gefleckter Verwandter, der Panther (Leopardus Panthera), würdig an. Derselbe ist mutiger, flinker und gewandter als der Tiger, wenn er auch an Muskelkraft diesem nachsteht. Hat auch er einmal Menschenfleisch verkostet, so verschmäht er fortan andere Beute und fällt beständig neue Opfer an, in deren Blut er sich förmlich berauscht. Man hat ein Beispiel, daß ein einziger Panther 200 Menschen aufgefressen hat.

Unberechenbar ist der Schaden, den die reißenden Tiere Indiens der Landwirtschaft zufügen. Während des oben angegebenen Zeitraumes haben Tiger, Panther, Wölfe, Bären und Hyänen nicht weniger als 80,796 Stück Horn-

vieh geraubt, wovon auf die Panther 38,200 Stück, auf die Tiger 30,500 Stück entfielen. Zu diesem sehr beträchtlichen Verluste kamen noch 9000 Stück Vieh, die entweder von Riesenschlangen (Peddapodda, Python tigris) verschlungen wurden, oder durch die Bisse der Giftschlangen verendeten.

Ja, das Schlangengezücht! Indien war von jeher berüchtigt als Schlangenland. In keinem andern Lande der Erde sind die Giftschlangen sowohl an Arten als an Individuen zahlreicher vertreten als in Indien, namentlich in Südindien. Der Mensch ist hier durch diesen „listigen Erbfeind" seines Geschlechtes weit mehr bedroht, als durch die großen Raubtiere. Diese finden sich vorzugsweise in dünner bevölkerten Landstrichen, wo ohnedies jeder Eingeborne beständig auf der Hut und an Gefahr gewöhnt ist; jeder kennt die nötigen Vorsichtsmaßregeln, und daher kommen Unglücksfälle weniger häufig vor. Aber selbst in den bevölkertsten Gegenden ist bei dem allerwärts üppigen Pflanzenwuchs jede Hütte von dichtem Gestrüpp umgeben, das jederzeit für Giftschlangen einen trefflichen Aufenthaltsort abgibt. Dieses Gestrüpp ist von zahlreichen Fußpfaden nach allen Richtungen hin durchgezogen, und nichts ist leichter, als auf denselben dahingehend unversehens auf eine Giftschlange zu treten, die dann ihrerseits durch einen tödlichen Biß antwortet. Der Zoologe Günther *) zählt für ganz Britisch-Indien 79 Arten Giftschlangen auf, von denen allerdings mehr als die Hälfte zu den Meerschlangen gehören. Alle Schlangen, welche die Küstengewässer und Strandsümpfe bewohnen, sind giftig, während die Süßwasserschlangen harmlos sind. Im letzten Berichtsjahre

*) On the Reptiles of British India.



Der Chichai-Fall in Bundelkhand.

1902/03 sind 23,166 Personen durch den Biß giftiger Schlangen getötet worden. Der größte Missetäter unter diesem ekeligen kriechenden Gewürm ist unstreitig die berüchtigte Brillenschlange.

Die Cobra di Capello oder Hutschlange der Portugiesen, schlechtweg Cobra genannt, die Brillenschlange der Inder (Naja tripudians) — sagt Brehm — ist eine Schlange von 140—180 Centimeter Länge und lohgelber, in gewissem Lichte ins Aschblaue schimmernder Färbung; in ihrem Nacken hebt sich deutlich eine Zeichnung ab, die mit einer Brille Aehnlichkeit hat. Sie ist in mehreren Spielarten über ganz Indien verbreitet und hält sich gerne in der Nähe der menschlichen Wohnungen auf, wo sie unter dem Schutze ihrer Färbung in Steinhaufen, altem Gemäuer und an ähnlichen Oertlichkeiten ihrer Nahrung nachgeht, die aus kleinen Wirbeltieren besteht. Eine besondere Eigentümlichkeit der Hutschlangen, zu denen auch die ägyptische Schildviper, (Uräusschlange, Schlange der Kleopatra, Naja haje) gehört, besteht darin, daß sie bei senkrechter Erhebung des vorderen Teiles ihres Leibes den Hals scheibenförmig ausbreiten können, indem sie die vorderen acht Rippen seitlich richten. Bei dieser Stellung halten sie den Kopf unabänderlich wagrecht, und es sieht dann allerdings aus, als ob sie einen großen, runden Hut trügen; jedoch gewinnt man diesen Eindruck nur, wenn man sie von hinten betrachtet, während die Rippenscheibe, von vorne gesehen, zu einer Vergleichung mit einem Schilde gleichsam herausfordert. Wer ein einziges Mal eine Hutschlange gesehen hat, wenn sie, durch den Anblick eines Gegners, insbesondere eines Menschen erschreckt oder gereizt, sich erhoben, das vordere Drittel ihres Leibes emporgereckt, den Schild gebreitet hat und nun langsamer oder schneller in dieser majestätischen Haltung zum Angriffe oder mindestens zur Abwehr gerüstet, auf den Gegenstand ihres Zornes zuschlängelt, vorn unbeweglich wie eine Bildsäule sich haltend, hinten jeden Muskel anstrengend, und wer da weiß, daß ihr Biß tödlich wirkt, begreift, daß sie von jeher die Aufmerksamkeit des Menschen erregen mußte, versteht, warum man ihr göttliche Ehre erzeigte und sie

benutzte, um mit dem Wesen und den Eigentümlichkeiten der Schlange nicht vertraute Menschen zu täuschen. — So Brehm.

In der Tat bringt der gläubige Hindu dieser gefährlichen Schlange eine hohe Verehrung entgegen; ist sie doch das Sinnbild Schiwas, des zerstörenden Gottes. Wenn der Inder das giftige Kriechtier in irgend einem Verstecke seiner Wohnung entdeckt, so verbeugt er sich vor ihm, bringt ihm Milch und behandelt es als eine Art Hausgötzen. Wenn dann die Cobra, die nichts von Dankbarkeit weiß, ein Familienglied beißt, so trägt der Hausvorstand den Unhold ins Freie und gibt ihm die Freiheit. Dieser Umstand erklärt das ungemein häufige Vorkommen dieser Schlange in einzelnen Bezirken Indiens. Der Arzt Nicholson behauptet, daß man z. B. im Distrikt Bangalur auf 1 km² wenigstens 400 Exemplare der Cobra finden würde.

Die indischen Gaukler, die das Wesen und Gebaren der Brillenschlange genau kennen, reizen sie, tanzende Bewegungen auszuführen, d. h. die Kampfstellung anzunehmen und sich wieder niederzulassen; ja sie berühren sogar das zischende Tier mit Hand und Mund, ohne ihm vorher die Gifthacken ausgebrochen zu haben, doch endigt dieses Wagestück nicht selten mit dem Tode des armen Zauberers. Denjenigen Cobras, welche die Schlangenbeschwörer sich um den Arm oder den Hals winden, sind sicherlich die Giftzähne immer ausgebrochen. Auch treiben die Gaukler ihr gefährliches Spiel mit keiner andern Giftschlange.

Natürlich kämpft der Mensch mit seinen überlegenen Waffen auf jede mögliche Weise gegen alle diese Landplagen. Es wurden im letzten Jahre erlegt: 1311 Tiger, 4413 Panther, 2373 Wölfe, 1858 Bären u. s. w.; zudem wurden 12,595 Giftschlangen vertilgt. Doch ist die Zahl der getöteten Schlangen in Wirklichkeit viel größer, indem der Ausweis sich bloß auf diejenigen bezieht, für deren Erlegung eine Prämie, gewöhnlich 30 Cts., erhoben wurde. Die Regierung zahlte in diesem Jahre an Prämien für getötete Raubtiere und Schlangen die Summe von 166,278 Franken aus. Es werden bezahlt für einen menschenfressenden Ti-

ger 250 Franken oder unter Umständen noch mehr, bis 1000 Franken; für einen gefährlichen Elefanten 175 Franken; für einen jungen Tiger 88 Fr.; für einen Panther 44 Fr.; für einen Bären 17 Fr.; für einen Wolf oder eine Hyäne 12 Fr. ꝛc. So ansehnlich diese Prämien manchem europäischen Jäger erscheinen mögen, so sind sie doch gering. Ein Nimrod aber findet hier ein weites Feld für sein Vergnügen.

Die meisten Tiger und Panther werden in Fallgruben oder durch Gift erbeutet. Nur die besten Schützen wagen es, ihre Kunst an diesen riesigen Raubkatzen zu versuchen. Wo Geschicklichkeit und Geistesgegenwart fehlen, da wäre das Unternehmen eine Tollkühnheit. Schon die bunte Färbung ihres Felles gewährt diesen Tieren einen gewissen Schutz vor Nachstellungen. Diese Färbung scheint sehr auffällig zu sein; aber dem ist nicht so. Sie entspricht nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden so vollkommen der Färbung der Umgebung, in der sich das freilebende Tier bewegt, daß oft genug der im Dickicht lauernde Räuber selbst von dem scharfen Auge des erfahrenen Jägers übersehen wird. Beim Tiger, dessen Lieblingsaufenthalt die Dschungeln oder Sumpfdickichte sind, stimmt die rote oder gelbe Grundfarbe seines Haarkleides mit der Färbung der modernden Blätter und Stengel überein, die den Boden dicht bedecken, während die schwarzen Querstreifen den dunkeln, streifenförmigen Schatten der Schilf- und Rohrstengel ähneln. Ebenso täuscht das „Rosenfell" des Panthers, der im Dickicht des Urwaldes ruht oder auf Beute lauert, genau das Spiel der Sonnenstrahlen und die kreisförmigen Schatten der Blätter vor. Auf diese Weise sind die Fleischfresser nicht nur selbst vor ihren Feinden geschützt,



Reitelefant mit Führer (Kornak).

sondern sie werden auch zu lebendigen Fallen für die Tiere, von denen sie sich ernähren.

Zuweilen wird Indien von hohen Persönlichkeiten aus Europa besucht, die sogleich von großartigen Tiger- oder Elefantenjagden träumen. Ihnen zu Ehren veranstalten die Gouverneure und Radschas große Treibjagden, wo die Herren das Vergnügen haben, vom hohen Rücken eines Elefanten herab dem Tiger eins auf den Leib zu brennen. Der echte Tigerjäger verschmäht eine solche Jagdmethode; er greift seinen Gegner in mehr ritterlicher Weise an und gestattet ihm gleiche Bedingungen des Angriffs. Es sind hier hauptsächlich viele englische Offiziere, welche diesem gefahrvollen und aufregenden Sporte huldigen. Wenn ein solcher tapferer Jünger des Mars und der Diana von einem Tiger Kunde erhält, dingt er sich ein halbes Hundert eingeborner Treiber. Diese umzingeln den verdächtigen Wald oder Busch enger und enger und suchen das erschreckte Tier durch Geschrei und Trommelschlag in die Richtung des auf dem Anstande stehenden Sahibs zu treiben. Sobald der Tiger aus seinem Verstecke hervorbricht, läßt ihn der Schütze auf 30—40 Schritte nahe kommen und sendet ihm eine Kugel durch den Kopf oder das Herz. Wehe dem Manne, wenn er sein Ziel verfehlt oder die gräuliche Katze nur verwundet hat! Ein Kampf auf Leben und Tod ist dann unausbleiblich.

Trotz aller vereinten Bemühungen der Regierung und der Bevölkerung scheint bis anhin weder das Raubzeug noch die Schlangenbrut in bemerkenswertem Grade abgenommen zu haben. Es ist das weiter auch nicht überraschend, wenn man in Betracht zieht, welch ungeheure Gebiete diesen Würgern geeignete und sichere

Schlupfwinkel bieten, Gebiete, die ihrer klimatischen Verhältnisse wegen — es sei hier nur an den Terai und an die Sundarbans erinnert — niemals, oder dann nur teilweise und mit riesigen Opfern, der Kultur erschlossen werden können. Solange aber ganze große Landstriche der schlimmen Brut die denkbar günstigsten Lebensbedingungen bieten, solange ist an eine starke Verminderung derselben, trotz aller Anstrengungen, nicht zu denken, eine völlige Vernichtung aber ganz und gar unmöglich. Und so wird Indien voraussichtlich noch lange das Paradies der Tiger und Schlangen bleiben.

Eine kritische Lage.

Episode aus dem indischen Aufstande von 1857/58. *)

Die Schlacht von Plassey am 23. Juni 1857, in der Lord Clive mit einem Heere von 3000 Mann, worunter 900 Engländer, den tapferen, aber grausamen Nawwab von Bengalen, Siradsch-ud-Daula schlug, entschied über das Geschick Indiens, wenn auch durch den Sieg zunächst nur die Provinzen am untern Laufe des Ganges in den Besitz der Englisch-Ostindischen Kompagnie übergingen. Von hier aus erfolgte die ununterbrochene Erweiterung des britischen Besitzstandes durch die englischen Generalgouverneure. Diese unaufhörlichen Gebietserwerbungen aber, sowie die schroffe Durchführung verschiedener tiefgreifender Reformen, zahlreiche Härten in der Verwaltung und häufige Mißachtung der nationalen Vorurteile hatten seit Jahrzehnten in den weitesten Schichten des Volkes, bei den Mohammedanern sowohl, als bei den Hindu einen tiefgehenden, unversöhnlichen Haß gegen die fremden Machthaber gezeitigt. Die Amtsführung Lord Dalhousies (1848—56) war nicht geeignet, die bestehenden Gegensätze zu mildern, und als Lord Canning, der neue Generalgouverneur, Ende 1856 an die Spitze der Verwaltung trat, war

*) Nach Mitchell-Forbes, Reminiscences of the Indian Mutiny.

das Maß des kaum mehr unterdrückten Grolles zum Ueberlaufen voll. Hundert Jahre sollte die Herrschaft des britischen Radscha dauern, so hatten die indischen Astrologen prophezeit, und jetzt war das hundertste Jahr angebrochen. Eine fieberhafte Erregung durchzuckte das weite Reich. Von den Abhängen des Himalaya bis zum Kap Komorin zogen unzählige politische Sendlinge unter der Maske frommer Pilger von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, überall die wildesten Gerüchte über das nahe Ende der Fremdherrschaft verbreitend. Wie einst die Walliser Mazze, so wanderten hier kleine, flache Brotkuchen von Gehöft zu Gehöft, so daß selbst der abgelegenste Bauer über den kommenden Kampf auf Leben und Tod unterrichtet war.

Die Verhältnisse schienen einer gewaltsamen Erhebung günstig. Englands Ansehen hatte durch verschiedene Wechselfälle im Kriege mit Afghanistan gelitten; das Land war infolge des Krimkrieges von europäischen Truppen entblößt. In den indischen Garnisonen standen an englischer Besatzung insgesamt etwa 40,000 Mann, während die einheimischen Truppen oder Sipahis über 200,000 Mann zählten. In diesem kritischen Momente erfolgte die Neubewaffnung der einheimischen Truppen mit dem Enfieldgewehre, dessen Patronen angeblich mit Rinder- oder Schweinefett bestrichen waren, ersteres den Hindu, letzteres den Mohammedanern ein Greuel. Diese „greased cartridges" (gefetteten Patronen) waren gleichsam der zündende Funke, der in die längst vorbereitete Mine der Empörung fiel.

Im Mai 1857 brach der allgemeine Sturm los. 100,000 Sipahis erhoben das Banner des Aufruhrs gegen die verhaßten Ausländer. Dazu gesellte sich noch der Janhagel der größeren Städte, während das eigentliche Volk sich nur hier und da an den Plünderungen und Metzeleien beteiligte, sonst aber nicht mitfocht, so daß die Sipahis im großen und ganzen auf sich beschränkt blieben. Die englischen Offiziere wurden auf den Paradeplätzen niedergeschossen, die Kriegsmagazine geplündert. Die ersten Meutereien erfolgten in Kalkutta, Lakhnau und Mirat. Von letzterer Stadt eilten die Aufrührer nach Dehli, das sie unter den fürchterlichsten Greueltaten gegen die Europäer eroberten. Teils gleichzeitig, teils später verbreitete sich der

Aufstand über die meisten Garnisonstädte der Nordwestprovinzen, sowie über einzelne Städte des Pandschab und Mittelindiens. An vielen Orten wurden entsetzliche Grausamkeiten verübt. Der bedeutendste Führer der Rebellen war der Mahrattenfürst Nana Dundhu Panth, gewöhnlich Nana-Sahib (zu deutsch „Herr Großvater") genannt, der, ein Adoptivsohn des letzten Peschwa von Puna, seinerzeit mit seinen Ansprüchen auf eine Jahrespension, die der Peschwa von der britischen Regierung bezogen hatte, abgewiesen worden war. Dieser ließ im Mai und Juni 1857 zu Kanpur den General Wheeler samt dessen Familie, 100 andere britische Offiziere und 210 Soldaten, die sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, sowie 590 andere Engländer niedermetzeln und ihre Frauen und Kinder in einen tiefen Brunnen werfen. Kurz, die letzte Stunde der englischen Herrschaft über Indien schien geschlagen zu haben. Aber der britische Löwe zeigt sich niemals fürchterlicher, als wenn er in die Enge getrieben ist. Es gelang den Engländern, im September 1857 Dehli nach einer dreimonatlichen Belagerung zu erstürmen. Noch während der Belagerung von Dehli wurden die Aufrührer unter Nana-Sahib von den englischen Truppen in mehrern Schlachten besiegt und die Blutszenen von Kanpur ebenso blutig gerächt. Nach dem Falle Dehlis wurde Lakhnau, die Hauptstadt des von den Engländern 1856 annektierten Königreichs Oudh, der Mittelpunkt des Aufstandes. Erst am 19. März 1858 nahmen die Engländer unter dem Obergeneral Sir Colin Campbell diese Stadt ein, wodurch das Schicksal der Empörung entschieden war, obschon die flüchtigen Sipahis in Oudh und in den Moor- und Gebirgsgegenden an der Grenze von Nepal noch bis Ende 1858 einen gefährlichen Kleinkrieg führten und den Engländern viel zu schaffen machten.

Was hier folgt, ist eine merkwürdige Episode aus der Eroberung von Lakhnau im März 1858.

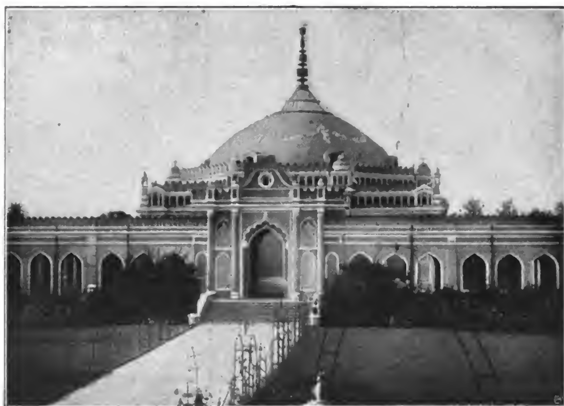
Es war am Abend des 11. März. Schwarzer Pulverdampf lagert sich über die von der Kriegsfurie durchtobte Stadt. Blutrot sinkt im Westen die Sonne unter den Horizont und scheint noch einen Augenblick zu zögern,

um mit ihren letzten Strahlen die in den Straßen der Vorstädte sich abspielenden Greuelszenen noch grausiger zu färben. Das 91. schottische Regiment hatte auf seinem Vormarsche gegen die Moschee und das Grabmal des Schah Nudschif etwa 2000 Rebellen niedergestreckt. Endlich setzte das nächtliche Dunkel der Wut der vordringenden Hochländer ein Ziel.

Die genannte Moschee schien von den Feinden gesäubert zu sein und hätte den zum Umfallen erschöpften Kriegern ein willkommenes Nachtquartier geboten. Die tapferen Schotten ziehen es aber vor, am Eingange des Gebäudes unter freiem Himmel sich zur Nachtruhe niederzulegen; denn vom Innern der Stadt her, wo die Empörer in drohender Nähe verschanzt sind, ist ein nächtlicher Ueberfall keineswegs ausgeschlossen. Es werden deshalb an allen wichtigern Punkten Schildwachen aufgestellt, und die Unteroffiziere machen von Zeit zu Zeit ihre Runde. Für die ersten zwei Stunden der Nacht fällt diese Dienstpflicht dem Korporal Forbes zu.

Todmüde sinken die Soldaten ringsumher auf den harten Boden nieder, um sich durch einige Stunden Schlummer zu erquicken. Doch die blutigen Bilder des Tages schweben noch im Traume vor ihrem Geiste. Und so vernimmt denn der gute Korporal Forbes auf seinen Rundgängen manchen verworrenen Ausruf. Hier bricht ein Schläfer in den Schlachtruf aus: „Kanpur!“ Dort richtet sich ein zweiter halb auf und schreit: „Da sind sie; zielt niedrig!“ Ein dritter ruft: „Bajonett auf!“ Ein vierter träumt von seinen Lieben im fernen Hochland und flüstert: „Mutter, ich will dich nicht mehr verlassen!“ . . . .

Inzwischen fand der Korporal auch Zeit, die nächst-



Moschee des Schah Nudschif in Lakhnau.

liegenden Räume der Moschee zu inspizieren. In der Eile der Flucht hatten viele der Rebellen daselbst ihre offenen Oellampen brennend zurückgelassen. Forbes nimmt eine solche Lampe und tritt in eine anstoßende große Halle ein. Aus Furcht, von versteckten Feinden plötzlich überfallen zu werden, geht er langsam und bedächtig vorwärts, indem er mit der Linken die Lampe über den Kopf hält. Der Boden unter seinen Füßen fühlt sich ganz weich an; er kann keinen festen Stand fassen und rutscht bald vorwärts, bald rückwärts. „Recht trockener Sand dies!" dachte er. Bald konnte er kaum mehr weiter gehen; denn seine Füße steckten bis über die Knöchel im weichen Sande. Forbes beugte sich nieder und näherte die Lampe dem Boden, um diesen lästigen Sand näher anzusehen. Merkwürdig! Der Sand ist pechschwarz und bedeckt mehrere Zoll hoch den

Boden des ausgedehnten Gemaches. Jetzt richtete er seine Blicke gegen die Wände. Was sieht er da? Unzählige Bomben sind ringsumher aufgeschichtet, dazwischen Reihen von kleinen Fässern. Was mögen diese Fässer wohl enthalten? Die Bomben lassen es erraten. Plötzlich geht dem Korporal ein Licht auf. Noch einmal beugt er sich, um den geheimnisvollen Sand zu untersuchen. Kein Zweifel! er steht mitten im Pulvermagazin der Feinde. Der Schrecken lähmt ihm beinahe die Glieder. Die Lampe schaukelt in seiner zitternden Hand, und der glimmende Docht hängt schon einen Zoll weit über den Rand hinunter. Doch nach wenigen Augenblicken hat der Arme seine Geistesgegenwart wieder gefunden und er erfaßt blitzschnell mit voller Hand den brennenden Docht. Das Licht ist ausgelöscht, und mit einigen kräftigen Sätzen ist der Korporal wieder im Freien.

Im nächsten Augenblicke steht Forbes vor dem Kommandanten; er ist leichenblaß, starr und sprachlos wie ein Gespenst, und seine Hand drückt noch immer krampfhaft den verhängnisvollen Docht zusammen. Er will sprechen, aber die Zunge versagt ihm den Dienst. Endlich wies er mit der einen Hand auf das Pulver, das noch seinen blutbespritzten Schuhen anklebte, und mit der andern auf die Moschee hin. Diese stumme Gebärde besagte mehr, als eine lange Meldung. Sofort war dem Offizier klar, welch eine furchtbare Gefahr den ruhenden Truppen in unmittelbarer Nähe drohte. Unverzüglich werden die Wachen alarmiert. Von allen Seiten dringt man in den weitläufigen, hoch zum Nachthimmel ragenden Bau ein. Jeder Gang, jede Nische, die weiten Hallen und Höfe, alles wird vorsichtig und gründlich durchsucht. Bald findet man auch den Schurken,

der den Auftrag hatte, das Magazin samt der ganzen Moschee in die Luft zu sprengen, um so das gefürchtete Regiment unter den Trümmern zu begraben. Am folgenden Morgen entfernte man aus dem erwähnten Raume 20 Fässer Pulver, 150 achtzöllige Bomben und 5000 Pfund loses Pulver, das der brave Forbes anfänglich für schwarzen Sand gehalten hatte.

Die Pest in Indien.

„A peste, fame et bello libera nos, Domine! Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“ so flehen wir Katholiken in der Allerheiligenlitanei. Die ganze Bedeutung und den furchtbaren Ernst dieser Bitte fühlt man heutzutage wohl nirgends besser, als hier in Indien.

„Die Pest in Bombay!“ Das war der Schreckensruf, der in den letzten Septembertagen des Jahres 1896 die indische Großstadt durchhallte und vom allzeit dienstbereiten Telegraphen mit Blitzesschnelle in alle Welt hinausgetragen wurde. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, suchten anfänglich die Aerzte und die Behörden die öffentliche Meinung zu beruhigen, indem sie die schreckliche Seuche euphemistisch als „bubonisches Fieber“ bezeichneten. Als aber Tag für Tag im Stadtbezirke durchschnittlich 200 Personen an der fürchterlichen Krankheit starben, da war kein Vertuschen mehr möglich. Eine wahre Panik ergriff die Bevölkerung; das gewohnte Leben und Treiben war wie gelähmt; Handel und Verkehr stockten. Alle, denen ihre Mittel und Verhältnisse es irgendwie gestatteten, flohen aus der verseuchten Stadt; ganze Quartiere waren wie ausgestorben, und in wenigen Wochen hatte die Zahl der Einwohner sich um Hunderttausende vermindert.

Seit dem Spätjahre 1896, also seit bald 11 Jahren, weilt dieser unheimliche Gast in unsern Mauern, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann er uns, wenigstens für einige Zeit, verlassen wird. Und nicht bloß in unserer Inselstadt, sondern auch in einem großen Gebiete der vorderindischen Halbinsel, namentlich in Süd- und Zentralindien, in den Nordwestprovinzen und im Pandschab, hat die Pest während der letzten zehn Jahre grausige Verheerungen angerichtet und eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung verursacht. Und nur zu oft hat der schwarze Würgengel mit seinem würdigen Genossen, dem fahlen Dämon des Hungers, sich verbündet, um in diesem von der Natur sonst so gesegneten Tropenlande, das fast den fünften Teil sämtlicher Erdbewohner beherbergt, namenloses und unbeschreibliches Elend anzustiften.

Doch lassen wir einige Zahlen sprechen. Gleich bei ihrem ersten Auftreten raffte die Seuche in Bombay vom 1. Oktober 1896 bis Ende Februar 1897 wenigstens 19,000 Menschen weg. In dieser Zahl sind die vielen Flüchtlinge, die auf der Flucht gestorben, nicht inbegriffen, 1899—1900 stieg die Sterblichkeit infolge von Pest und Hungersnot, auf das Tausend berechnet: in Bombay von 35,7 auf 70,1, in Bengalen von 31,2 auf 36,6, im Pandschab von 29,6 auf 47,7, in den Zentralprovinzen von 28,1 auf 56,8, in Berar von 39,9 auf 82,7, in Adschmir-Merwara von 33,2 auf 120,0 u. s. w. Vom Oktober 1896 bis zum Oktober 1903, also in einem Zeitraum von sieben Jahren, sind in Bombay allein nach amtlichen Ausweisen 184,752 Menschen der Pest zum Opfer gefallen. Für ganz Indien berechnete man für diese sieben Jahre die Zahl der Sterbefälle an der Pest auf 1½ Millionen.

Dazu aber müssen wenigstens noch $1/2$ Million Fälle gerechnet werden, die nicht bekannt geworden sind. Auf den weithin zerstreuten Dörfern und in den Gebirgsgegenden mit ihrer dichten und meist armen Bevölkerung ist eine Kontrolle kaum möglich. In den meisten Gegenden läßt die Seuche während der heißen und nassen Jahreszeit nach, um bei der Rückkehr der kühleren und trockeneren Monate mit erneuter Heftigkeit aufzutreten. Im Ganzen hat der Süden Indiens mit seinem heißen und maßlosen Klima weniger von der Epidemie gelitten als der Norden mit seiner weniger dichten Bevölkerung und seinen regelmäßiger gebauten Städten. Noch im Mai des gegenwärtigen Jahres 1907 sind in ganz Indien wöchentlich 82,400 Personen an der Pest gestorben; davon fielen 60,000 allein auf das Pandschab. —

Die Pest ist eine uralte Geißel der Menschheit. Sie verbreitete sich — um nur von der christlichen Zeit zu reden — im 6. Jahrhundert unter der Regierung des oströmischen Kaisers Justinian über ganz Europa. Im Laufe des Mittelalters waren Pestepidemien häufig, und der berüchtigte Schwarze Tod des 14. Jahrhunderts war nichts anderes als die Beulenpest. Im 16. u. 17. und noch im Anfang des 18. Jahrhunderts war die Pest auch in Europa ziemlich häufig und es traten bald da, bald dort größere oder kleinere örtliche Epidemien auf. Die östlichen und südöstlichen Länder Europas bildeten noch im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dauernde Sitze der Seuche; ebenso behauptete dieselbe in Aegypten, Syrien, Kleinasien und Nordafrika ihre alte Herrschaft. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Krankheit in dem Terrain, das sie nahe an zwei Jahrtausende behauptet hatte, fast ganz erloschen, aber sie hatte in anderen, östlicher gelegenen Gegenden neue Heimatsherde gefunden, so im nordwestlichen Persien und in Mesopotamien. Alte endemische Pestherde befinden sich auch in Zentralasien, und die chinesischen und indischen Epi-

demien unserer Zeit haben nachweisbar ihren Weg aus den Hochländern Innerasiens, besonders aus Tibet genommen, wo die Pest, von den Eingebornen Mahamari genannt, wahrscheinlich schon seit undenklichen Zeiten herrscht. Von ihren neuen Herden in China und Indien ist die Seuche durch Schiffe auch nach Europa verschleppt worden. Bei den heutigen schnellen und direkten Handelsverbindungen schreitet die Krankheit nicht bloß, wie früher, allmählich oder etappenweise, sondern auch sprungweise fort. So trat sie im Sommer 1899 an zwei Punkten in Europa auf, und zwar im südöstlichen Rußland, im Gouvernement Astrachan, und im äußersten Westen Europas, in Oporto. Auch nach Triest und London wurde die Seuche verschleppt, doch blieben in diesen Städten die Fälle vereinzelt. Namentlich von den Pilgerorten des Islams (Mekka, Dschidda, Medina) aus wird sie bisweilen nach europäischen Häfen verschleppt. Die europäischen Regierungen haben durch eine eigene, 1897 in Venedig abgeschlossene Uebereinkunft (Pestkonvention) energische Maßregeln ergriffen, um vor allem die Pest an ihren Einbruchspforten aus dem Morgenlande nach Europa aufzuhalten; ebenso wurden über die Einfuhr von Waren aus verseuchten Ländern besondere internationale Vorschriften erlassen. Zur Durchführung und Ueberwachung aller dieser Schutzmaßregeln wurde ein ständiger Oberster Gesundheitsrat (Conseil supérieur de santé) aufgestellt, der seinen Sitz in Konstantinopel hat. — Ich entnehme einer englischen Statistik folgende interessante Angaben über einige größere Pestepidemien der neuern Zeit:

Jahr:	Ort:	Dauer:	Zahl der Opfer:
1656	Neapel	28 Wochen	380,000
1665	London	33 „	68,000
1771	Moskau	32 „	87,000
1778	Konstantinopel	18 „	170,000
1798	Kairo	25 „	88,000
1812	Konstantinopel	13 „	144,000
1871	Buenos-Ayres	11 „	26,000

Welches sind denn die charakteristischen Erscheinungen der Pest? Während man im Altertum und im Volksmunde noch im Mittelalter jede schwere, bösartige Volkskrankheit als Pest be-



Pestspital in Bombay.

zeichnete, legt man jetzt diesen Namen ausschließlich einer ansteckenden, höchst gefährlichen Krankheit bei, deren hervorstechendstes Merkmal die schmerzhafte Anschwellung der Lymphdrüsen des Körpers bildet, und die von diesen Drüsenanschwellungen, den Pestbeulen oder Bubonen, Beulenpest oder Bubonenpest, von ihrer Heimat, dem Oriente, auch orientalische Pest heißt. In gewissen Erscheinungen zeigt die Pestkrankheit einerseits mit den schwerern Formen des Typhus (Abdominaltyphus), anderseits mit dem Milzbrande (Anthrax) einige Aehnlichkeit. Der Verlauf der Krankheit ist gewöhnlich ein sehr rascher. Meist scheint sie innerhalb einer Woche nach der Ansteckung auszubrechen, oft aber dauert das Inkubationsstadium, wo der Patient noch kein Unwohlsein fühlt, wo aber die winzigen Krankheitserreger fleißig an der Arbeit sind, um in die Lymphgefäße einzudringen, nur 2—5, in seltenen Fällen bis zu 15 Tagen. Plötzlich stellt sich hohes Fieber und heftiger Kopfschmerz ein; die Lymphdrüsen in der Schenkelbeuge, der Achselhöhle, am Halse oder an anderen Körperteilen, nicht selten an mehreren zugleich, schwellen an und werden äußerst schmerzhaft. Die Kranken liegen gewöhnlich, von großem Durste und brennender Fieberhitze gequält, in äußerster Schwäche und Teilnahmslosigkeit da. Manche aber verfallen in Delirien, springen auf und begehen Gewalttaten oder gar Selbstmord. Dies sind die Hauptzüge des Krankheitsbildes auf dem Höhepunkte der Krankheit, der meistens schon am ersten, seltener erst am dritten Tage erreicht wird. Die Drüsenanschwellungen verteilen sich bisweilen, häufiger aber gehen sie in Vereiterung über. Bei ungünstigem Ausgange erfolgt unter zunehmender Herzschwäche noch vor dem sechsten Tage der Tod, manchmal tritt er schon nach wenigen Stunden ein. Ueberlebt der Kranke den achten Tag, so wachsen die Aussichten auf Genesung. — Eine von der typischen Beulenpest verschiedene Form der Pesterkrankung greift vorzugsweise die Lunge an und wird daher von den Aerzten als Lungenpest oder Pestpneumonie bezeichnet. Dieselbe beginnt ebenso wie die gewöhnliche Lungenentzündung unter heftigem Schüttelfrost und starken Schmerzen und führt fast stets in 1—2 Tagen zum Tod. Der Auswurf der Kranken

enthält enorme Mengen von Pestkeimen, so daß derselbe für die Umgebung sehr gefährlich werden kann.

Das Sterblichkeitsverhältnis der Pest in ihren verschiedenen Formen ist sehr bedeutend. Auf der Höhe der Epidemie sterben etwa 95 Prozent, später 50—60 Prozent der Erkrankten.

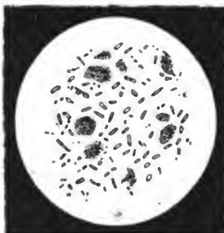
Die der schrecklichen Seuche entrissenen Opfer bleiben noch längere Zeit ausnehmend schwach, haben ein abgezehrtes und blutleeres Aussehen und gleichen leibhaftigen Gespenstern. Die Wunden, welche die Pestbeulen zurückgelassen haben, sind oft so groß, daß man, ohne Uebertreibung gesagt, zwei Finger hineinlegen kann.

Als 1894 die Pest in China und Hongkong wütete, unterwarf der japanische Arzt Kitasato das Blut eines Pestkranken einer mikroskopischen Untersuchung und entdeckte den Träger und Erzeuger der fürchterlichen Krankheit, den Pestbazillus. Es ist dies ein winziger Spaltpilz in der Form eines kurzen Stäbchens mit abgerundeten Ecken, das keine Eigenbewegung zeigt. Der Bazillus findet sich zu Millionen und Millionen in den Pestbeulen, seltener im Blute der Kranken. Dieses kleinste Lebewesen, das so winzig ist, daß es erst mit tausendfacher Vergrößerung als ein Pünktchen gesehen werden kann, hat also zur Zeit des „Schwarzen Todes" 25 Millionen Menschen in Europa und 13 Millionen im „Reiche der Mitte" ins Grab gebracht. Wie beschämt und verdemütigt steht der stolze, mit so schrecklichen Zerstörungswerkzeugen ausgerüstete „Herr der Schöpfung" diesem winzigen, gar nicht beizukommenden Todfeinde gegenüber, dessen Stärke offenbar in seiner Kleinheit und seiner ungeheuren Anzahl liegt, und der, wenn er ins Feld zieht, mehr Menschenleben vernichtet, als der blutigste Krieg zerstören kann!

Der Pestbazillus gelangt am häufigsten durch die Haut, und zwar wohl meistens durch kleinste, oft kaum nachweisbare Hautverletzungen, wie Kratzwunden, Insektenstiche u. dgl. in den Körper des Menschen; auch die Schleimhäute, namentlich die der Mundhöhle und der Atmungsorgane, können als Eingangspforten dienen. Letzteres ist der Fall bei der Lungenpest, die fast ausnahmslos tödlich verläuft. Ueberträger des Pestbazillus sind vor allem der pestkranke Mensch, seine Ausscheidungen und die

Pestleichen. Die Ausdünstungen und der Hauch des Kranken scheinen nach den neuesten Erfahrungen nicht ansteckend zu sein. Mittelbar kann die Pest durch Wäsche, Kleider, Bettzeug 2c. von pestkranken Menschen auf Gesunde übertragen werden. Von sehr großer Bedeutung für die Verbreitung der Pest ist die große Empfänglichkeit von Ratten, Mäusen und einigen andern Tieren für die Seuche. Häufig beobachtet man vor dem Ausbruche oder dem stärkeren Anschwellen einer Epidemie ein Massensterben der Ratten. Diese Nager kommen dann aus ihren Schlupfwinkeln hervor, taumeln wie betrunken eine Zeitlang umher, um hierauf zu verenden. Auch hier in Bombay hat man während dieser Pestjahre wiederholt solche Beobachtungen gemacht. Im Frühjahr 1903 fand man in dem Stadtteil, wo unser hochwürdigster Herr Erzbischof wohnt, tote Ratten in erschreckender Zahl. In der Druckerei des Catholic Examiner hingen sie sogar von der Decke hernieder. Der Gärtner und der alte treue Diener des Herrn Erzbischofes wurden bald darauf von der Pest weggerafft; desgleichen wurden die beiden Köche desselben von der Seuche ergriffen. Der greise Prälat weigerte sich, in ein anderes Stadtviertel umzuziehen, um die in der Druckerei des Examiner beschäftigten Leute nicht zu erschrecken. Auch unser St. Xavier's College verlor damals ein Dutzend Zöglinge durch die Pest, und einige fünfzig liefen aus Angst davon. Von dem ursächlichen Zusammenhang der Ratten- und Menschenpest sind hier die Eingebornen so überzeugt, daß viele schon ihre Häuser verlassen, wenn sie eine tote Ratte finden. Auf welche Weise aber können die Ratten die Pest auf den Menschen übertragen? Mancher Leser wird versucht sein zu lächeln, wenn ich antworte: vermittels — der Flöhe! Der indische Rattenfloh hat die üble Gewohnheit, auch auf den Menschen überzugehen. So lange die pestkranke Ratte noch lebt, bleibt ihr getreuester Parasit bei ihr und saugt ihr von Mikroben wimmelndes Blut. Nach dem Tode seines Wirtes springt der Floh auf den ersten besten Menschen über, um diesem als erstes Gastgeschenk einige tausend Pestbazillen mit seinem Stechrüssel einzuimpfen. Daß überhaupt Flöhe, Wanzen, Fliegen und andere Insekten bei der Verbreitung der Pest in hervorragendem Maße beteiligt sind, ist gewiß, und

es ist auch den Forschern gelungen, den betreffenden Bazillus in den Körpern von Flöhen und totaufgefundenen Fliegen und Stechmükken mit Sicherheit nachzuweisen.


Pestbazillen.

Der Pest eigentümlich ist auch der Umstand, daß sie sich hartnäckig an die Wohnungen heftet und sich nicht, wie manche andere epidemische Krankheiten, rasch über weite Teile einer Stadt ausbreitet, sondern langsam von Haus zu Haus zieht. Sobald die Insassen ein solches Pesthaus verlassen, hört für sie die Ansteckungsgefahr auf, selbst wenn sie, wie das bei den Indern häufig der Fall ist, zur Pflege ihrer erkrankten Angehörigen mit in das Pesthospital ziehen. Wenn man die unglaublich schmutzige Umgebung der armen Eingebornen, ihre Zusammendrängung in engen, schlecht gelüfteten, finstern Wohnungen in Betracht zieht, so wird man sich über die Häufigkeit solcher Hausepidemien nicht mehr verwundern. Offenbar ist die Pest in der Hauptsache eine Krankheit der Unreinlichkeit und des Elendes, wie die Erfahrung immer wieder lehrt. Die in luftigen, hellen und geräumigen Wohnungen reinlich lebenden Europäer blieben sowohl bei der Hongkonger Epidemie (1894) als bei der in Bombay fast ganz verschont. Freilich hat die tückische Seuche auch ihre Launen. So wurde z. B. 1898/99 die Stadt Bangalur im Königreiche Maissur aufs härteste heimgesucht, obwohl diese südindische Stadt breite Straßen und ein gemäßigtes, allgemein als gesund geltendes Klima hat und, wenigstens nach landläufigen Begriffen, sauber gehalten ist. Ueberdies suchte sich die Krankheit dort nicht wenige Opfer auch unter den Europäern und Mischlingen aus, die anderwärts als ziemlich gefeit galten.

Gleichzeitig mit dem Ausbruche der indischen Pestepidemie richteten die gewiegtesten Bakterienforscher und Aerzte ihre Bemühungen darauf, der menschenmordenden Seuche mit den Waffen der Wissenschaft Einhalt zu tun. Wenn ein so schrecklicher Feind wie die Pest in ein Land eindringt, so muß man vorerst die

Art und Weise seines Angriffs beobachten, um ihm einen zielbewußten und erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können. Diese Aufgabe hatte die indische Regierung gleich anfangs richtig erfaßt. In Bombay wurde die frühere Residenz des Gouverneurs der Präsidentschaft in ein bakteriologisches Observatorium umgewandelt. Diese Anstalt wurde mit tüchtigen Fachmännern besetzt und der Oberleitung des Dr. Haffkine unterstellt.

Zunächst schritt man zur Zucht von sog. Pestkulturen. Eine aus frischem Fleisch gewonnene Flüssigkeit wurde mit Pestkeimen versetzt, auf Reagensgläser verteilt und mehrere Wochen lang stehen gelassen. Schon nach einigen Tagen beginnen die Pestbazillen zu Millionen in der Nährflüssigkeit sich zu entwickeln, und man sieht bald ganze Kolonien derselben in Strängen gleich Stalaktiten von der Flüssigkeitsoberfläche herabhangen. Beim ersten Anblick dieser zahllosen winzigen Menschenmörder überläuft einen ein sonderbares Gefühl. Doch sind es nicht diese lebenden und sich ins Ungeheure vermehrenden Spaltpilze, die im Organismus Blutzersetzung und Tod verursachen, sondern es ist ein spezifisches Gift, das von ihnen abgesondert wird, das eigentliche Pestgift. Wenn nach etwa sechs Wochen der Inhalt der Probiergläser gekocht wird, so werden dadurch die Bazillen getötet, aber die von ihnen erzeugte Giftsubstanz bleibt unverändert. Dieselbe Giftentwickelung geht vor sich, wenn die Mikroben auf irgend einem Wege in den menschlichen Körper gelangen.

Versuche an passenden Tieren haben nun ergeben, daß eine Einimpfung dieser aus abgetöteten Pestkulturen hergestellten Flüssigkeit in einer Ueberdosis unfehlbar den Tod des Versuchstieres mit allen Erscheinungen der Pest zur Folge hat. Ist aber die injizierte Dosis eine minimale, so zeigt das Tier nur einige schwache Symptome der Pest, wie Schmerzhaftigkeit und Anschwellung der Injektionsstelle mit geringem Fieber, was alles aber nach einigen Tagen spurlos verschwindet. Die Impfung wird nach 8—10 Tagen mit einer etwas stärkern Dosis wiederholt. Und so wird der Organismus gegen die lebenden Pestbazillen nach und nach gewissermaßen gefeit, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade und auf einige Zeit. Dieselben Versuche wurden mit gleichem Erfolge an ganz gesunden und völlig pest-

freien Menschen wiederholt. Man erklärt sich die Sache also: Nach Einführung einer überwindbaren Dosis des Pestgiftes in den Organismus fängt dieser an, gegen den eingedrungenen Feind zu reagieren; dadurch wird aber seine Widerstandskraft allmählich verstärkt, so daß auch allfällige neue Angriffe der verderbenbringenden Bazillen siegreich überwunden werden. Oder mit andern Worten: Um sich gegen die Pest zu sichern, muß man auf künstliche Weise die Krankheit in abgeschwächter Form bei sich hervorrufen. Dies ist der Grundsatz der Haffkineschen Schutzimpfung, die in Indien viel angewendet wird, besonders auch zur Immunisierung von Aerzten, Krankenwärtern und sonstigen Personen, die mit Pestkranken zu tun haben. Es ist dasselbe Prinzip wie bei der Vaccination oder Kuhpocken-Impfung. Leider sind die Resultate dieser Methode keineswegs ganz einwandfrei; auch unter den Geimpften sind Erkrankungen nicht selten. Eine gewisse schützende und nach Ausbruch der Krankheit bei frühzeitiger Anwendung auch heilende Wirkung dieses Verfahrens scheint immerhin vorhanden zu sein; eine endgiltige Entscheidung darüber bleibt der Zukunft vorbehalten.

Viel geredet und geschrieben wurde auch über das Pestserum des französischen Arztes Dr. Yersin, der ungefähr gleichzeitig mit dem Japaner Kitasato den Pestbazillus entdeckt hat. Zur Gewinnung dieses Serums im großen werden, ähnlich wie bei dem Diphtherieserum, Pferden lebende oder abgetötete Pestkulturen in langsam steigenden Gaben eingespritzt. Nach jeder Einspritzung bekommen die Tiere eine ziemlich heftige Reaktion mit hohem Fieber. Nach einer Reihe von Injektionen sind die Pferde hochgradig immunisiert, und das aus ihrem Blute gewonnene Serum wird den Menschen eingespritzt. Doch hat man hier mit diesem anfänglich etwas marktschreierisch angepriesenen Yersinschen Pestserum sowohl in bezug auf seine Schutz- als auf seine Heilwirkung schlechte Erfahrungen gemacht, und die Serumbehandlung wurde überall als unwirksam aufgegeben, wenn auch die Akten hierüber noch nicht geschlossen sind.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an das Schrecklichste. Wohl sind beim ersten Auftreten der Epidemie

die Reichen und Wohlhabenden in ganzen Scharen aus den verseuchten Städten geflohen. Aber nach einiger Zeit sind die meisten wieder zu ihren Penaten zurückgekehrt, und das tägliche Leben und Treiben in den Bevölkerungszentren geht wieder seinen gewohnten Gang, als ob nichts Außergewöhnliches los wäre. In den von Menschen wimmelnden Straßen begegnen sich Leichenzüge und Hochzeitsprozessionen, ohne sich gegenseitig irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, und wenn der Bräutigam oder die Braut vom Morgen am Abend schon, vom schwarzen Todesengel berührt, als Leiche daliegt, so pflegt ein solches Vorkommnis auf die einem unaustilgbaren Fatalismus huldigenden Eingebornen kaum einen besondern Eindruck zu machen.

Um eine Erfahrung sind die Inder während dieser Schreckensjahre jedenfalls reicher geworden. Sie waren fortwährend Zeugen der Unerschrockenheit, der Kaltblütigkeit, der erleuchteten und aufopfernden Tätigkeit, welche ihre christlichen Beherrscher im Kampfe gegen die mörderische Naturgeißel durchweg an den Tag gelegt haben. Die Geschichte Indiens erzählt manches von vormaligen Pestepidemien, aber nirgends verzeichnen die Annalen etwas Aehnliches von den früheren Herren des Landes. 1618 brach in Agra, der glanzvollen Hauptstadt des Großmogulreiches, die Pest aus und richtete schreckliche Verheerungen an. Die Kunde davon ereilte den Kaiser Tschihangir, als er, auf einer Vergnügungsreise begriffen, gerade in der Stadt Ahmedabad weilte. Anstatt nun in seine Hauptstadt zurückzueilen und den unglücklichen Untertanen Mut einzuflößen, blieb er am sichern Orte und schrieb in sein Tagebuch, daß seine Abwesenheit unter



Ein Radscha (einheimischer Fürst.)

solchen Umständen eine besondere Fügung der Vorsehung sei und daß er auf göttliche Eingebung sich von seiner Residenz fernhalte. Wie sehr sticht die feige und herzlose Handlungsweise des mohammedanischen Despoten ab gegen das glänzende, wahrhaft christliche Beispiel des Lord Sandhurst, des Gouverneurs der Präsidentschaft Bombay! Auf die ersten Nachrichten von dem Ausbruche der Seuche in Bombay, Puna u. a. Orten begab sich dieser ausgezeichnete Oberbeamte sofort nach den schwergeprüften Städten; er besammelte überall die Ortsbehörden und beriet mit ihnen die geeigneten Mittel und Wege, um der Epidemie Einhalt zu tun und das furchtbare Elend, das sie immer im Gefolge hat, nach Möglichkeit zu lindern; ja er besuchte persönlich die am meisten betroffenen Quartiere und die Pestspitäler. Sein Beispiel feuerte die ganze ihm unterstellte Beamtenwelt zu opferwilliger und reger Tätigkeit an. Auch die wissenschaftliche Erforschung und Bekämpfung der Pest fand in ihm einen verständnisvollen und freigebigen Förderer.

Eine besondere Ehrenmeldung gebührt auch Sir Charles Rivaz, dem Leutnant-Gouverneur des Pandschab, in welcher großen und wichtigen Provinz die Seuche in den Jahren 1901 und 1902 besonders schlimm hauste. Damals war dort die Panik so groß, daß sich der Gouverneur zu der außerordentlichen Maßregel entschloß, sämtliche 20 Millionen seiner Untergebenen mit dem Präparate des Dr. Haffkine impfen zu lassen. Der Versuch wurde vorläufig in 13 Distrikten mit einer Bevölkerung von etwa 6½ Millionen angestellt. Der Gouverneur hatte aus England 100 Aerzte kommen lassen, die monatelang das Land durchzogen und überall an Eingeborenen wie Europäern die Operation vornahmen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, da die Einheimischen vielfach vor dem Impfen einen größeren Schrecken hatten als vor der Pest selbst und beim Herannahen der Aerzte wie Spreu auseinander stoben und sich versteckten. Als einige Zeit nachher die statistischen Erhebungen über den Erfolg der Schutzimpfung sich widersprachen und die Gutachten der medizinischen Autoritäten unsicher waren, wurde diese Zwangsimpfung wieder eingestellt. Immerhin kann man der Tatkraft und Entschlossenheit des Gouverneurs, dem Uebel auch mit den größten materiellen Opfern entgegenzutreten, die Anerkennung nicht versagen.

Die Hindu und die Mohammedaner legten an vielen Orten den gesundheitspolizeilichen Maßregeln der Behörden die größten Hindernisse in den Weg. Man wollte Isolier-Lager errichten, um die Kranken und das Pflege-Personal von dem Verkehr mit der Außenwelt möglichst abzusperren. Der ganze Erfolg aber war, daß man das Volk, dem nun einmal für solche Maßnahmen jedwedes

Verständnis abging, aufreizte und förmliche Aufstände hervorrief. Jede neue Verfügung begegnete einem stets wachsenden Mißtrauen. Auch gegen die Impfärzte rottete sich der Pöbel da und dort zusammen; Polizeibeamte wurden ermordet, und die Truppen mußten bisweilen auf die aufrührerische Menge Feuer geben. Schließlich gaben die Behörden nach, ließen den Leuten ihren freien Willen und beschränkten sich hauptsächlich darauf, die Pestleichen, die oft auf den Straßen und Wegen, auf den Feldern und sogar in den Weihern, welche das Trinkwasser liefern, liegen blieben, durch europäisches Militär rasch zu beseitigen.

Daß die seit schon so vielen Jahren in einem großen Teile Indiens herrschende Pestepidemie den christlichen Missionären aller Konfessionen, namentlich aber den katholischen Priestern und Ordensleuten, reiche Gelegenheit verschafft, wahre Heldentaten der christlichen Liebe und Barmherzigkeit zu vollbringen, kann hier nicht weiter ausgeführt werden; alles dies ist wohl in einem andern Buche geschrieben. Nur folgende rührende Stelle aus einem Missionsberichte aus Bangalur von 1899 mag als ein Beispiel aus tausenden hier noch Platz finden:

„Unsere Christen, zumal die Parias, sind stark mitgenommen worden. Ich fand zuweilen in derselben Hütte drei Kranke nebeneinanderliegen. Man kann sich von diesen Pariaswohnungen kaum eine Vorstellung machen; es sind Löcher von etwa 6 Quadratfuß Raum und 5—6 Fuß Höhe. Alles liegt durcheinander auf dem Boden. Betten, Stühle und sonstige Möbel fehlen. Höchstens ist eine Truhe da für die Kleider oder Lumpen der Insassen. Fenster gibt es nicht; bloß durch die Türöffnung dringt spärliches

Tageslicht ein. In diese schmutzigen, durchseuchten Wohnungen muß der Missionär eindringen, um den Sterbenden die letzten Tröstungen der Kirche zu bringen. Um sie Beicht zu hören, muß man sich neben ihnen niederkauern, ihren Odem, die faulen Ausdünstungen ihrer Haut und ihrer Lungen einatmen... Bei all dieser Trübsal haben wir den großen Trost, unsere Christen in der allerbesten Verfassung sterben zu sehen."

Wir schließen diese etwas düstere Skizze über die Pest in Indien mit einer Anekdote, die einer gewissen Komik nicht entbehrt.

Im April 1902 brach die Pest in einem großen Dorfe bei Mau (Zentralindien) aus. In kurzer Zeit war das Dorf entvölkert, da alle gesunden Einwohner die Flucht ergriffen hatten. Nur ein einziger Mann, ein Mahaschan (reicher Kerl), blieb zurück, um seinen Mammon zu bewachen. Eines Nachts wird derselbe durch ein Geräusch in seinem Zimmer aus dem Schlafe aufgeschreckt. Auf seinem Lager sich aufrichtend, erblickt er vor sich eine schwarze Gestalt. „Wer bist Du?" frägt der Mahaschan mit zitternder Stimme den nächtlichen Besucher. „Ich bin die Pest!" so kam es dumpf zurück. — „Was willst Du denn?" — „Ich komme, um Dich zu fragen, ob Du es vorziehest, die Pest zu bekommen, oder mir dein Geld auszuliefern." — „Ich will die Pest nicht haben!" — „Dann zeige mir den Platz, wo dein Geld verborgen ist!" Dem Mahaschan war der Schrecken so sehr in die Glieder gefahren, daß er selbst seinen Geldkasten aufschloß. Nach wenigen Augenblicken waren die Pest und einige Begleiter, die draußen vor der Türe gewartet hatten, mit einer Summe von baren 2000 Rupien in der nächtlichen Finsternis verschwunden. Erst

jetzt geht dem Mahaschan ein Licht auf. Flugs eilt er zum nächsten Telegraphenamt, um den räuberischen Ueberfall einem europäischen Polizeikommissär zu melden. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, und der Erfolg war, daß bald darauf sechs eingeborne Polizisten hinter Schloß und Riegel gebracht wurden. Auch die geraubte Barschaft befand sich noch im Besitze der originellen Räuber. Leider konnte sich unser Mann der wiedergewonnenen Schätze nicht mehr lange erfreuen, denn bald nachher starb er an den Folgen des Schreckens, den ihm das Pestgespenst eingejagt hatte.

Streiflichter auf die gegenwärtige politische Lage in Indien (1907).

Wenn man zur Zeit hier eine europäische Zeitung zu Gesicht bekommt, so kann man darin Phrasen lesen, die etwa lauten wie folgt: „Das versteinerte Indien wird von neuem, frischen Leben durchzuckt." — „Die Inder erheben sich aus ihrer vieltausendjährigen sozialen und politischen Versumpfung." — „Die indische Nation wirft mit Riesenkraft die verrosteten Fesseln ab, durch die sie seit uralten Zeiten zur Unbeweglichkeit und Ohnmacht gezwungen war." — „Jungindien gleicht einem flaumbärtigen Jüngling, der das Banner der Revolution hoch trägt und dem erstaunten John Bull siegesgewiß zuruft: „Indien den Indern!" — So oder ähnlich tönt es aus dem europäischen Blätterwald über die gegenwärtigen politischen Unruhen in Bengalen und im Pandschab. Namentlich deutsche und russische Tagesblätter wollen diese Unruhen zu einer eigentlichen Nationalbewegung stempeln und halten schon mit schlecht verhehlter Schadenfreude die Herrschaft des britischen Löwen in Indien für ernstlich bedroht.

Diese Auslassungen europäischer Zeitungsschreiber entsprechen keineswegs der Wirklichkeit. Ist es schon für einen inmitten der Inder lebenden Beobachter höchst schwierig, über die verwickelten Verhältnisse des indischen Volkes eine klare Vorstellung zu gewinnen, um wie viel schwieriger muß es für einen europäischen Politiker sein, aus der Ferne die Natur und Tragweite der politischen Strömungen dieses großen, von fast 300 Millionen Menschen bewohnten Landes richtig zu verstehen und zu beurteilen!

Kann überhaupt von einer indischen Nationalbewegung die Rede sein? Die erste Voraussetzung für eine derartige Bewegung ist doch wohl das Vorhandensein einer mehr oder weniger geschlossenen Nation. Unter einer Nation aber versteht man eine durch Abstammung, Sprache, Sitten, Religion ꝛc. zusammengehörige größere Menschenmenge, die in der Regel auch auf einem bestimmten, zusammenhängenden Territorium angesiedelt ist. Wendet man diesen Begriff auf die Bewohner Indiens an, so erkennt man sofort, daß dieselben durchaus keine einheitliche Nation bilden.

Wie wir schon mehrfach in diesem Buche erwähnt, teilt eine Zickzacklinie, die man sich quer durch die Halbinsel des Dekan von Goa an der Westküste über Belgaon, Dharwar, Haidarabad bis nach Radschamundri an der Ostküste gezogen denkt, Vorderindien in zwei ethnographisch ganz verschiedene Gebiete. Südlich von dieser Linie wohnen die Drawidier (Tamilen, Telingas, Canaresen, Malabaresen), über deren Ursprung und Rassenzugehörigkeit die Gelehrten immer noch nicht einig sind. Nördlich von der angegebenen Linie bis an den Südfuß des Himalaya siedeln die der kaukasischen Menschenrasse angehörigen arischen Inder oder Hindu, die ebenfalls in mehrere Zweige sich



Mohammedanische Hindu.

gliedern, deren Sprachen (Kaschmiri, Pandschabi, Hindi, Hindustani oder Urdu, Sindhi, Marathi, Gudschrati, Bengali ꝛc.) zwar alle vom Sanskrit abstammen, aber doch unter sich so verschieden sind, wie etwa unter den romanischen Sprachen Europas Französisch und Portugiesisch. Die Volkszählung von 1901 hat ergeben, daß in ganz Indien und Birma nicht weniger als 80 mehr oder weniger verschiedene Mundarten gesprochen werden. Freilich darf man nicht immer aus der Verschiedenheit der Sprache auch auf die Verschiedenheit der Abstammung schließen.

Es steht also fest, daß kein gemeinsames Band der Abstammung und Sprache die 294 Millionen Inder zu einer einheitlichen Nation verbindet. Doch vielleicht ist es die Religion, die gewaltigste aller geistigen Mächte, die dieses einigende Band bildet? In der Tat gehören 72 Prozent der Bevölkerung Indiens, mögen sie arischer oder drawidischer Abstammung sein, dem Brahmanismus oder der hinduistischen Religion an. (Siehe Seite 59 bis 62.) Allein dieser Hinduismus ist, wie dies noch kürzlich ein eingeborner Sanskritgelehrter behauptet hat, weniger eine Religion als vielmehr ein soziales System, und zwar das unduldsamste und verderblichste, das je ein großes Volk geknechtet hat. Die Hindu mögen theoretisch Polytheisten, Monotheisten, Pantheisten sein, oder, wie die Dschaina, sich zu einer bloßen Moral ohne Gott bekennen; sie mögen sogar einer Sekte oder Religion angehören, welche grundsätzlich das Kastenwesen verwirft, wie dies beim Wischnuismus und vor allem beim Buddhismus der Fall ist: praktisch sind und bleiben sie alle Sklaven der Kaste. Nicht die überlieferte Religion mit ihren in den uralten heiligen Büchern niedergelegten Lehren und Satzungen ist es, die das

gesamte Verhalten, das ganze Sinnen und Trachten des Hindu beherrscht und regelt, sondern es ist die Kaste mit ihren unzähligen kleinlichen Vorschriften und absurden Vorurteilen. Die Kaste steht über der Religion. Der Einzelne mag sich selbst seine religiöse Ueberzeugung bilden, sich einer beliebigen Sekte oder Religionsgenossenschaft anschließen, oder auch sich zu gar keiner Religion bekennen; aber die Schranken seiner Kaste darf er nicht überschreiten, wenn er sich nicht selbst aus der Volksgemeinschaft ausstoßen will. Das Kastenwesen hat das ganze private und öffentliche Leben der Hindu in eiserne Fesseln eingezwängt. Der Beichtspiegel eines orthodoxen Inders zählt kaum andere Sünden auf als Uebertretungen der Kastengesetze. Von Natur ist der Inder verständig, leutselig und weitherzig; die Kaste aber macht ihn engherzig, unduldsam, ja feindselig gegen alle, die nicht seiner eigenen Kaste angehören. Welch maßloses Selbstgefühl hier die höheren Kasten zur Schau tragen, mit welchem Hochmut und welcher Geringschätzung sie auf die niedrigeren Kasten herabschauen, davon kann man sich außerhalb Indiens schwerlich eine Vorstellung machen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die ursprünglichen vier Hauptkasten im Laufe der Jahrtausende sich in zahllose Unterkasten zersplittert haben, die einander ebenfalls fremd gegenüberstehen. Selbst die höchste und edelste Kaste, die der Brahmanen, die ungefähr den 30. Teil der Hindubevölkerung bildet, zerfällt gegenwärtig in Hunderte von Unterkasten, von denen jede ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Vorrechte den Schwesterkasten gegenüber eifersüchtig hütet, und mit diesen weder Tischgemeinschaft pflegt, noch eheliche Verbindungen eingeht. Ebenso sind die Kschatrya, die Waischya und Schudra, von

denen die zwei letztern Kasten die große Masse, das eigentliche Volk, bilden, in Tausende von Unterkasten aufgelöst, die sich schroff gegeneinander abschließen. Ueberdies wächst durch das beständige Neuaufkommen vordem nicht bekannter Berufe die Zahl der Einzelgruppen innerhalb derselben Hauptkaste immer mehr.

Alle Kenner Indiens betrachten das Kastenwesen als das Krebsübel am indischen Volkskörper. Dasselbe durchdringt in der Tat wie ein lähmendes Gift alle Lebensverhältnisse, raubt dem Einzelnen jegliche Initiative und Tatkraft, führt zu endlosen Umtrieben und Schwierigkeiten in der Besetzung der den Eingebornen vorbehaltenen öffentlichen Beamtungen, verhindert überhaupt ein kräftiges und zielbewußtes Zusammengehen und Zusammenwirken der verschiedenen Bevölkerungsschichten zum Wohle der Gesamtheit. Auch sehr viele gebildete Hindu sind davon überzeugt, daß kein politischer Fortschritt, kein nationaler Aufschwung erzielt werden kann, so lange das verrottete Kastenwesen und der schroffe Kastengeist wie Blei auf dem indischen Volke lasten. Darum ist auch die indische Patriotenpartei eifrig bemüht, durch geeignete Mittel, wie Verbreitung von Flugschriften, Gründung von Lokalvereinen und Veranstaltung jährlicher „Nationalkongresse", Bresche in die verhängnisvolle gesellschaftliche Organisation ihres Vaterlandes zu legen. Freilich wird das Kastenwesen, das dem Inder seit Jahrtausenden gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist, nicht so leicht und nicht so schnell zu beseitigen sein. Sollte aber auch in absehbarer Zeit eine derartige Umwälzung sich verwirklichen, so wäre selbst dann das indische Volk von einer nationalen Einigung noch weit entfernt.



Das buddhistische Rad des Lebens.
Der äußere Kreis stellt den Lebensgang des Menschen dar;
die inneren Felder Belohnung und Strafe im Jenseits.

Volle 20 Prozent oder rund 60 Millionen der Bewohner Indiens sind Mohammedaner. Diese halten unter sich fest zusammen, da ja der Islam die völlige Gleichheit aller „Gläubigen" vor dem Einen Gott lehrt; in ihrer Eintracht liegt aber auch ihre Stärke. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mohammedaner Indiens die kriegerischen Ruhmestaten ihrer Vorfahren und die Glanzzeit des Großmogulreiches noch nicht vergessen haben und gewiß die Erhebung eines neuen, kraftvollen mohammedanischen Herrschergeschlechtes auf den Thron von Dehli mit Jubel begrüßen würden. Da sie aber zur Zeit keine Möglichkeit erkennen, ihre innersten Herzenswünsche und nationalen Träume verwirklicht zu sehen, so befleißigen sie sich einstweilen, angesichts der nationalistischen Treibereien der Hindu die britische Regierung ihrer unerschütterlichen Treue und Ergebenheit zu versichern. Diese Versicherung mag mehr oder weniger aufrichtig gemeint sein, und wenn die Mohammedaner gegenwärtig in den Fall kämen, zwischen den Engländern und den Hindu wählen zu müssen, würden sie sich sicherlich gegen die Hindu entscheiden und sich auf die Seite der Engländer stellen.

Letztere Behauptung dürfte manchem etwas gewagt erscheinen. Darum zitiere ich hier zur Bestätigung meiner Ansicht einen sehr bemerkenswerten Leitartikel der in Bombay erscheinenden „Times of India" vom 3. Juli 1907. Der Verfasser desselben, Wilayet Ali, ein aufgeklärter Mohammedaner und Graduierter der anglo-orientalischen Hochschule von Aligarh, äußert sich über die brennende Tagesfrage also:

„Eine ganz flüchtige Untersuchung wird sofort die Schwierigkeiten enthüllen, welche der Verwirklichung der

Idee eines „Geeinten Indiens“ im Wege stehen. Der indische Muslim hat weit mehr Sympathien für seine Glaubensbrüder in Aegypten und Nordafrika, als für seine nächsten Nachbaren, die Hindu, die übrigens auch ihrerseits nicht ermangeln, den Anhängern des Propheten von Mekka bei jeder Gelegenheit ihre tiefe Abneigung zu zeigen. Stolz auf seinen fremden Ursprung, verschmäht es der indische Muslim, Indien als sein zweites Heimatland anzuerkennen. Der Vorwurf, den der Hindu gegen den Muslim erhebt, daß dieser in Indien nur ein Eindringling und lästiger Gast sei, der die Geduld und Gastfreundschaft seines Wirtes schon längst erschöpft habe, läßt den Muslim vollständig gleichgiltig. Der Muslim sträubt sich, mit dem Hindu ein politisches Bündnis einzugehen, denn seine politischen Ideale haben mit denen des Hindu keine Berührungspunkte. Der wahre Muslim ist immer und überall Panislamist; daher fühlt er sich eins mit seinen Glaubensgenossen in allen islamitischen Ländern. Die Schuld des zwischen Muslim und Hindu herrschenden gegenseitigen Mißtrauens fällt nicht ausschließlich dem erstern zur Last. Durch sein Kastenwesen hat der Hindu einen unübersteiglichen Wall zwischen den zwei Hauptelementen der indischen Bevölkerung aufgeführt. So lange der Hindu fortfährt, seinen mohammedanischen Nachbar von der Tischgemeinschaft auszuschließen, ja sogar jede Annäherung und jeden Verkehr mit ihm als verunreinigend zu meiden, kann auch von einem gemeinschaftlichen Zusammengehen gegen einen Dritten keine Rede sein.“

Gegen die im letzten Satze ausgesprochene Behauptung könnte man allerdings mit Recht einwenden, daß ein solcher politischer Zusammenschluß der beiden Hauptgruppen der

Bevölkerung beim großen Aufstand 1857/58 wirklich stattgefunden habe. Doch darf man über dieser geschichtlichen Tatsache nicht vergessen, daß heutzutage die politischen Verhältnisse des Landes ganz anders liegen. Vor fünfzig Jahren stunden Hindufürsten im Bunde mit den mohammedanischen Herrschern von Dehli und Oudh an der Spitze der Empörung. Heute aber sind diejenigen mohammedanischen Machthaber, die ehemals Träger glorreicher geschichtlicher Ueberlieferungen waren, verschwunden, und die Hindufürsten sind durchweg der britischen Krone treu ergeben. Es würde gegenwärtig schwer halten, Führer zu finden, die angesehen und einflußreich genug wären, um die große Masse des Volkes zu einem neuen Befreiungskampfe in Bewegung zu setzen. Der gemeine Mann, der Bauer, der Gewerbetreibende, der Kaufmann ꝛc. hat schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß Haus und Hof, Habe und Gut zu keiner andern Zeit blühender und sicherer waren, als unter der Herrschaft des britischen Radscha, wie hier das Volk die englische Regierung zu benennen pflegt.

Die vorstehenden Erwägungen scheinen zu einer doppelten Schlußfolgerung zu berechtigen: die hinduistischen politischen Aufwiegler können keineswegs mehr auf Unterstützung von seiten der Mohammedaner zählen, und selbst ihr Einfluß auf die große Masse ihrer Stammesgenossen ist bis jetzt kein besonders tiefgehender gewesen. Ich kann mich nicht enthalten, über den letzten Punkt noch das Zeugnis eines ganz unverdächtigen Beobachters anzuführen. Im verflossenen Winter 1906/7 besuchte Indien ein dänischer Gelehrter, Niels Gron. Er hatte die Absicht, durch eigene Anschauung sich ein möglichst objektives Urteil über den gegenwärtigen sozialen und politischen Zustand des in-

dischen Volkes zu bilden. Nach seinem eigenen Geständnis war er bei seiner Ankunft mit mannigfaltigen Vorurteilen gegen die englisch-indische Regierung und ihre Verwaltungsmethode erfüllt. Er bereiste das gewaltige Kolonialreich nach allen Richtungen und war eifrig bemüht, überall recht viele persönliche Eindrücke und Erfahrungen über Land und Leute zu sammeln. Einem sehr instruktiven Vortrag, den der genannte Reisende vor einiger Zeit im „Twentieth Century Club" in Boston hielt und den er auch durch die Presse veröffentlichte, entnehmen wir nun folgende beachtenswerte Ausführungen:

„Als am 26. Dezember 1906 bei der Eröffnung des sog. indischen Nationalkongresses unter dem begeisterten Rufe „Bande Materam!"*) 12,000 Hindu sich wie ein Mann von ihren Sitzen erhoben, da erfaßte auch mich ein Gefühl hoher Bewunderung und Begeisterung, weil ich das Losungswort der Freiheit zu vernehmen glaubte, das sich mit stürmischer Gewalt den so lange gepreßten Herzen entrang. Doch ich sollte eine Enttäuschung erleben. In den nun folgenden Verhandlungen des Kongresses wurde über die politische Hebung und Befreiung des Volkes fast kein Wort gesprochen; dagegen liefen die meisten Reden auf die Forderung hinaus, die Engländer möchten nicht nur alle untergeordneten, sondern auch die höhern und höchsten Anstellungen und Beamtungen im Zivil- und Militärdienst mit wenigen Ausnahmen den gebildeten Indern überlassen, wobei die Herren Kongreßler natürlich in erster Linie an sich selbst dachten. Während der ganzen Tagung hörte ich

*) „Bande Materam!" heißt: „Mutter (Indien), sei gegrüßt!" Es ist diese Phrase jetzt das von den Agitatoren in Umlauf gesetzte politische Schlagwort. In den bengalischen Städten schreit der Pöbel diese Worte den Europäern auf der Straße nach, um sie zu beleidigen.

keine einzige Rede, die als Erguß eines wahrhaft patriotisch fühlenden Herzens hätte gelten können. Was man bis zum Ueberdrusse zu hören bekam, das waren die grollenden Beschwerden und ehrgeizigen Pläne politischer Stellenjäger. Ich wurde dadurch unwillkürlich an frühere Vorkommnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erinnert, wo in den ersten Tagen nach einer Präsidentenwahl jeweilen Tausende von Stellenjägern aus allen Teilen der großen Republik in der Bundeshauptstadt Washington zusammenströmten. Nur ist dabei auf einen Unterschied aufmerksam zu machen: in der Union hatten jene Leute dem Erkorenen wirkliche Dienste geleistet, während in Indien die eingebornen Bewerber um staatliche Anstellungen ihre höhere Bildung, auf die sie sich berufen, gerade der englischen Regierung und überhaupt den Europäern zu verdanken haben, die jetzt von ihnen geschmäht und befehdet werden."

„Am 2. Februar 1907 bot sich mir eine günstige Gelegenheit, zu gleicher Zeit sowohl den Mangel an Aufrichtigkeit bei den „Nationalisten", als auch die loyale Gesinnung des gemeinen Volkes gegen seine europäischen Beherrscher zu konstatieren. Am genannten Tage unternahmen ich und noch drei andere nichtenglische Europäer in Gesellschaft einer Schar eingeborner Studenten und Professoren von Dehli aus einen Abstecher nach der nahen Ortschaft Mudka. Auf der Station Nangloi verließen wir den Eisenbahnzug, um zu Fuß auf Feldwegen nach unserm Ausflugsziel zu wandern. Mudka ist ein großes Dorf und zählt etwa 1800 Bauern oder Pächter; von diesen sind 1500 Hindu, die übrigen Muslim. Sobald wir uns in der Gemeindehalle einquartiert hatten,



Phot. Underwood.

Kaschmirweberei.

kamen die Dorfbewohner haufenweise herbei, um uns ihre Aufwartung zu machen. Unsere Hindu, Professoren und Studenten, unterhielten sich lebhaft über die politischen Tagesfragen und ließen es dabei an boshaften Ausfällen gegen die Regierung nicht fehlen. Was mir aber auffiel, war der Umstand, daß die Herren es sorgfältig vermieden, bei ihrer Kannegießerei sich der Landessprache zu bedienen; sie wollten offenbar nicht den neugierig aufhorchenden Bauern Anstoß geben oder gar den Zorn derselben erregen. Unterdessen erschöpften sich die Dorfleute gegen uns Europäer in Aufmerksamkeiten aller Art; augenscheinlich hielt man uns alle vier für Engländer. Es entging uns keineswegs, daß dieses ungemein respektvolle und zuvorkommende Benehmen der schlichten Landleute

gegen uns Fremdlinge unsere indischen Begleiter sehr unangenehm berührte, wenn auch diese sich wohl hüteten, ihrer patriotischen Entrüstung in unserer Gegenwart Luft zu machen. Diese Vertreter der indischen Intelligenz konnten sich eben nicht verhehlen, daß der gemeine Mann sich unter dem britischen Regiment ganz zufrieden fühlt, und daß folglich bei ihm die Saat der Unzufriedenheit und der Empörung auf unfruchtbaren Boden fällt.“ So Herr Niels Gron.

Während ich diese Zeilen schreibe, fallen meine Blicke auf einen in der illustrierten Wochenbeilage der „Times of India“ vom 3. August enthaltenen Artikel, dessen Verfasser kein Geringerer ist als Herr Mohanlal Mischnulal Pandia, ehemaliger Minister des Vasallenstaates Partabgarh in Radschputana. Dieser berufene Vertreter der obersten Gesellschaftskreise des Landes schreibt über die vielbesprochenen sogenannten Nationalkongresse unter anderm folgendes:

„Als unter der Regierung des sehr beliebten Lord Ripon diese Kongresse ins Leben gerufen wurden, erweckten sie anfänglich in allen indischen Herzen große und freudige Hoffnungen; waren ja doch solche Versammlungen sozusagen ein spontanes Erzeugnis der dem indischen Volke in so freigebiger Weise mitgeteilten europäischen Erziehung und Bildung. Mannigfaltig und höchst lobenswert waren die Zwecke, die man durch diese alljährlichen Versammlungen der Wägsten und Besten des Landes zu verwirklichen suchte. Man wollte die Bande der Freundschaft zwischen allen wahren Vaterlandsfreunden enger knüpfen, den unheilvollen Rassenhaß mildern, die aus dem Kastenwesen und der Religionsverschiedenheit entsprungenen Vorurteile be-

kämpfen u. s. w.; man wollte überhaupt zuerst die schreiendsten öffentlichen Uebelstände nach Möglichkeit beseitigen, um dann auch positiv für die geistige und materielle Hebung und Wohlfahrt des gesamten indischen Volkes zu arbeiten. So ungefähr lautete das Programm, das 1885 auf dem ersten Nationalkongreß in Bombay feierlich verkündet wurde. Was haben nun diese mit so großem Pomp in Szene gesetzten periodischen Zusammenkünfte in den letzten 22 Jahren geleistet? — Der Rassenhaß hat sich heute noch eher verschärft; das Kastenwesen besteht in seiner ganzen Schroffheit unerschüttert fort; auch andere soziale Mißstände, wie z. B. die niedere Stellung des weiblichen Geschlechtes, haben sich nicht im geringsten zum Bessern gewendet. Nur eines muß man den Kongressisten lassen: sie haben zwei Jahrzehnte lang das Feuer der politischen Agitation eifrig geschürt; sie haben aus Leibeskräften „Bande Materam!" und „Schwaradsch!"*) geschrieen und den „Swadeschi-Boycott"**) organisiert. Im übrigen haben sie nur mit hohlen Phrasen sich herumgeschlagen und beständig von einer „indischen Nation" gefaselt, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Die verständigen und besonnenen Inder, die durch ihre Bildung und Erfahrung befähigt sind, ein selbständiges Urteil über die Verhältnisse des Landes sich zu bilden, wenden sich mit Ekel von diesem Treiben ehrgeiziger und skrupelloser Streber ab."

Welches ist nun die eigentliche Ursache der po-

*) „Swaradsch" bedeutet „Einheimische Regierung"; es ist der Home-Rule-Ruf der Inder.

**) Unter „Swadeschi-Boycott" versteht man das Bestreben der Bengalesen, die einheimische Industrie (Swadeschi) auf jede Weise zu fördern und namentlich die europäischen Industrierzeugnisse zu boykottieren, d. h. von den indischen Märkten auszuschließen.

litischen Umtriebe und Wühlereien, die gegenwärtig in einzelnen Teilen des Reiches an der Tagesordnung sind und vielfach bei den Europäern die schlimmsten Befürchtungen für die Zukunft wachrufen? Viele meiner Leser werden etwas überrascht sein, wenn ich behaupte: Die herrschenden Engländer selbst sind es, welche die jetzigen Wirrnisse heraufbeschworen haben. Auf welche Weise? Vielleicht durch erdrückende Steuern und Abgaben? — Diese sind nicht höher als in andern britischen Kolonien mit ähnlichen Verhältnissen. Oder durch brutale Verwaltungsmaßregeln? durch willkürliche oder allzustrenge Handhabung der Rechtspflege? — Die Eingebornen leben in den unmittelbar der britischen Herrschaft unterworfenen Gebieten Indiens weit angenehmer und sicherer als in den kleinen, despotisch regierten Vasallenstaaten; die Verwaltung ist äußerst human und weitherzig und nimmt fast nur allzu viel Rücksicht auf die nationalen Sitten, Gebräuche und Vorurteile; die britischen Beamten und Richter stehen wegen ihrer Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe durchweg beim Volke in hohem Ansehen. Nein, der wahre Grund der gegenwärtigen Schwierigkeiten liegt ganz anderswo.

Die Engländer haben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit allzu großer Hast das höhere europäische Schulwesen in Indien eingeführt. In allen größeren Bevölkerungszentren wurden höhere Unterrichtsanstalten nach englischem Vorbild errichtet, in denen sämtliche Zweige des menschlichen Wissens einschließlich der verwickelten Probleme der modernen Sozial- und Staatswissenschaft einer vielfach unreifen eingebornen Jugend vorgetragen werden. Die fünf Universitäten (Prüfungsbehörden) Lahore, Allahabad, Kalkutta, Bombay und Ma-

dras senden jährlich viele hundert mit akademischen Würden bekleidete junge Männer ins Leben hinaus. Andere junge Inder verweilen kürzere oder längere Zeit in England selbst, um dort, am „Herd der Freiheit", ihren Studiengang zu durchlaufen oder zu vollenden. Alle diese jungen Herren schauen nach einer ihrer Erziehung und Bildung angemessenen Lebensstellung aus. Nur verhältnismäßig wenige finden im Handel und in der Industrie einen lohnenden Wirkungskreis, weil Indien eben kein Industriestaat ist. Der ärztliche Beruf leidet unter der uneingeschränkten Freiheit der Quacksalberei. Auch die Regierung kann nur eine beschränkte Zahl von Aspiranten in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung unterbringen. Und so kommt es denn, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl junger Männer sich dem Studium der Rechtswissenschaften zuwendet, um dann später beim Mangel einer auskömmlichen Praxis in der politischen Wühlhuberei etwelchen Ersatz für ihre getäuschten Lebenshoffnungen zu suchen. Dieses Gelehrtenproletariat nimmt in einigen Landesteilen, namentlich in Bengalen, von Jahr zu Jahr



Lotus. (Nelumbium speciosum.)

unheimlich zu, und auch bei den „Nationalkongressen" sind die ärgsten Schreier und Hetzer in der Regel Juristen ohne Klienten. Selbstverständlich haben die Inder es den Europäern schon längst abgesehen, wie man ein Ziel, das man sich gesteckt hat, mit allen „konstitutionellen" Mitteln verfolgen kann. Zu diesen „erlaubten" Mitteln aber, die geeignet sind, um von unten auf die Regierung einen gewissen Druck auszuüben, gehören eben auch die in England und Amerika so beliebten „Monstremeetings" (Riesenversammlungen). Gegen ein solches Vorgehen der Inder kann daher der Engländer billiger Weise keine Einwendung erheben, da jene dadurch nur eine Methode befolgen, welche er selbst anderwärts schon oft mit bestem Erfolg in Anwendung gebracht hat.

Die nüchternen Holländer haben in ihren ostasiatischen Kolonien das heikle Problem des Unterrichts der Eingebornen ganz anders gelöst. Sie lassen ihren Untergebenen einen ziemlich weitgehenden Elementarunterricht, der vor allem praktische Ziele verfolgt, zukommen, verbieten ihnen aber das Erlernen der Sprache ihrer Herren. Natürlich werden durch letztere Maßregel den Eingebornen auch die höhern Wissenschaften verschlossen. Wenn auch dieses Verfahren aus engherzigen und selbstsüchtigen Beweggründen entsprungen ist, so hat es wenigstens die gute Wirkung, daß die braunen Söhne der Sundainseln und der Molukken sich nicht durch die verfänglichen Theorien der modernen Staatsrechtslehrer die Köpfe erhitzen.

Die indische Patriotenpartei, die in den alljährlichen Kongressen ihren Mittel- und Vereinigungspunkt hat, teilt sich zur Zeit in zwei Lager: in die Gemäßigten und in die Extremen. Zur gemäßigten Richtung zählen viele höchst

einsichtige und tüchtige Persönlichkeiten aus allen Klassen des indischen Volkes, und man darf nicht daran zweifeln, daß diese Männer es mit dem Wohle des Landes ernst und aufrichtig meinen. Die Liste der Beschwerden, die sie an die Adresse der indo-britischen Regierung richten, ist ziemlich reichhaltig. Man beschuldigt die Regierung, daß sie den reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes zu geringe Aufmerksamkeit schenke, namentlich die Ausbeutung der mineralischen Bodenschätze, sowie die land- und forstwirtschaftliche Produktion zu wenig fördere; daß sie ferners die indische Industrie zu gunsten derjenigen Großbritanniens bedrücke, die Ausfuhr der indischen Erzeugnisse erschwere und die Einfuhr aus Old England auf jede Weise begünstige, so daß z. B. die Fabriken von Manchester trotz der höheren Arbeitslöhne und der teuerern Rohstoffe mit den Manufakturen von Bombay siegreich konkurrieren könnten — kurz, daß sie die wirtschaftlichen Interessen des großen Kolonialreiches denen des Mutterlandes nachsetze. Daß Indien ein größeres Maß politischer Autonomie zugestanden und den gebildeten Klassen des Volkes eine weitgehende Teilnahme an der Regierung und Verwaltung des Landes gewährt werde, ist eine selbstverständliche Forderung sämtlicher Patrioten; besonders wird es als unerträglich empfunden, daß der Vertreter der Krone, der Vizekönig samt seinen Ministern in Kalkutta, beinahe vollständig von dem Staatssekretär für Indien und dessen Rat in London abhängig ist.*) Einen weitern Grund der herrschenden Unzufriedenheit bildet das stehende Heer von

*) Der in London wohnende Staatssekretär für Indien kann gegen jeden Akt der indischen Behörden sein Veto einlegen und ist allein dem britischen Parlamente, welches der gesetzgebende Körper für das indische Kaiserreich ist, verantwortlich.

etwa 70,000 Mann europäischer Truppen, deren Unterhalt das indische Budget belastet. Auch das indische Münzwesen wird getadelt, weil es den Verkehr mit dem Mutterlande erschwere u. s. w. Wie man sieht, handelt es sich hier um ziemlich verwickelte politische und staatswirtschaftliche Probleme, und es ist für den Uneingeweihten schwierig, zu entscheiden, ob und in welchem Grade alle diese Anklagen berechtigt sind. Auf jeden Fall wird die Regierung gut daran tun, der Stimme der Gemäßigten ein williges Ohr zu leihen und ohne Ueberstürzung, aber doch mit fester Hand eine Reihe zeitgemäßer und heilsamer Reformen ins Werk zu setzen.

Ein ganz anderes Bild bietet der radikale Flügel der indischen Nationalisten dar. Die Extremen haben offen die Ausrottung der Fremdherrschaft auf ihre Fahne geschrieben und scheuen sich nicht, zur Erreichung ihres Zieles an die niedersten Instinkte des Pöbels zu appellieren. Vorläufig müssen sich diese Fanatiker damit begnügen, namentlich in den Städten Bengalens den verhaßten „Mlecha" (Fremdlingen) im allgemeinen und den Regierungsbeamten im besondern das Leben sauer zu machen.

Vor ungefähr drei Jahren beschloß die indische Regierung, die Provinz Bengalen (Nieder-Bengalen) in zwei Provinzen, West-Bengalen und Ost-Bengalen mit Assam, zu teilen. Das Gebiet war zu ausgedehnt und die Verwaltung zu schwierig für einen einzigen Provinzialgouverneur und dessen Beamtenpersonal. Diese weise und notwendige Maßregel gab den ersten Anstoß zu der beklagenswerten politischen Aufregung, unter welcher Bengalen gegenwärtig leidet. In der vorigen Gesamtprovinz Bengalen bildeten die Hindu die erdrückende Mehrheit der Bevölke-

rung, während in der jetzigen Teilprovinz „Eastern Bengal and Assam" die Zahl der Mohammedaner die der Hindu beträchtlich übertrifft. Sogleich erhob sich der Entrüstungsschrei: „Der Hindu ist dem Muslim geopfert worden!" Um wegen des Trennungsbeschlusses an der Regierung Rache zu nehmen und möglicherweise die Maßregel selbst rückgängig zu machen, brachten die „Babu" (Hindu von Bengalen) die Swadeschi-Bewegung in Gang und bemühten sich redlich, dem Gouverneur der neugeschaffenen Provinz und seinen Beamten alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Damit nicht zufrieden, schickten die bengalischen Rädelsführer zahlreiche Swadeschi-Prediger nach andern Gegenden Indiens, namentlich nach dem Pandschab, um überall die unwissenden Volksmassen gegen die Europäer aufzuwiegeln. Wirklich kam es auch in Barisal, Lahore und Rawalpindi zu nicht unbedeutenden Tumulten. In Barisal richtete sich die Wut des Hindupöbels gegen die Mohammedaner, in den andern zwei Städten aber gegen die Europäer; in Rawalpindi



Weinkellner.

wurde namentlich der dortigen protestantischen Missionsstation übel mitgespielt. In allen drei Städten veranstalteten die Mohammedaner Protestversammlungen und forderten die Regierung auf, energisch gegen die Ruhestörer einzuschreiten.

Und was hat die Regierung gegen diese gefährlichen Umtriebe und Wühlereien bis anhin getan? Nicht viel. Sie hat bis jetzt eine mehr abwartende Haltung beobachtet. Durch ein Rundschreiben wurden die Lokalbehörden aufgefordert, ein wachsames Auge auf die Presse zu haben und die bezüglichen schon bestehenden Gesetze unnachsichtlich anzuwenden. Auch hat man zwei der gefährlichsten Agitatoren ohne weiteres festgenommen und nach Birma „verschickt". Diese anscheinend unbedeutenden Maßregeln haben auf die erhitzten Gemüter bereits sehr abkühlend gewirkt, so daß gegenwärtig überall, wenigstens äußerlich, Ruhe und Ordnung herrscht.

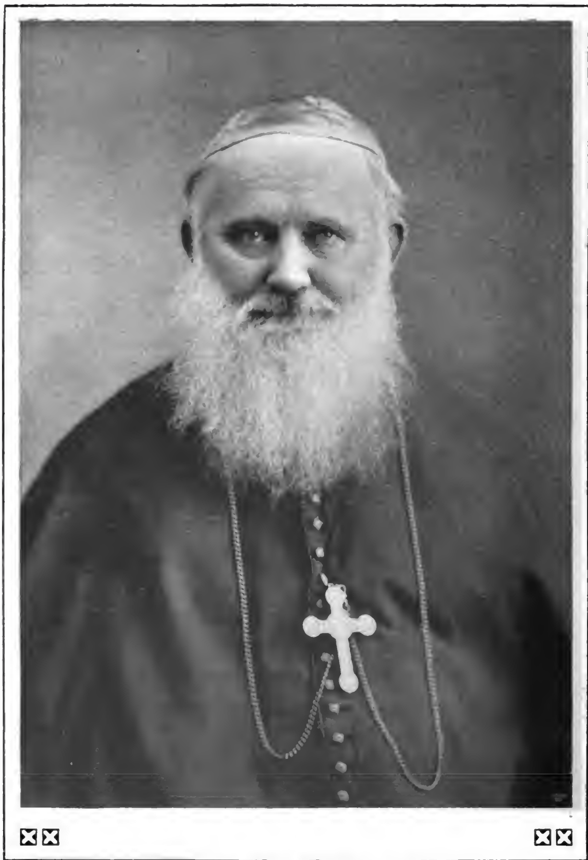
Was wird uns aber die Zukunft bringen! —

In Europa mag man, durch unzuverlässige oder maßlos übertriebene Zeitungsnachrichten getäuscht, glauben, daß die letzte Stunde der britischen Herrschaft über Indien bereits geschlagen habe. Wer aber die eigenartigen Verhältnisse dieses gewaltigen Reiches aus persönlicher Anschauung und Erfahrung kennt, kann zur Zeit eine derartige Befürchtung nicht teilen. Eine weniger gewissenhafte Regierung möchte vielleicht die innern politischen Schwierigkeiten dadurch zu überwinden suchen, daß sie bei ihren Untertanen den alten Rassenhaß anfachen und den hinduistischen Störenfrieden die kräftigen und stolzen Mohammedaner auf den Hals hetzen würde. Doch der ehrliche John Bull verschmäht es, zu solchen machiavellischen Auskunfts-

mitteln Zuflucht zu nehmen; er fühlt sich noch immer stark genug, dem Drachen der Empörung die Stirne zu beten. Die 70,000 gutbewaffneten und wohlgeübten europäischen Soldaten mit ihrer formidablen Artillerie wären gewiß imstande, mehrere Hunderttausende von Aufrührern so lange im Schach zu halten, bis aus Europa die nötigen Verstärkungen an Mannschaften und Kriegsschiffen eintreffen würden. Auch muß man bedenken, daß den Eingebornen seit dem großen Aufstande des Jahres 1857 der Besitz und Gebrauch von Feuerwaffen streng verboten ist. Was das indische Unterrichtswesen anbetrifft, so läßt die Regierung selbst durch die oben erwähnten Mißerfolge sich nicht von dem einmal eingeschlagenen Wege abbringen. Soeben hat sie einen Gesetzesvorschlag eingebracht, daß in ganz Indien der gesamte Elementarunterricht völlig freigegeben werden soll. Wie bisher, wird sie auch in Zukunft ohne engherzige Rücksicht auf Rasse, Religion oder Konfession die Mitarbeit aller wahren Erziehungsfreunde willkommen heißen.

Und so werden die Briten trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten das Werk der Zivilisation Indiens, das ihnen von der Vorsehung anvertraut ist, mutig und unentwegt weiterführen. Der christliche Missionär aber fühlt sich glücklich, einer duldsamen, erleuchteten und vom Geiste wahrer Humanität geleiteten Regierung zur Lösung ihrer erhabenen Aufgabe seine Mitwirkung leihen zu können.

Bombay, im August 1907.



Dr. Theodor Dalhoff S. J.
Erzbischof von Bombay.



Bombay. Kirche vom hl. Namen Jesu; erzbischöfl. Residenz und Mädchenschule.

Zwei Oberhirten der Erzdiözese Bombay.

Dr. Theodor Dalhoff S. J.

(1837—1906.)

Wir haben bereits die großen Verdienste des nun selig verstorbenen Kirchenfürsten um die Hebung und Ausbreitung des Katholizismus in der Stadt und im Erzbistum Bombay gebührend betont (S. 39). Dem Gesagten fügen wir noch die nachstehenden biographischen Notizen bei.

Theodor Dalhoff, geb. 1837 zu Egelnpoeten in Westfalen, bezog mit 18 Jahren das Gymnasium zu Brilon und widmete sich nach wohlbestandener Reifeprüfung an der Akademie von Münster dem Studium der Philosophie und Theologie. 1859 trat er in die Gesellschaft Jesu ein und vollendete die vorgeschriebenen literarischen und philosophischen Studien in den Ordenshäusern von Münster, Bonn und Maria-Laach. Ende 1865 schickten ihn die Obern als Missionär nach Indien. In Begleitung des seither eben-

falls verstorbenen Paters Leiter aus St. Gallen landete er am 28. Jan. 1866 in Bombay. 1868 erhielt er die Priesterweihe. Nun folgten 23 Jahre segensreicher Wirksamkeit teils in der Seelsorge, teils in der Schule. Namentlich steht der Verewigte als zeitweiliger Rektor unseres St. Xavier's Kollegs bei seinen ehemaligen Zöglingen noch in bester Erinnerung. Doch die Vorsehung hatte ihn zu noch Höherem berufen. Ende Dezember 1891 wurde er von Papst Leo XIII. zum 3. Erzbischofe von Bombay ernannt und am 31. Januar 1892 in der Kathedrale Sta. Esperanza geweiht. Während seiner vierzehnjährigen Amtsführung bewies er sich als ein würdiger Nachfolger der vielverdienten und gelehrten Oberhirten Dr. Porter und Dr. Meurin. Auch die 1895 erfolgte Gründung einer katholischen Mission im Gudschrat, die seither einen erfreulichen Aufschwung genommen, ist der Anregung und Mitwirkung des seeleneifrigen Erzbischofs zu verdanken.

Nachdem Dr. Dalhoff bis ins Greisenalter seiner Herde in Wort und Tat als ein guter und treubesorgter Hirte vorgeleuchtet und sich nicht nur die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen, sondern auch die Hochachtung Andersgläubiger, selbst der höchsten Regierungsbeamten erworben hatte, ist er am 12. Mai 1906 vom Todesengel zum Empfange des ewigen Lohnes abgerufen werden.

R. I. P.



Dr. Hermann Jürgens S. J.
Erzbischof von Bombay.

Dr. Hermann Jürgens S. J.

Nach längerer Sedisvakanz ernannte Papst Pius X. am 28. Mai 1907 den HH. Dr. Hermann Jürgens, S. J., zum Metropoliten von Bombay. Der neue Oberhirte ist wie sein unmittelbarer Vorgänger ein „Sohn der roten Erde". Geboren am 8. Dezember 1847 zu Münster, trat er schon mit 15 Jahren in den Jesuitenorden ein. Nachdem er seine höhern Studien an verschiedenen Ordensschulen vollendet hatte, bildete er sich auf der Universität Bonn in den Naturwissenschaften aus und wurde nachmals Lehrer derselben in der Erziehungsanstalt der deutschen Jesuiten zu Blyenbeck (Holland). 1876 begab er sich nach Ditton-Hall (England), wo er nach Absolvierung des theologischen Kurses Ende 1880 zum Priester geweiht wurde. Nachdem er weitere sechs Jahre zu Blyenbeck im Lehrfache tätig gewesen, erhielt er 1886 den Befehl, in die Mission von Bombay abzugehen. Während seiner 21jährigen erfolgreichen Wirksamkeit in Indien war er nacheinander Lehrer der Chemie am St. Xavier's Kolleg, Superior der Jesuitenmission in den Diözesen Bombay und Puna, Rektor des ebengenannten Kollegs, zuletzt Seelsorger in Karaschi und Puna. Am 14. Juli a. c. erhielt Mgr. Jürgens in seiner Kathedrale die Bischofsweihe. Konsekrator war S. Gn. der Erzbischof von Kalkutta; die Suffragane des Erwählten, die hochwst. Bischöfe von Puna, Mangalur und Tritschinapoli, sowie der portugiesische Bischof von Daman fungierten als Assistenten.

Der folgende Tag, der 15. Juli, war für die Katholiken von Bombay nicht weniger denkwürdig. Der rührige Pater Augustin Seither, S. J., ein Rheinpfälzer und mehrjähriger Lehrer der englischen Literatur am St. Xavier's Kolleg, hatte bei diesem Anlasse mit Beihilfe einiger hervorragender Männer geistlichen und weltlichen Standes einen „Katholikentag“ oder, wie man hier zu sagen pflegt, einen „Monstremeeting“ (Riesenversammlung) veranstaltet. Die geräumige Halle des städtischen Rathauses war bis auf das letzte Plätzchen angefüllt. Drei Erzbischöfe und ebensoviele Bischöfe, umgeben von wenigstens 5000 Katholiken aus allen einheimischen Rassen und Ständen — dies war ein Schauspiel, das für Indien ebenso selten wie erfreulich und erhebend war. Ich mag hier nicht auf die interessanten mehrstündigen Verhandlungen eingehen; nur dies erwähne ich, daß zum Schlusse der Tagung zwei Telegramme abgesendet wurden. Das eine war an den heiligen Vater in Rom gerichtet; das andere war für Msgr. Richard, Kardinal-Erzbischof von Paris, bestimmt, um diesen ehrwürdigen greisen Kirchenfürsten, den ganzen französischen Episkopat und alle treuen Katholiken Frankreichs in ihrer gegenwärtigen bedrängten Lage der wärmsten Sympathien ihrer Glaubensgenossen im fernen Indien zu versichern.

Unserm lieben Ordensgenossen und wackeren deutschen Stammesbruder auf dem erzbischöflichen Stuhle der indischen Großstadt aber rufen wir ein herzliches „Ad multos annos!“ zu.



Inhalt

Illustrationen

Vier Karten.

Urteile über:

Baumbergers Werke:

Viel Geist, viel Güte, viel scharfe Beobachtungsgabe, aber auch ein warmer Humor und ein Teufelchen Schelmerei spricht aus diesen Blättern, über die ein frischer Hauch echter Naturpoesie seinen Zauberschleier ausbreitet.

(Literaturblatt, Wien.)

Ich nenne Baumberger kurzerhand den schweizerischen Hansjakob.

(Karl Muth.)

Les livres de M. Baumberger sont charmants.

(Gazette de Lausanne.)

„Diese Skizzen und Novellen sind ergreifend — Volkslektüre im edelsten Sinne des Wortes."

(Kantonsstatistiker Kollbrunner, Zürich, über „Juhu-Juuhu!")

Das deutsche Gemüt hat für dieses Buch die stärksten Faden gewonnen; die Wärme und Innigkeit der Schilderungen macht den Leser mit dem Verfasser schon nach den ersten Seiten vertraut wie mit einem guten Freund und Wandergefährten.

(Braunschweig, Westermanns Monatshefte über „Questa la via!")

Die Franzosen nennen mit Recht ihre Lieblingsbücher „Livre de chevet". — Dieses Buch zauberte an meinem Lager die Stunden der Krankheit hinweg, und als ich es schloß, in tiefer Nacht, da hörte ich noch wie fernes Aveläuten im Tale von Gherdeina, da sah ich die Dolomiten im Mondschein, da duftete mein ganzes Zimmer, wie es mir schien, nach Alpenrosen von der Seissenfluh und nach den blühenden Reben Merans...

(Isabella Kaiser über „Questa la via!")

Baumberger ist einer von denjenigen Guckinsland, deren Erzählermund einen, wie dem Gspüsli (Braut) seiner, ewig nie langweilt.

(Meinrad Lienert, der Schweizerdichter, über „Grüeß Gott".)

Baumberger's Buch erfüllt eine der wichtigsten Anforderungen, die man an ein schriftstellerisches Kunstwerk stellen kann: Uebereinstimmung der Darstellung mit dem Gegenstande. Der Gegenstand ist Sonne, Meerfahrt, Ferienglück, Freude an Natur, an neuen Menschen und neuen Sitten. Und so ist die Darstellung eine sonnige... Man unterliegt daher beim Lesen dem doppelten Zauber des Interesses für ein in der deutschen Reiseliteratur höchst selten beschriebenes und höchst merkwürdiges Ländergebiet Südeuropas...

(Dr. Widmann im Bund über „Blaues Meer und schwarze Berge".)

Seit Jahr und Tag ist mir nichts in die Hände gekommen, das mich ob seiner Frische, Wahrheit und Natürlichkeit und ob seiner sachlichen Einfachheit mehr gepackt hätte....

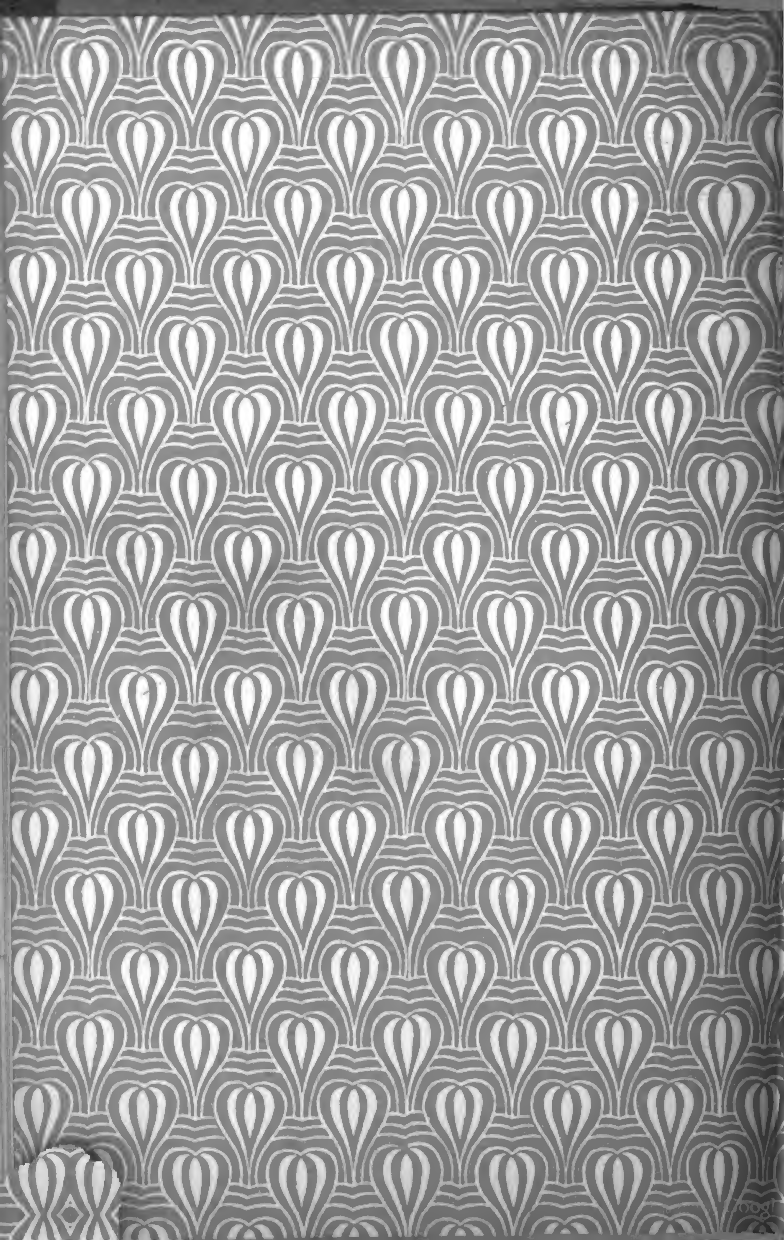
(Direktor Söhnrey, Berlin, über „Juhu-Juuhu!")

Das ist wieder einmal der ganze Baumberger mit seinem blühenden Geist und seiner sonnigen Laune, mit dem scharfen Auge, der fein empfindenden Seele, dem tiefen Gemüt, dem lachenden Witz und zarten Humor, Baumberger, der Dichter, der Maler, der Politiker, der Kulturhistoriker, der Soziologe, der Reiseschriftsteller, der Botaniker, der Bummler, der Tourist, alles in einer Person und in einem Buche. Wir haben „Grüeß Gott" neuerdings gelesen und möchten dessen Verfasser am liebsten einen Tyrannen nennen, freilich nicht einen Tyrannen, der seine Sklaven mit Stockschlägen und Peitschenhieben vor sich hertreibt. Baumberger tyrannisiert die Leser in der liebenswürdigsten Weise von der Welt; durch eine magische Kraft versteht er dieselben sich gefügig zu machen; er lockt und bannt die Seelen in das Reich seines Geistes, seiner Gedanken und Bilder und läßt sie los, wann's ihm gefällt. Wir wissen nicht, welcher Partie der Vorzug gebührt; wer das Buch liest, liest das Ganze und lernt es lieben, denn die Zaubermacht der Schönheit hat hier die Hand des Schreibers geleitet.

(P. Sigisbert Meier, Professor der Aesthetik und Literatur.)



Alpsegen.
Nach der Originalzeichnung von H. B. Wieland.
(Aus Baumberger, „Grüeß Gott!“)





Ind 2009.08.6
Aus Indien :
Widener Library
006206223
3 2044 088 737 275

